

Landesbibliothek Oldenburg

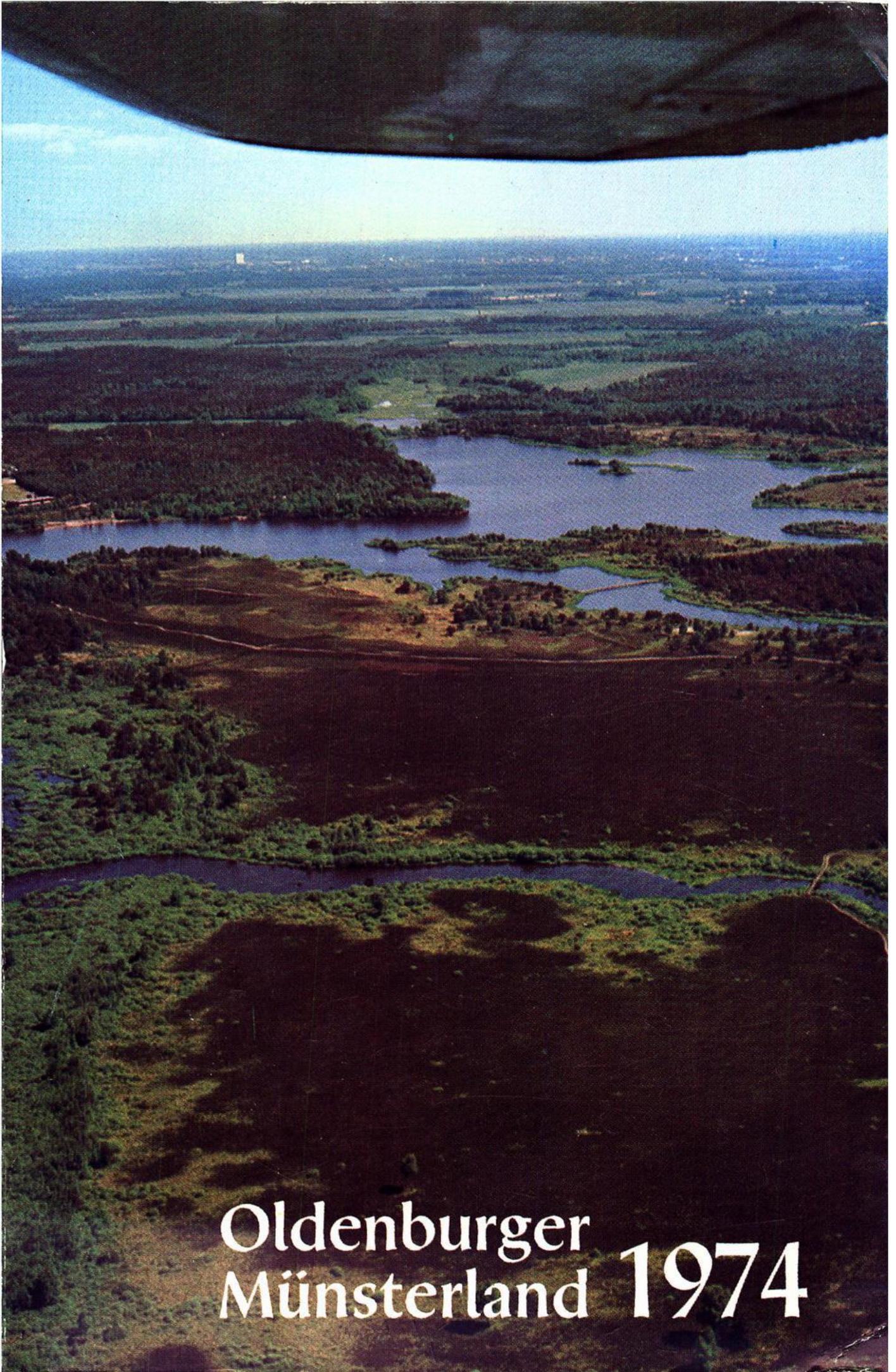
Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Bd. 23. 1974

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285



Oldenburger Münsterland 1974



Bei einem Rundflug vom Flugplatz Cloppenburg/Varrelbusch präsentiert sich die Thülsfelder Talsperre inmitten des Landkreises Cloppenburg als eine nordische Schärenlandschaft. Das Naturschutzgebiet im geplanten Naturpark Thülsfelder Talsperre-Hümmling wird die vielfältigen Landschaftselemente der Ems-Hunte-Geest einzigartig erhalten können. Noch 50 Jahre nach Baubeginn der Naturtalsperre zeigen sich deutlich die Kampzonen der „Kulturlandschaft“ zwischen Röhricht, Uferweide, Kiefer, Birke und Heide. Die Luftaufnahme gelang Herrn Wilhelm Schwantje, Cloppenburg, im Sommer 1972 und dokumentiert die heilen Waldkulissen zwischen dem Südtail der Thülsfelder Talsperre und der Kreisstadt Cloppenburg vor der Sturmkatastrophe am 13. November 1972.



JAHRBUCH
für das Oldenburger Münsterland
1974

Herausgegeben
vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland

Bearbeitet von Franz Dwertmann - Franz Hellbernd
Franz Kramer - Dr. Helmut Ottenjann - Alwin Schomaker

VERLAG: VECHTAER DRUCKEREI UND VERLAG GmbH, VECHTA



*Dieses Jahrbuch wurde gedruckt
mit Unterstützung:*

Landkreis Cloppenburg

Landkreis Vechta

Oldenburg-Stiftung

© Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck in jeglicher Form nur mit schriftlicher Genehmigung des Redaktionsausschusses.

Druck: Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH, Vechta.



Bilderbogen

Oldenburger Münsterland

2. Folge: Landschaftsbilder aus dem Landkreise Cloppenburg



Durch diese jährliche Bilderreihe erhoffen wir, eine repräsentative Dokumentation über das Oldenburger Münsterland zu schaffen, Quellenmaterial und Spiegelbild unserer Heimat in Vergangenheit und Gegenwart.

Für das Jahrbuch 1975 ist eine Dokumentation des Oldenburger Münsterlandes in Luftbildern und -fotos vorgesehen. Wir bitten schon jetzt darum, das vorhandene Archivmaterial durch die Einsendung zahlreicher Motive in Schwarzweiß oder Farbe zu vervollständigen.

Bildeinsendungen werden möglichst bald erbeten an:

Geschäftsführung des Heimatbundes 459 Cloppenburg, Museumsdorf,
Postf. 1344

Der Bilderbogen 1974 wurde zusammengestellt und beschriftet von:

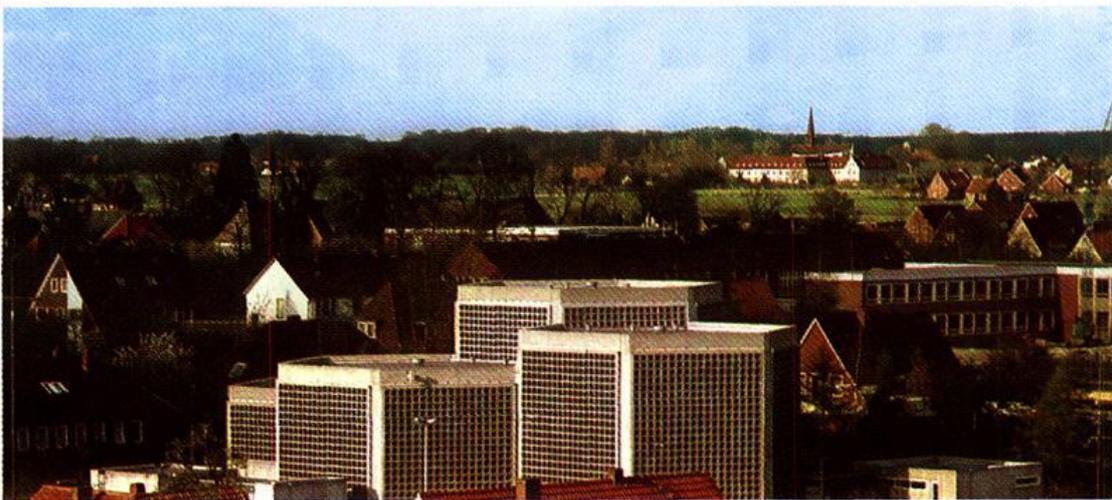
Toni Bösterling, Cloppenburg.

Die Fotos stammen aus dem Archiv des Landkreises Cloppenburg und wurden gestaltet von:

Berding, Oldenburg	19
Döring, Hoheging	6
Hoffhaus, Cloppenburg	18
Körtzinger, Cloppenburg	9, 14
Kramer, Löningen	3
Loges, Oldenburg	16
Schünemann, E'fehn	1, 17, 20, 21
Schwantje, Cloppenburg	8, 27, 28, 29, 30
Wagner, Oldenburg	7, 13
Walter, Cloppenburg	4, 22, 24, 25
Westerhoff, Cloppenburg	2, 10, 11, 12, 15, 23, 26, 31, 32, 33, 34, 35, 36
Weyland, Barßel	5



1. Barbel an der Soestener Niederung



2. Cloppenburg mit St. Josef und der Jugendburg



3. Löningen im Hasetal

4



4. Kokerwindmühle aus Altenoythe im Museumsdorf Cloppenburg

Landschaftsbestimmende Silhouetten

Während ehemals schlichte Kirchtürme im Landkreis Cloppenburg aus der großflächig gegliederten Geestlandschaft ragten, werden heute diese Landschaftskontraste mehr und mehr von gewerblichen Bauten, kubischen Futtersilos, Verkehrsanlagen und raumbeanspruchenden Siedlungen gebildet. Einige altgewachsene Ortsbilder finden in der natürlichen Eigenart der Landschaft ihre Grenzen und könnten ihre Harmonie beibehalten. So kann Barbel mit seinem fein gegliederten Ortsrand an der Soesteau eine typische Landschaftseinheit bewahren. Noch kann die Kreisstadt Cloppenburg ihre städtebaulichen Akzente vor der Waldkulisse der Bührener Tannen anbieten, bevor eine geplante Umgehungsstraße und Siedlungsgeschosse neue Kontraste zur Naherholungslandschaft bilden. Die Talaue der Hase bietet dem Erholungsort Lönigen das tägliche Grün, das geplante Siedlungsentwicklungen wohltuend begrenzt.



5. *Urstromtal Barßeler Tief*



6. *„Urwald“ Baumweg*



7. *Heidesanddünen an der Thülsfelder Talsperre*



8. Erholungswirksame „Kulturlandschaft“ der Thülsfelder Talsperre

Landschaftsentwicklung

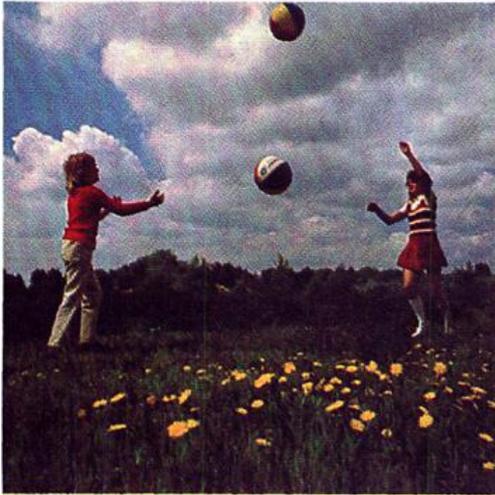
Eine bandartige Überdeckung durch Urstromtal, Hochmoor, Geest und Geestrand bildete die unterschiedlichen Strukturverhältnisse im Landkreis Cloppenburg. Nach einer langen Landschaftsentwicklung sind die Lebensbedingungen nahezu angeglichen. Trotz investitionsreicher „Meliorationen“ sind einzigartige Beispiele von Phasen der Landschaftsentwicklung erhalten geblieben. Während nacheiszeitliche Urstromtäler im Norden und Süden den Raum des Landkreises Cloppenburg begrenzen, setzte eine natürliche Bewaldung auf der flachwelligen Geest ein. Eine immer intensiver werdende landwirtschaftliche Nutzung zerstörte die lichten Laubholzwälder, wodurch die Heide und damit die Schafhaltung ihre größte Ausbreitung erfahren konnte. Diese Hauptwirtschaftsgrundlage wurde derart intensiv, daß die Landschaftszerstörung im vorigen Jahrhundert zu einem systematischen Landschaftsaufbau zwang.



9. Mischwald

Lebensraum und Erholungslandschaft

Die Tragfähigkeit der Umwelt für alle wachsenden Ansprüche ist nur bei einer integrierten Raumplanung gegeben. Eine enge Kooperation der Lebensbedürfnisse mit der Landschaft wird immer zwingender. Es muß ein ständiges, jeden verpflichtendes Bemühen sein, einen optimalen Lebensraum zu sichern und zu gestalten. Neben der Chance eines neuen Landschaftsaufbaus nach der Sturmkatastrophe vom 13. November 1972 ist es nunmehr möglich, den Lebensraum der sonst schlichten Landschaft des Kreises Cloppenburg mit Aktivitäten bereichern zu können. Die potentiellen Erholungslandschaften bedeuten einen wesentlichen Bestandteil der Infrastruktur und können zu einer Verbesserung der Standortbedingungen des gesamten Raumes beitragen. Die Voraussetzungen für einen Sport- und Familienurlaub sowie für die tägliche Naherholung sind gegeben, man muß die Reize der Landschaft nur entdecken.



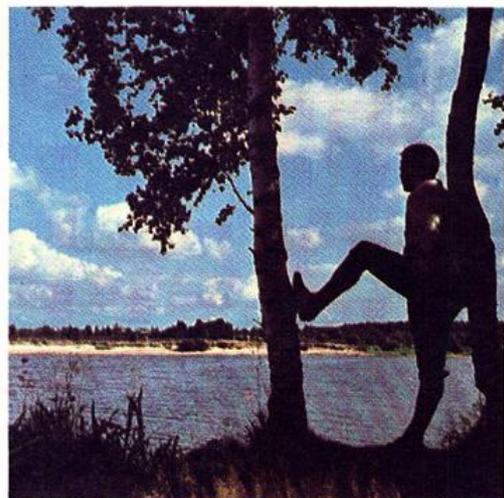
10. Spielen



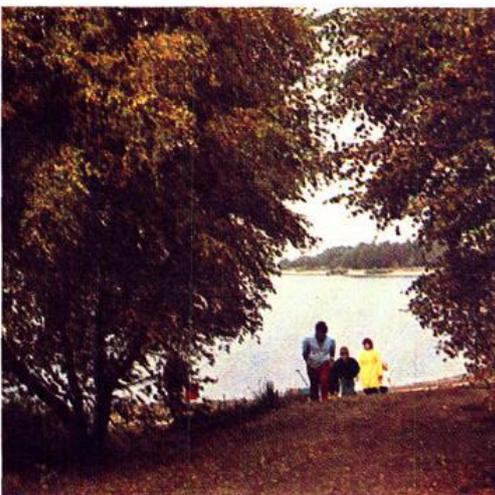
11. Baden



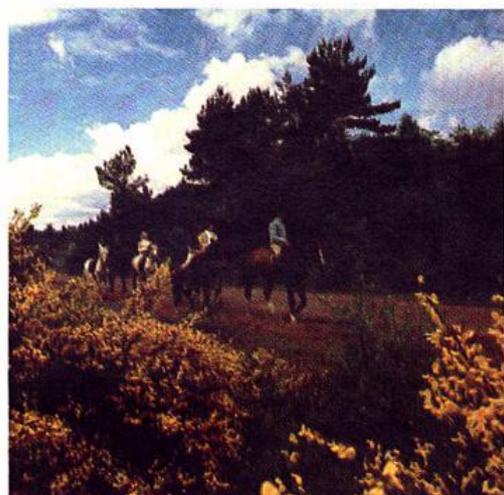
12. Angeln



13. Entdecken



14. Wandern



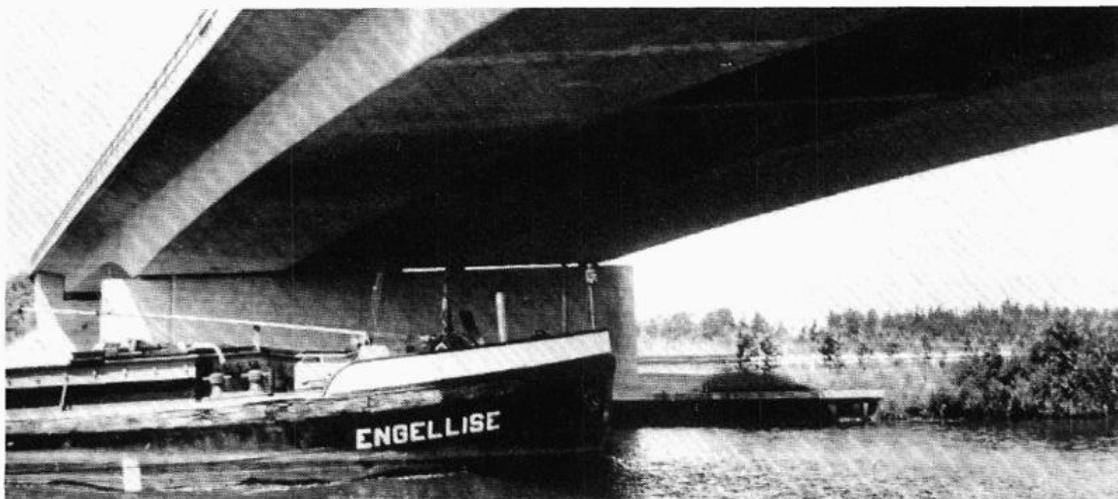
15. Ausreiten



16. Ölfördertürme



17. Torfabbau



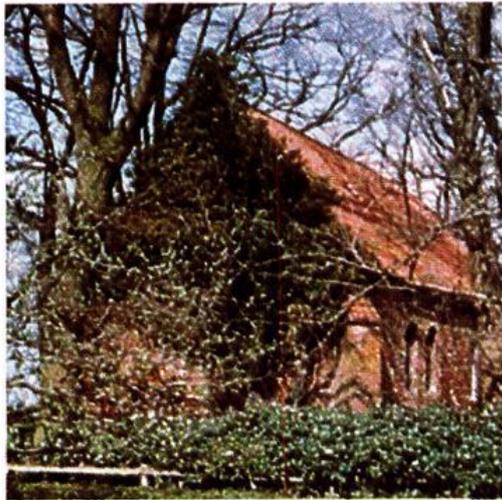
18. Küstenkanal



19. Industrie — Landwirtschaft — Wohnen

Landschaft als Wirtschaftsraum

Die Landschaft ist nicht nur Erholungsraum, sondern Wirtschafts- und Lebensraum schlechthin. Trotz geringer Besiedlungsdichte des Landkreises Cloppenburg ist eine intensivste Landnutzung durch Landwirtschaft, Wirtschaft und Siedlung mit allen ihren Ver- und Entsorgungseinrichtungen erreicht. Nunmehr sind die wachsenden Ansprüche an den Raum sorgfältig abzuwägen und die öffentlichen Belange der Versorgung, des Verkehrs und der Produktion mit den Bedürfnissen zum gesunden Wohnen, Arbeiten und Erholen abzustimmen. Eine stete Orientierung der Bevölkerung am Planungsprozeß zur Wahrnehmung der ureigensten Lebensansprüche kann zu einer Ordnung des Raumes und einem schadlosen Nebeneinander beitragen. Dieses gelingt um so eher, je mehr Landschaftsräume für Landwirtschaft und Erholung gesichert bleiben und andere Nutzungen auf wenige Standorte konzentriert werden.



20. *Johanniterkapelle Bokelesch*



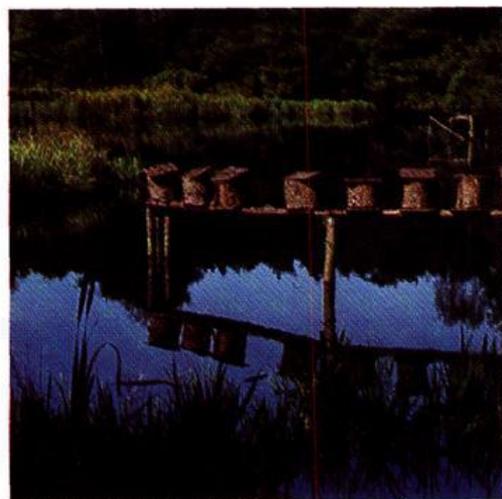
21. *Zugbrücke Elisabethfehnkanal*



22. *Amtsgericht, Stadtpark Friesoythe*



23. *Großsteingrab Bischofsbrück*



24. *Vogelschutz, Ahlhorner Fischteiche*



25. *Der letzte Platz des Altbauern*



26. Amtsbäude im Stadtpark Cloppenburg

Stille Sehenswürdigkeiten

Neben den raumwirksamen Achsen des Verkehrs, der emittierenden gewerblichen Wirtschaft und Landwirtschaft oder dem raumergreifenden Hochbau blieben noch stille Sehenswürdigkeiten. Sie geraten mehr und mehr in Gefahr, erdrückt zu werden, wenn die „planungsrechtlich vorbereitete“ städtebauliche Ordnung zur Willkür wird oder Zwangsplanungen die Entwicklung beherrschen. Damit bleiben die mit einer behaglichen Atmosphäre umgebenen Kleinode lediglich engste Oasen der Ruhe und Stille in der Betonlandschaft. Sinnvoller wäre die Erhaltung und Öffnung ähnlicher landschaftswirksamer Elemente, und wenn sie auch noch so bescheiden sind, in benachbarte, von der Landschaft vorgegebene Strukturen wie Taleinheiten, Waldränder, Wallhecken und Eichenkämme. Damit kann jedem die gleiche schöne Umgebung und eine Chance zur täglichen Freizeitnutzung erhalten werden.



27. Soesturstromtal bei Barbel



28. Landbrücke des Saterlandes



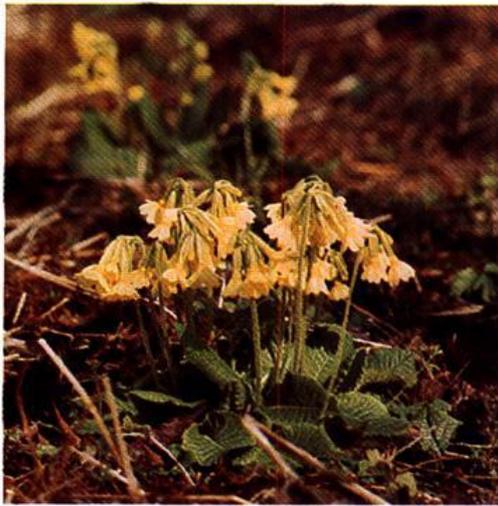
29. Hasetalsandniederung am Geestrand



30. Geestlandschaft mit dem Bauerschaftsort Benstrup

Luftbild-Dokumentation der Naturräume

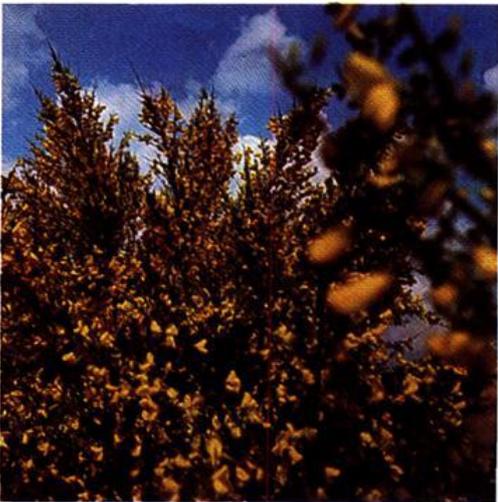
Die Naturräume bilden die Grundlage des menschlichen Daseins eines jeden Raumes. Sie sind sowohl Träger einer Fülle von Lebenserscheinungen und sozialer Bindungen, als auch der natürlichen Wirkungszusammenhänge zwischen den Naturgegebenheiten von Boden, Wasser, Luft, Pflanze, Tier und Mensch. Die Luftbilder dokumentieren deutlich die Gliederung der Landschaftstypen im Landkreis Cloppenburg und den verändernden Einfluß des Menschen. Die sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebensformen dürfen den Raum jedoch nur soweit in Anspruch nehmen, daß die natürliche Eigenart der Landschaft erhalten bleibt, die den Bewohner auch heute noch prägt. Es müßten auch „morgen“ noch bäuerliche Dorfeinheiten ungestört funktionieren oder die jeweils raumspezifischen Lebenseinheiten wie Wohnen, Arbeiten, Nachbarschaft, Brauchtum, Sprache und Originalität dem Raum angepaßt bleiben.



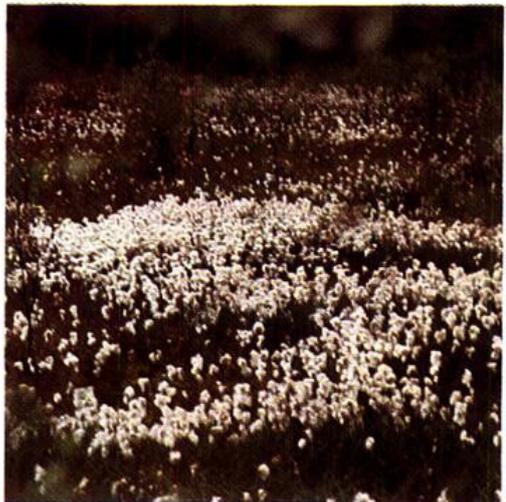
31. *Primeln*



32. *Buschwindröschen*



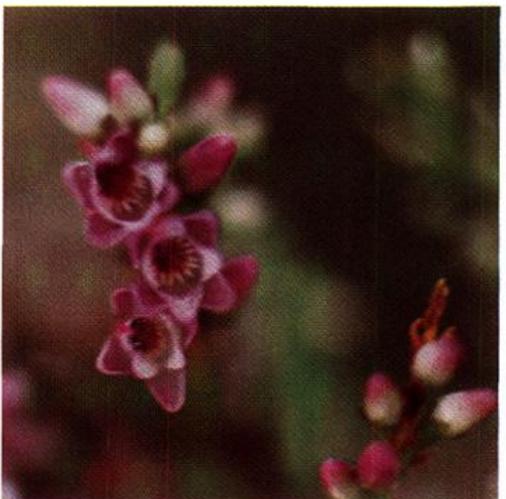
33. *Ginster*



34. *Wollgras*



35. *Löwenzahn*



36. *Besenheide*

Naturkunde

Schon gewußt . . .

VON HEINRICH STILKENBOHMER

daß ein ausgewachsener Haselnußstrauch im Jahr über 60 Millionen Pollenkörner erzeugt?

daß Pappeln und Walnußbaum Windblütler sind?

daß der Blütenstand der Prachtscharte (Liatris) im Gegensatz zu allen Blütenständen unserer Gegend von oben nach unten aufblüht?

daß der Saft des Schöllkrautes (übrigens hier die einzige Pflanze mit gelbem Milchsaft) als Warzengift verwendet wurde?

daß die Früchte des Pfaffenhütleins (das in allen Teilen giftig ist) vom Rotkelchen ohne Schaden verzehrt werden?

daß die Wurzeln des Seifenkrautes früher zum Waschen feinsten Stoffe verwendet wurde? Hier und da ist die gefüllte Form noch in alten Bauerngärten oder verwildert vorhanden.

daß früher die Zweige des Gagelstrauches (Apostelholz, Flohkrut) als Abwehrmittel gegen Flöhe ins Bettstroh gesteckt wurden?



Bescheidene Farbigkeit der Jahreszeiten

So bescheiden wie die Landschaften des Landkreises Cloppenburg sind, um so aggressiver können die Gesellschaftsansprüche an sie sein. Eine Raumplanung ohne ständige Konzessionen kann die stillen, unaufdringlichen Jahreszeiten der Geestlandschaft wirksamer machen. Die Jahreszeit beginnt mit keinem überschäumenden Frühling, sie keimt durch ein anregendes Grün in fast nicht merkbaren Farbnuancen. Die kurze grüne Zeit blüht mit den Butterblumen. Die Sommer sind trocken und fahl mit wenigen Hochtagen in weiß und ginstergelb. Der Herbst wird nicht farbiger als gelb bis braun, da die sandigen Böden außer der Eiche und Birke keine Edellaubhölzer zulassen. Das Rot ist zumeist braun bis violettstichig. Im Südosten sind die Böden fruchtiger und die Vegetation lebendiger. Hier vertreiben die Schlüsselblumen den Schnee und geben den Buschwindröschen den Vorrang für einen weißgrünen Schleier, besser als der vorangegangene grauweiße Winter es vermag.

Königsfarn in der Gemeinde Lönigen

(*Osmunda regalis*)

VON HEINRICH STILKENBOHMER

Der Königsfarn fällt durch seine Größe (auf der Abb. 1,60 m) und seine hellgrün wirkenden Wedel auf. Die Fiederblättchen wirken größer als bei anderen Farnarten. Dieses und die auffallende Größe haben zu einer starken Beraubung der Vorkommen geführt.

Meyer gibt 1947 in seiner Flora für Osnabrück, Oldenburg und Ostfriesland für Süddoldenburg nur zwei Standorte an. Beide liegen in der Gemeinde Lönigen. Diese Angabe ist sicherlich lückenhaft. In der Gemeinde Lönigen waren mir außerdem noch zwei weitere Standorte bekannt, von denen der



Königsfarn im Sommer. Einige Wedel (in der Mitte des Bildes) in der oberen Hälfte fruchtbar.

Foto A. Kramer, Lönigen



Königsfarn, die ersten Wedel im Frühjahr.

Foto A. Kramer, Lönningen

eine durch Straßenbauarbeiten vernichtet ist. Der zweite ist bei Umlegungsmaßnahmen durch Tiefpflügen beseitigt. Im letzten Jahr habe ich ein neues kleines Vorkommen entdeckt, das bisher nicht bekannt war.

Genauere Ortsangaben stellen meist eine Gefahr für die botanischen Seltenheiten dar. Im Falle des Königsfarn reizt seine dekorative Gestalt und Seltenheit. Beim kleinen, unscheinbaren Schriftfarn (*Asplenium ceterach*), über dessen Vorkommen in Lindern ich im Jahrbuch 1973 berichtete, stellte ich ein Vierteljahr nach Erscheinen des Jahrbuches fest, daß von den angegebenen 27 Exemplaren nur noch 20 vorhanden waren. Hier kann also nur die Seltenheit der Anreiz zur Beraubung gewesen sein.

Giftpflanzen im Kreise Vechta

VON FRANZ RUHOLL

Wenn man von Giftpflanzen spricht, könnte man ebensogut von Drogenpflanzen oder von Heilpflanzen sprechen. Denn je nachdem wie stark die Dosis ist, wirken sie als Heilmittel, berauschend oder als todbringendes Gift. Die eigentlichen Giftstoffe wirken lähmend oder erregend auf das vegetative Nervensystem.



Bilsenkraut

Hexen sollen aus dieser Pflanze die Hexensalbe bereitet haben.

Die wichtigsten Vertreter dieser natürlichen Giftküche, die im Kreise Vechta heimisch sind, sollen hier kurz behandelt werden; allerdings nur die Blütenpflanzen, denn Pilze usw. verdienen eine eigene Abhandlung.

Das Bilsenkraut (Hyoscyamus niger L.)

Das Bilsenkraut gehört zu den Nachtschattengewächsen, einer Familie, die uns eine ganze Reihe giftiger Pflanzen bringt. Es kann eine Höhe von 50 cm erreichen. Die Blätter haben eine trübgrüne Farbe, sind buchtig gezähnt, die oberen ungestielt. Stengel und Kelch sind klebrig-zottig. Die Blüten sind fahlgelb, violett geadert und am Grunde dunkelviolet. Die Frucht bildet eine graue Kapsel mit sehr vielen Samen.

Die Pflanze hat keine dauernden Standorte. Sie tritt sporadisch mal hier mal dort an Schuttplätzen, Weg- oder Mauerrändern oder in Gärten auf. Ihr Verbreitungsgebiet ist auf ganz Europa bis an die Südgrenze von Nordschweden ausgedehnt. Für den Kreis Vechta ist sie nachgewiesen in einigen Gärten der Gemeinde Goldenstedt, Lohne, Holdorf, auf einem Schuttplatz in Südlohne, bei Stüvenmühle in der Gemeinde Visbek.

In der vergangenen Zeit hat das Bilsenkraut eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Wohl keine Pflanze war so gefürchtet und begehrt zugleich wie diese. Allerlei magische Kräfte werden ihr zugeschrieben. Noch im vorigen Jahrhundert versuchte man im Rheinland, Regen zu machen, indem man mit dieser Pflanze Wasser auf den heißen, von der Sonne beschienenen Sand sprengte. Sie war ein wichtiger Bestandteil der sog. Hexensalbe, einer Mixtur aus Schmalz und verschiedenen anderen Kräutern. Man strich sich diesen Teig auf die empfindlichen Schleimhäute und bekam — hervorgerufen durch die Gifte des Bilsenkrautes — rauschartige Wahnvorstellungen. Vielleicht ist hier sogar die Quelle der sog. Hexenritte, Blocksbergtänze usw. zu suchen.

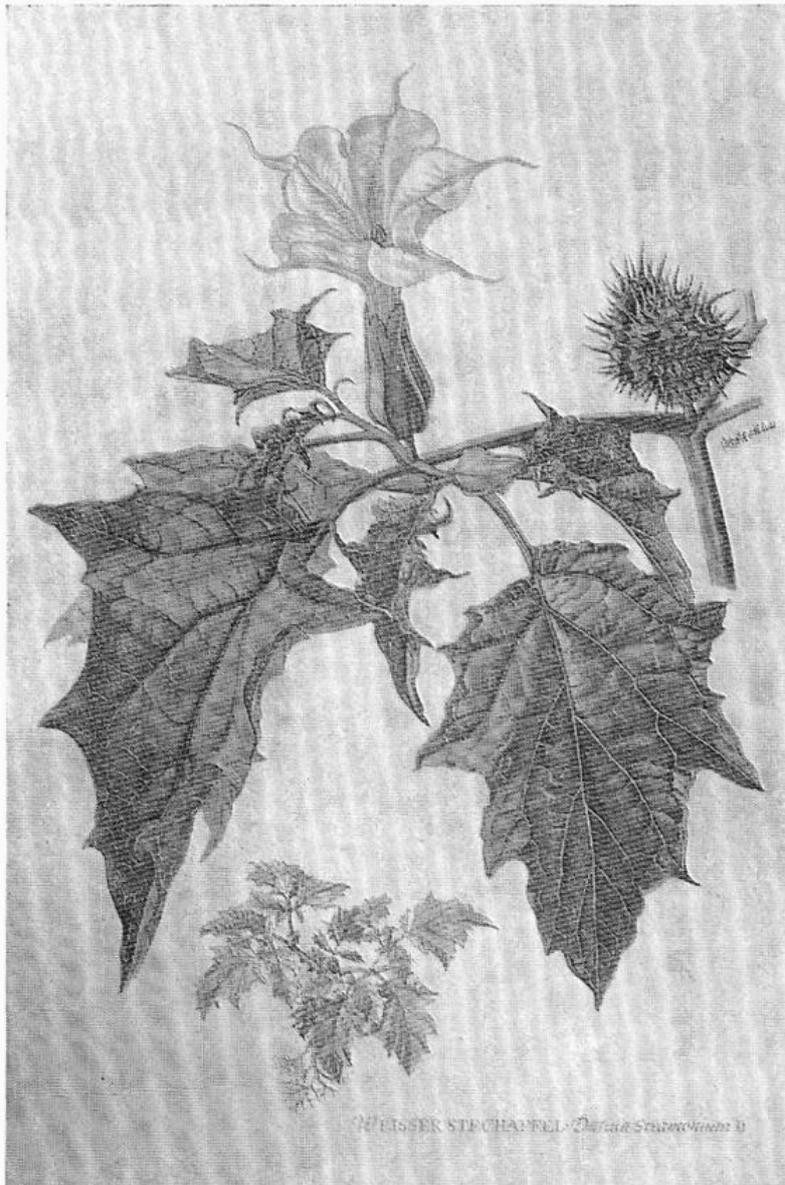
Die alten Gallier kannten bereits dieses Gift und bestrichen damit ihre Pfeile zur Erlegung des Wildes.

Gefürchtet war diese Pflanze, weil sie manchmal in den regierenden Häusern dazu diente, unliebsame Miterben oder Konkurrenten auf den Thron aus dem Wege zu schaffen. Bekannt ist auch die Stelle aus Shakespeares Drama „Hamlet“: Der Geist des verstorbenen Königs tritt auf und sagt folgende Worte: „Da ich im Garten schlief, wie immer meine Sitte nachmittags, beschlich dein Oheim meine sichere Stunde mit Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen und träufelt in den Eingang meines Ohres das schwäre Getränk.“

Der Stechapfel (*Datura stramonium* L.)

Der Stechapfel gehört derselben Familie an wie das Bilsenkraut, obwohl er sich völlig von ihm im Äußeren unterscheidet. Die weitverzweigte Pflanze kann eine Höhe bis 1 m erreichen. Die Blätter sind groß, dunkelgrün. Die Blüten bilden schneeweiße, fingerlange Trompeten, die einen betäubenden Duft ausströmen. Die zahlreichen Samen sind von einer stacheligen Kapsel umhüllt; daher der Name Stechapfel.

Die Pflanze ist heute in allen Teilen der subtropischen und gemäßigten Klimazone der nördlichen Halbkugel zu Hause. Die Standorte und die Erscheinungsweise sind ähnlich wie beim Bilsenkraut: Schuttplätze, Wegränder, an Mauern aber auch auf Dunghaufen. Im Kreis Vechta ist sie sporadisch im ganzen Gebiet anzutreffen, verschwindet aber wieder, taucht an anderen Stellen wieder auf. Hier soll noch von einigen Besonderheiten berichtet werden: Der verstorbene Diplomgartenbauingenieur J. Hempelmann aus Lohne zog eine Verwandte des gewöhnlichen Stechapfels in einem Kübel. Sie hatte eine Höhe von etwa 2 m. Die 20 cm langen trompetenförmigen Blüten waren von einer Schönheit, wie man sie selten sieht. Einige dieser tiefweißen Blüten schmückten in der Lohner Pfarrkirche St. Gertrud den Josephsaltar.



Stechapfel

Schon die Berührung der giftigen Pflanze ist für manchen gefährlich.

Bei einem Geflügelhof in Bokern, Gem. Lohne, wuchs eine andere Abart. Sie war auch wesentlich größer als die gemeine Form, und die Stengel waren blau überlaufen (*Datura stramonium* var. *Tatula* L.). Ein Bauer in Bokern, von dem ich mir auch Samen besorgt habe, pflanzte regelmäßig eine größere Menge und brauchte die Pflanzen als Mittel gegen Asthma.

Bittersüßer Nachtschatten (*Solanum dulcamara* L.)

Der bittersüße Nachtschatten kann eine Höhe bis zu 1,80 m erreichen. Der Stengel kann oben krautig, unten holzig sein. Die Pflanze bildet damit einen Übergang von Kräutern zu Sträuchern. Der Stengel ist reich verzweigt, kantig, manchmal rankend und sich niederlegend. Das Blatt ist eiförmig, die oberen sind teilweise geöhrt, d. h. die Blattstengel tragen zwei



Bittersüßer Nachtschatten

Die windende Pflanze trägt durch ihre blauvioioletten Blüten zur Bereicherung der feuchten Gebüsch- und Auenwälder bei.

kleine Seitenblättchen. Die Blüten sind langgestielt in traubenähnlichen Ständen. Die Blütenblätter zeigen eine violette Farbe; die fünf Staubblätter mit ihren Staubbeuteln umschließen den Griffel und bilden gleichsam eine aus der Blüte hervorragende gelbe Röhre. Scharlachrote, nickende Beeren bilden die Frucht.

Die Pflanze kommt in ganz Europa vor und liebt feuchte bis nasse nährstoffreiche Lehm- oder Tonböden. Man findet sie hier in Bruch- und Auenwäldern, an Ufern, Wegrändern und Hecken.

Bei einem Vergleich der Blütenform dieser Pflanze mit der Kartoffel- und der Tomatenblüte fällt uns eine außerordentliche Ähnlichkeit auf. Denn



Wasserschierling

Der hohle, innen mit quergelagerten Hohlräumen versehene Wurzelteil könnte an eine Sellerieknolle erinnern, besonders, weil der Geruch ähnlich ist.

Kartoffel (*Solanum tuberosum* L.) und die Tomate (*Solanum lycopersicum* L.) gehören zu den Nachtschattengewächsen. So bringt uns diese Pflanzenfamilie nicht nur die gefährlichen Giftträger, sondern auch wertvolle Kulturpflanzen.

Der Wasserschierling (*Cicuta virosa* L.)

Der Wasserschierling stammt auch aus der Familie der Doldenblütler. Das beste Kennzeichen für ihn ist der Wurzelstock, der knollenartig verdickt ist, innen hohl, aber durch Querwände gekammert. Das Blatt ist dreifach gefiedert, aber lanzettlich, scharf gesägt. Die Blüte ist weiß, die Frucht eiförmig.



Gefleckter Schierling

Er ist bekannt durch den Schierlingsbecher in Athen für die politischen Missetäter.

Die Pflanze ist auch in ganz Europa verbreitet, aber mehr in den gemäßigten Zonen, in Norddeutschland stärker als in Süddeutschland, fehlt in Gebirgs-lagen. Sie bevorzugt überschwemmte, kalkarme Torfschlammböden. Daher ist der Wasserschierling in Bächen, Sümpfen und Gräben zu finden. Im Kreise Vechta ist er nicht selten: bei Engelsmanns Bäke, im Carum am Fladderkanal, an den Varenescher Fischteichen tritt er auf. Nach der Begradigung der Hunte besiedelt er den gesamten Flußlauf zusammen mit dem Pfeilkraut als eine der ersten Pflanzen.

Auch im Vechtaer Moor ist er anzutreffen. Dort sollen im Jahre 1912 einige Gefangene, die im Moor arbeiteten, nach dem Genuß der Knolle gestorben bzw. schwer erkrankt sein.

Der gefleckte Schierling (*Conium maculatum* L.)

Der gefleckte Schierling gehört zur Familie der Doldenblütler. Er kann eine Höhe bis zu 2 m erreichen. Der Stengel ist rund, unbehaart und am Grund und auch höher mit roten Flecken besetzt. Das Blatt ist dreifach gefiedert, die Blüte ist weiß. Die Pflanze kommt in ganz Europa vor, fehlt aber über weite Strecken völlig und ist im allgemeinen sehr selten. Sie liebt warme, nährstoffreiche Böden.

Im Kreise Vechta fand ich ihn zum ersten Mal an der Straße von Dinklage nach Badbergen; dann bei der Abzweigung der Brockdorfer Straße von der Straße Lohne—Dinklage; in Bokern/Lohne in „Seelhorsts Moor“. Vor zwei Jahren tauchte die Pflanze plötzlich an meiner Autogarage auf. Sie erreichte eine Höhe von 1,20 m, blühte aber nicht. Im vorigen Jahr zeigte sich die Pflanze wieder und erreichte ein Höhe von gut und gern 2 m, sie kam auch zur Blüte. Eines Morgens sah ich zu meiner Überraschung etwa 30 Gartenbänderschnecken auf dieser großen Pflanze. Sie verzehrten die Blätter mit Wohlbehagen. Ich sammelte alle Schnecken ein, und nachdem ich einige gekennzeichnet hatte, setzte ich sie in einiger Entfernung wieder ins Gras zurück. Einige Tage später das gleiche Schauspiel. Die Schnecken waren wiedergekommen und hatten von der Pflanze Besitz ergriffen.

Seine große Bedeutung hatte der Schierling im sogenannten „Schierlingsbecher“. Die ausgepressten Pflanzensäfte wurden in einem Becher aufgefangen und dem zum Tode Verurteilten zu trinken gegeben. Bekannt ist der Tod des Sokrates, den Platon in „Phaidon“ LXVI beschreibt: Er (Sokrates) ging umher, und als er merkte, daß ihm die Schenkel schwer wurden, legte er sich gerade auf den Rücken . . . Darauf berührte ihn der, der ihm das Gift gegeben hatte, von Zeit zu Zeit und untersuchte seine Füße und Schenkel. Dann drückte er ihm den Fuß stark und fragte, ob er etwas fühle. Er sagte: Nein. Und darauf die Knie und immer höher hinauf und zeigte uns, wie er erkaltete und erstarrte. Darauf berührte er ihn noch einmal und sagte, wenn es bis ans Herz käme, wäre es vorbei.

So haben wir aus dem klassischen Altertum eine genaue Beschreibung des Todesverlaufes.

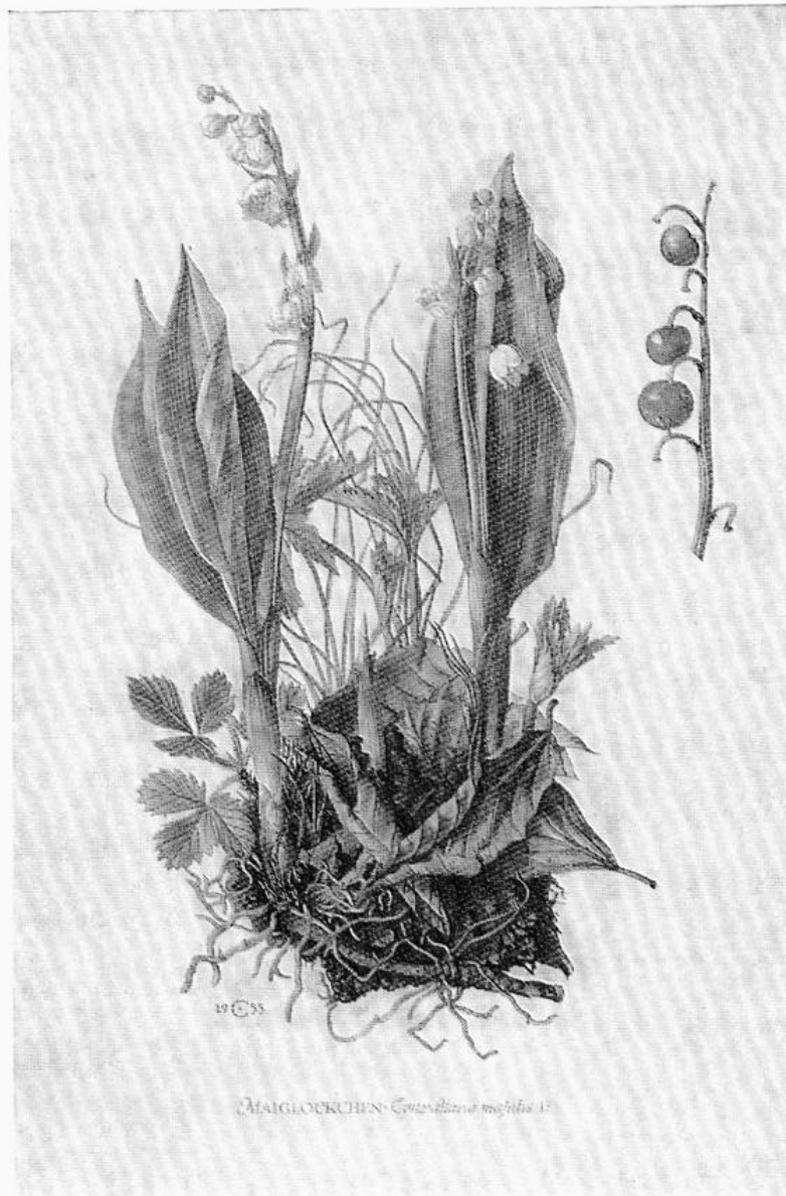
Die Hundspetersilie (*Aethusa cynapium* L.)

Eine dritte Pflanze aus der Familie der Doldenblütler, die Hundspetersilie, sei noch erwähnt, weil man sie leicht mit der Gartenpetersilie, wie der Name schon sagt, verwechseln kann. Die Größe der Pflanze ist sehr unterschiedlich, von 0,10 bis 2 m. Das beste Kennzeichen der Pflanzen sind die



Hundspetersilie

So leicht sie bei blühenden Pflanzen durch die langen Blütenhüllen von der Gartenpetersilie zu unterscheiden ist, so leicht ist sie ohne Blüten mit dieser im Garten zu verwechseln.



Maiglöckchen

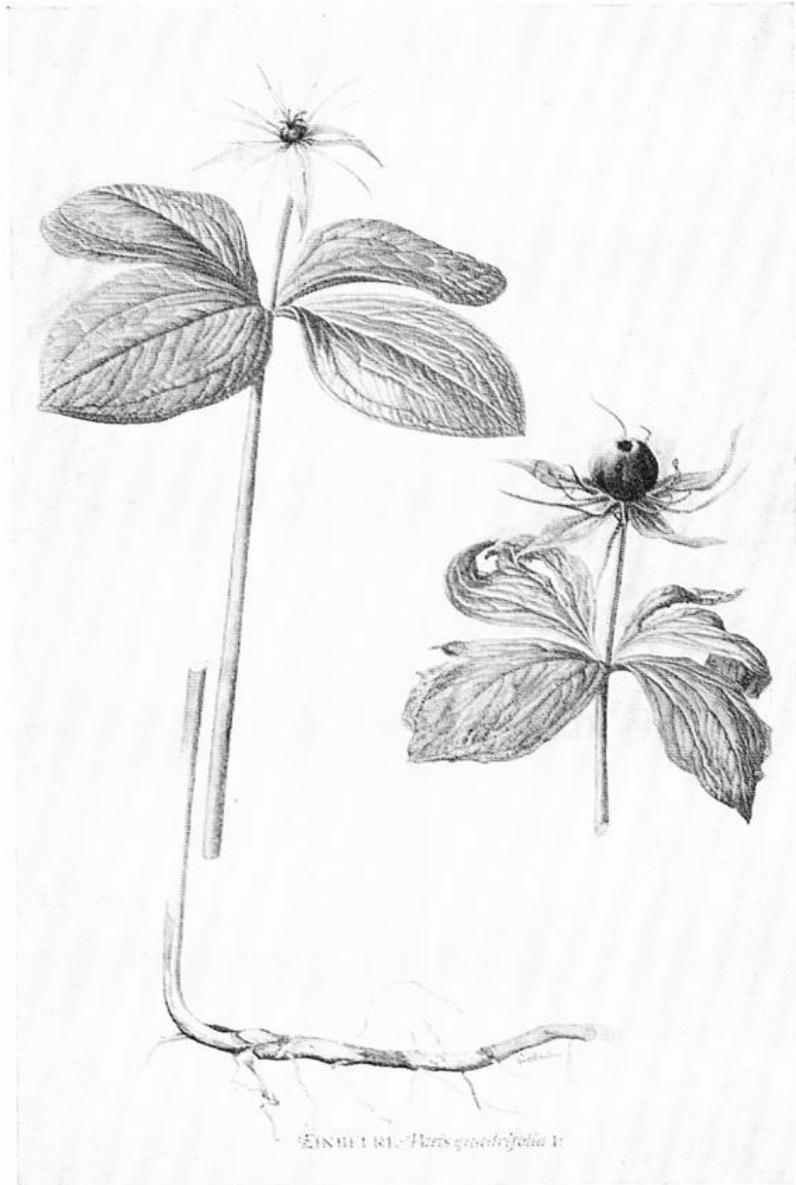
Sie wurde eine beliebte Gartenpflanze wegen ihres Wohlgeruches und der weißen Blütentrauben.

Blüten. Denn die drei (oder vier) Hüllblätter der Blüten sind senkrecht nach unten geneigt und bilden somit ein untrügliches Merkmal.

Die Pflanze ist allgemein verbreitet, in Norddeutschland weniger. Sie wächst auf Schuttplätzen, als Ackerunkraut auf frischem, nährstoffreichem Boden. In der Gemeinde Lohne war sie 1970 sehr verbreitet. 1971 war sie bis auf wenige Reste verschwunden. In diesem Jahr konnte ich sie am Bruchweg wiederentdecken.

Das Maiglöckchen (Convallaria majalis L.)

Das Maiglöckchen ist eine Pflanze, die wohl jeder kennt, daher erübrigt sich eine Beschreibung. Sie gehört zur Familie der Liliengewächse. Sie ist quasi



Einbeere

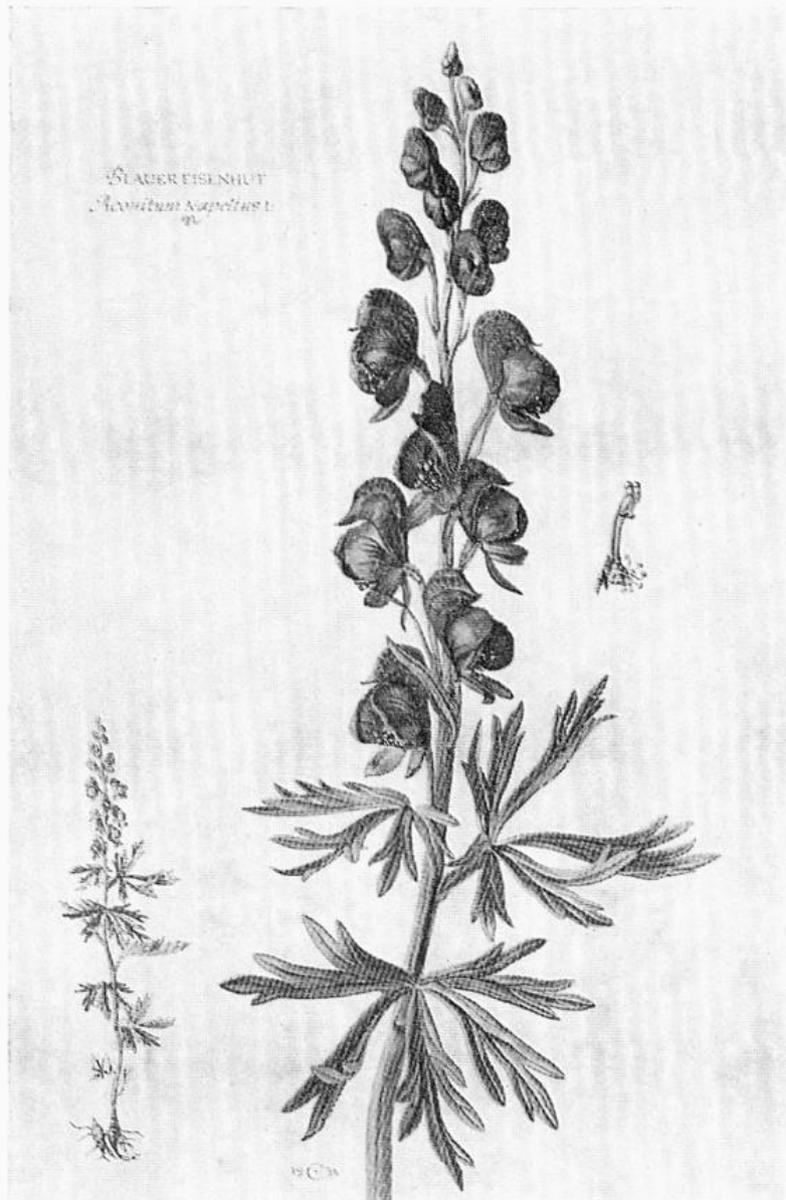
Von besonderer Schönheit durch die eigenartigen Blüten. Sie trägt nur eine einzige kirschrote Beere.

in ganz Europa verbreitet, in den Alpen sogar noch bis 1800 m Höhe. Als Wildpflanze wächst sie in großer Schar im Herrenholz, in den Wäldern des Gutes Daren, in Bokern/Lohne in der Hörst und an der Aue. In vielen Gärten ist das Maiglöckchen als Gartenpflanze eingeführt.

Wegen ihrer Heilkraft, aber auch wegen ihrer Schönheit und ihres Duftes ist sie seit Jahrhunderten eine beliebte Pflanze.

Die Einbeere (Paris quadrifolia L.)

Eine Verwandte des Maiglöckchens, aber ganz aus der Art geschlagen, ist die im Mai blühende Einbeere, ein eigenartiges Gewächs. Sie kommt im Kreise an mehreren Stellen, besonders im Herrenholz, Freesenholz, bei



Eisenhut

Eine häutige Gartenblume mit prächtigen helmartigen Blüten.

Lutten, beim Hof Tanger in Goldenstedt, ebenso dort in „Pastors Wöste“ im Huntetal, in Einen und in Lahr vor. Auf dem schlanken Stengel baut sich über einem Quirl von vier Blättern eine einzige Blüte auf. (Im Freesenholz findet man Pflanzen, die drei, vier oder fünf Laubblätter tragen.) Die Hülle der Blüten bilden acht abwechselnd breite und schmale Blättchen, grüngelb gefärbt. Dann folgt ein Kreis von acht gelbgrünen Staubgefäßen, deren Beutel durch ein pfriemförmiges Spitzchen ausgezeichnet sind. In der Mitte steht ein purpurn glänzender Fruchtknoten mit den ebenso gefärbten Narben. Das ist die ganze Blütenherrlichkeit, ohne Nektar, ohne Duft. Nur kleine schwach begabte Mücken und Fliegen lassen sich täuschen. Die Pflanze bestäubt sich selbst. Im Juli entwickelt sich der Fruchtknoten zu

einer schwarzblauen Beere. Die Frucht enthält ein starkes Gift. Man verwandte sie früher als Heilmittel gegen Pest. Doch die Beerenliebhaber unter den Vögeln lassen sich durch das Gift nicht abhalten, die Beeren zu verzehren.

Der Blaue Eisenhut (*Aconitum napellus* L.)

Der Blaue Eisenhut gehört zur Familie der Hahnenfußgewächse. Er kann eine Höhe erreichen bis 1,50 m. Die Knollen sind rübenförmig, die Blätter siebenteilig, tief eingeschnitten. Der Helm ist breiter als hoch. Wegen seiner Blütenform nannte man ihn auch „Jan und Greite in'ne Kutschen“ oder „Venus in'n Waogen“. Heimisch ist die Pflanze eigentlich im Bergland. Doch weil sie zumindest früher hier in den Gärten verbreitet war, soll sie hier erwähnt werden. In fast keinem Bauerngarten durfte sie fehlen.

Diese hier behandelten Giftpflanzen sind sicherlich nicht die einzigen Arten, die bei uns heimisch sind und eine giftige Substanz in sich bergen. Viele andere — auch Kulturpflanzen — sind gefährlich wie z. B. Goldregen, die Eibe (*Taxus*), verschiedene Hahnenfußgewächse. Doch vermitteln uns die oben beschriebenen Arten einen kleinen Einblick in die Mannigfaltigkeit unserer heimischen Flora. Und daß das gelingen möge, wünscht sich der Verfasser.

Vogelbeeren leuchten!

(*Sorbus aucuparia* L.)

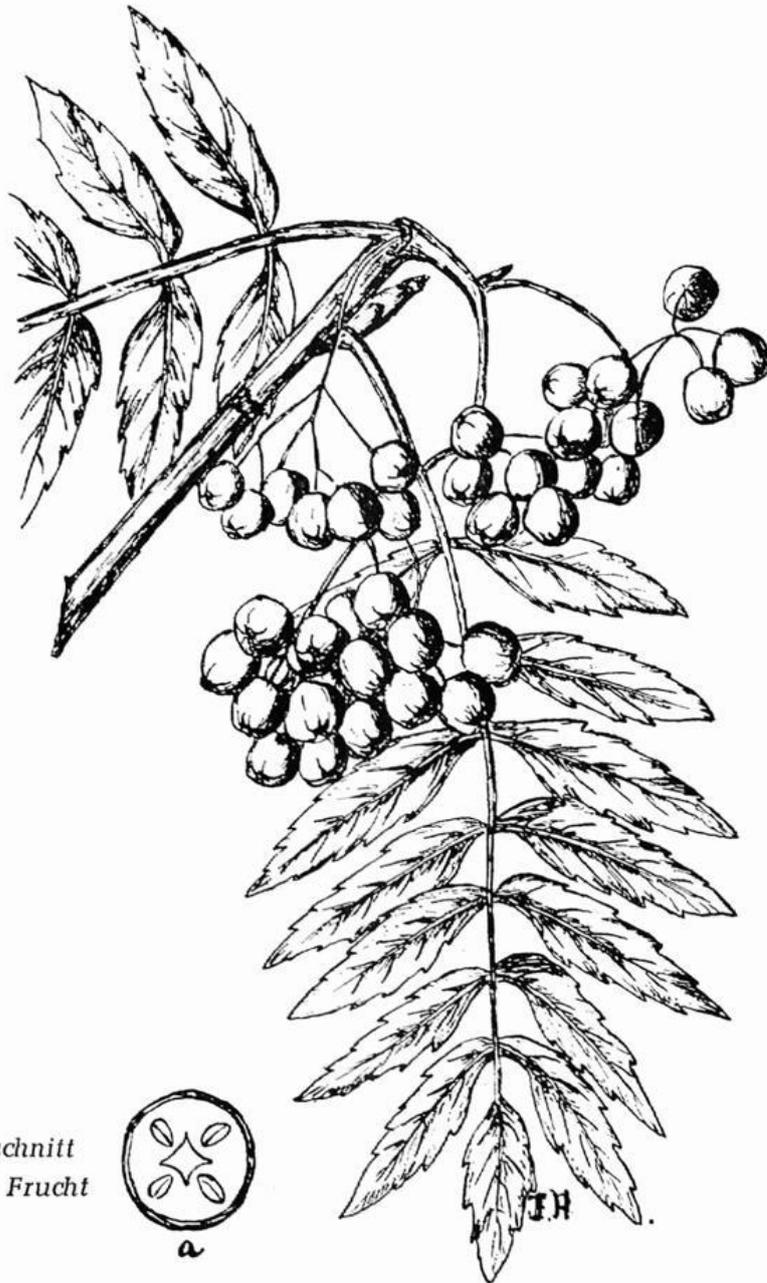
VON JOSEF HURKAMP

Spätsommer! Hell glänzt die Sonne vom wolkenlosen Himmel und lockt uns hinaus in Heide und Moor; denn dort hat die Heideblüte die gesamte Fläche in ein lilarotes Farbenmeer verwandelt. Auf Schritt und Tritt begleitet uns hier das Summen der tausend und aber tausend Bienen, die emsig ihren „Honigbaum“ besuchen und mit süßer Last reich beladen heimkehren.

Auch der alte, sandige Heideweg hat jetzt seine volle Pracht entfaltet; denn der Heidger hat ihn abwechselnd mit Birken und Vogelbeerbäumen bepflanzt. So mischt sich das leuchtende Weiß der Birkenrinde mit dem glänzenden Hellgrau der glatten Vogelbeerstämme, und während der nahende Herbst das duftige Birkengrün allmählich in helles Dukatengold verwandelt, hängen aus den lichten Kronen der Vogelbeeren zahlreiche, dichtbesetzte, scharlachrote Beerendolden schwer herab.

Die Vogelbeere ist weit verbreitet; denn sie ist äußerst anspruchslos und unempfindlich gegen Frost und Hitze, Trockenheit und Nässe, sowie Sonne und Schatten. Vögel tragen ihre unverdauten Samen mit dem Kot überall hin. So finden wir sie als Baum oder Strauch auf unseren sandigen Heiden und in den Moospolstern der Hochmoore; sie steht eingesprengt in lichten Laub- und Nadelwäldern, auf Wällen, an Straßenrändern und in Vogelschutzgehölzen. Auf Waldschlägen, an Windwurfstellen oder wo in dichten

Beständen ein fallender Baum eine Lücke gerissen hat, gehört sie zu den ersten Ansiedlern. In Gebirgen steigt sie sogar bis zur Baumgrenze und wandert im Norden bis nach Island, Lappland und zum Nordkap. Hier wird ihre sonst rundliche Krone mehr und mehr säulenförmig, um das Licht besser ausnutzen zu können. Als Überpflanze sieht man sie wohl gar auf hohen Türmen, alten Mauern, Kopfweiden und Eschen. Der Förster pflanzt die Vogelbeere gern als Windschutz an den Rand junger Nadelholzscho-nungen; denn sie wächst in der Jugend sehr rasch und bildet reichlich Wurzelbrut und Stockausschlag. Der Gärtner verwendet sie wegen ihrer Schön-heit in Parkanlagen, Gärten und als Alleebaum. Doch an gepflasterten Fuß-wegen bringen ihre herabfallenden reifen Früchte Fußgänger leicht in Ge-fahr, darüber auszugleiten.



*a = Querschnitt
durch eine Frucht*

Wenn die Vogelbeere schwer mit reifen Früchten behangen ist, finden Drosseln, Stare, Häher, Birkhühner und andere Beerenfresser den Tisch reich gedeckt, sie ist dann wirklich eine Vogelbeere (Vaogelbäärboom, Quäkbäärboom, Kramsvaogelbäärn). Der dabei früher den Vögeln so oft drohenden Gefahr des Krammetsvogelfangens (Dohnenstieges) sind sie nun glücklich enthoben; denn das Jagdgesetz verbietet das Schlingenstellen aller Art. Wie groß die Gefahr war, zeigt der Bericht eines Naturfreundes aus dem Kreise Vechta. Er schreibt: „Wenn ich als Kind meinen Vater im Herbst zum Krammetsvogelfangen begleiten durfte, so hingen oft an die Hundert der verschiedensten Vögel in den Schlingen.“ Gelegentlich lassen sich auch Hasen, Füchse, Dachse, Wildschweine oder Rehe die herabgefallenen oder von den Vögeln verstreuten Beeren gut schmecken.

Die etwa erbsengroßen, fast kugelförmigen Beeren sind wie unsere Äpfel und Birnen nur Scheinfrüchte: denn sie entstehen aus der fleischig gewordenen Blütenachse, die im Kerngehäuse (Abb.) die eigentlichen Samen umschließt. Sie sind von halbsäuerlichem Geschmack und wurden wahrscheinlich schon in vorgeschichtlicher Zeit von den Menschen gegessen. Karl der Große empfahl ihren Anbau; Quäkbäär'n nennt das Volk sie, das bedeutet lebendige, frische, erquickende Beeren, doch sind sie uns, roh genossen, viel zu herbe. In der Kriegszeit wurden sie gesammelt, um Marmelade daraus zu kochen; denn sie enthalten etwa 5 Prozent Zucker und 3 Prozent Apfelsäure. Der geringe Gehalt an giftiger Blausäure verschwindet durch Kochen völlig. Die Notzeit des Krieges lehrte uns auch, die getrockneten Früchte als Kaffee-Ersatz, zur Essigbereitung und als Futter für Schafe, Schweine und Hühner zu verwenden. Früher wartete man, bis die ersten Herbstfröste den Zuckergehalt der Beeren erhöht hatten, dann wurde ein Likör daraus bereitet, indem man sie mit Branntwein übergießt und in die Sonne stellt. Der russische Wodka soll auch Vogelbeerbranntwein enthalten.

In der Volksmedizin gebrauchte man Vogelbeeren als harntreibendes Mittel, gegen Frauenleiden, Mundfäule und Lungenkrankheiten. In einem alten Kräuterbuch heißt es: „Dise frucht ist gut für daz buchwee (Bauchweh). Aber hie ist zu bemerken, das sie den mannen (Männern) baß (besser) bekommen dan den frauwn“. Eine Abkochung der Früchte wird seit altersher in der Tierheilkunde gegen die Lungenseuche des Rindviehs gebraucht.

Unsere Vogelbeere heißt auch Eberesche, doch hat sie nichts mit einem Eber zu tun, wenn auch Wildschweine die Früchte gern verzehren, und der Maler Ernst Kreidolf in seinem Blumenmärchen den Eber, der Adonis tötet, mit Blüten und Früchten der Vogelbeeren schmückt. Eberesche bedeutet vielmehr Aber- oder falsche Esche; doch nur die großen, unpaarig gefiederten Blätter haben eine entfernte Ähnlichkeit mit Eschenblättern. Die Vogelbeerblätter sind ein gutes Futter für Ziegen und Schafe.

Im Südkreis Vechta (vor allem im Raum Damme) nennen die Kinder die Pflanze Fleitpiepenboom, weil sie im Frühjahr gern aus den Zweigen ihre Flöten machen. Die Rinde enthält reichlich 7 Prozent Gerbsäure und wurde daher zum Gerben der Häute gebraucht. Auch kommen volkstümliche Namen wie Zappiepenboom oder Zipzapzipken vor. Ein Reim heißt:

Zipp, zapp Ziepen, in de willen Diepen,
daor weer maol 'n Mann, de hett Johann,
de harr 'n paor roode Stäweln an.

Das Holz ist feinfaserig, sehr zähe, schwer spaltbar und elastisch. Es wird daher gern vom Wagenbauer, Drechsler, Holzbildhauer und Tischler verarbeitet. Das Wurzelholz liefert vorzügliche Spazierstöcke.

Im Mai, Juni ist die Vogelbeere mit zahlreichen, vielblütigen Doldenrispen bedeckt, doch werden sie von den Menschen wenig beachtet, einmal, weil sie schmutzigweißgelb gefärbt sind und zum andern, weil sie stark nach Heringslake duften. Den Insekten scheinen diese Eigenschaften außerordentlich angenehm zu sein: sie stellen sich in großer Zahl ein. Die hauptsächlichsten Besucher sind Käfer und Fliegen; aber auch viele Bienen kommen, um Nektar zu saugen und Pollen zu sammeln.

Wegen ihrer roten Beeren war die Vogelbeere in früherer Zeit dem rotbärtigen Gotte Donar geweiht, der den Strauch der Sage nach einst im Strome erfaßte und sich so rettete. Darum glaubte man, die Pflanze schütze gegen Blitzschlag und sei sehr zauberkräftig. In Ländern an der Ostsee, vor allem in Schweden, hatte man am Schiff gern etwas aus Vogelbeerholz, dann könnten die Sturm- und Wassergeister ihm nichts anhaben. Eine Sage erzählt, daß in der Julnacht die Zweige der Vogelbeere brennende Lichter tragen, die kein Wind löschen könne. Am Walpurgisabend nagelte man Vogelbeerzweige an Stalltüren, um Hexen abzuhalten. Am anderen Morgen quickte (streichelte) man damit die Kühe, dann sollten sie reichlich Milch geben. Strackerjan erzählt: Wenn die Hexen in der Johannisnacht unterwegs sind, verspeisen sie die Blütenknospen der Quäken als kurzen Kohl, daher findet man nach Johanni an den Quäken fast alle Knospen ausgebrochen."

Die Reiher von Reinshaus

VON CLEMENS WOLTERMANN

Das Gut Reinshaus liegt 5 km nördlich von Friesoythe zwischen der „Ikenbrügge“ über die Lahe im Zuge der Landstraße Friesoythe-Kampe und der Einmündung der Lahe in die Soeste kurz vor dem Küstenkanal.

Seit eh und je, „alltiedall“, gab es hier in dem weiten Niederungsgebiet etwa 200 m vom Gutshause entfernt eine Fischreiherkolonie, auch Reiherhorst oder Reiherstand genannt. Er ist einer der wenigen Horste dieser Art, die wir noch in Norddeutschland haben. Mit der Melioration des Bodens durch bessere Entwässerung und der Urbarmachung von Sümpfen und „Unland“ wurde der Lebensraum dieser Vögel immer enger und verringerte ihre Zahl oder vertrieb sie in andere Gebiete.

Der Fischreiher, hochbeinig und mit langem Hals, ca. 1 m groß, gehört wie der Storch zu den Schreitvögeln. Mit seinen langen Stelzbeinen schreitet er bedächtig und vorsichtig durch das seichte Wasser, das Auge unver-

wandt nach unten gerichtet. Seine langen dünnen „Ständer“ sind nur wenig durchblutet, so daß sie nicht unterkühlen. Oft steht er auch stundenlang mit zurückgezogenem Kopf an einer Stelle, bis er plötzlich den langen spitzen Schnabel pfeilschnell ins Wasser stößt und einen zappelnden Fisch hervorholt. Es gibt kein Entweichen für die glatte, schlüpfrige Beute, denn die hornigen Schnabelränder sind in ihrem vorderen Teil gezackt, gezahnt. Außerdem verzehrt er auch Reptilien, Frösche, Schnecken, Würmer, sogar Mäuse und andere kleine Tiere; ja, es scheint, so sagt der Gutsherr von Reinshaus, Herr Werner Reiners, als ob die Reiher sich notgedrungen immer mehr mit der letztgenannten Beute begnügen. Die bläulich-graue Oberseite ihres Gefieders tarnt sie vorzüglich und entzieht sie den Blicken ihrer Feinde. Das Flugbild ist anders als beim Storch, der mit langgestrecktem Hals fliegt; der Reiher krümmt den Hals S-förmig, so daß er ganz kurz erscheint, der Kopf wird an die Schultern gezogen. So sieht man ihn häufig ganz allein über das weite Land fliegen; denn er sucht seine Nahrung oft viele Kilometer weit vom Horst entfernt. Reiher sind im übrigen Gesellschaftsvögel, sie nisten und brüten in Gruppen; aber sie leben einhig.

In Reinshaus horsteten sie bis vor einigen Jahren in hohen Kiefern, aber die Losung der Vögel, wovon der ganze Boden und alle Sträucher, auch die Baumwurzeln weißlich verschmutzt und verätzt waren, ließ die alten überjährigen Bäume, die die Umgebung überragten und ein weithin sichtbares Wahrzeichen von Reinshaus waren, absterben. Sie mußten gefällt werden, ein Rest wurde vom Novembersturm 1972 geknickt. Das hat die Vögel nicht beirrt; sie bezogen gleich neben dem alten Horststand eine Reihe hoher Eichen und errichteten dort dicht beeinander ihre großen kunstlosen Nester aus Reisig, die im Laubdach der Bäume unsichtbar sind. Die Reiher erschienen dieses Jahr zeitig im Frühjahr; schon Ende Februar waren die ersten da, allmählich kamen weitere. Herr Reiners hat 9 Nester ausgemacht. Früher zählte die Kolonie an die 200 Paare. Auch ein Storchenpaar stellte sich ein, war aber bald wieder verschwunden. Die Reiher scheinen es verbissen zu haben. Im Mai/Juni war eine zweite Brut im Horst, so daß die Zukunft des Standes für die nächsten Jahre gesichert zu sein scheint, zumal Herr Reiners als passionierter Jäger und vor allem Heger ein Grundstück als Fischteich herrichten wird, um den Reihern Fischnahrung zu bieten.

In früheren Zeiten schoß man Reiher wegen der schönen Schmuckfedern, wegen der Brust und der Ständer. Das Fleisch ist nicht zu genießen, es ist zu tranig; aber Brust und Ständer gelten als Wildbret als Delikatesse. Heute stehen die Reiher in den meisten Ländern unter Naturschutz, um die wenigen Exemplare als einzigartiges Naturdenkmal zu erhalten.

Noch herrscht — es ist Juni — im Horst reges Leben: ein Kommen und Gehen, Anflug und Abflug. In den Nestern stehen die immer hungrigen Jungen und schreien mit krächzender Stimme nach Nahrung; bald sind sie flügge. Ende Juli bis Mitte August werden die Vögel aufbrechen mit Kurs zum Süden.

Auf Wiedersehen im nächsten Frühjahr!



Schnepfen- und Rallenvögel

VON BERNHARD VARNHORN

Der große Brachvogel

Zu den auffallendsten Vögeln unserer Wasser-Sumpf- und Mooregebiete gehört der große Brachvogel (*Numenius arquata*). Nicht nur durch seine Größe — die Spannweite seiner Flügel beträgt 1 m — und durch seine Flugspiele über seinem Brutgebiet, sondern auch und vielleicht noch mehr durch seine lauten, wundervollen Flötenrufe macht dieser größter aller Schnepfenvögel Eindruck, erregt Aufmerksamkeit und belebt die Weite seines Lebensraumes.

Wenn im März Moore und Heide noch winterlich fahl erscheinen und noch keinen sonderlich ansprechenden Eindruck machen, der Dämmer und die Thülsfelder Talsperre noch keinen Besucherstrom anlocken, erklingen schon die flötenden und trillernden Rufe der Brachvögel, die aus ihren Winterquartieren heimkehrten. Die ersten Heimkehrer machen hier nur kurze Rast, denn ihre Brutgebiete befinden sich in weiter nördlich gelegenen Gegenden. Aber bald sind auch die ortsansässigen da. Und dann beginnt das Leben und Treiben dieser langbeinigen und langschnäbligen Vögel. Die Männchen grenzen ihre Brutreviere ab. Dabei steigen sie flatternd steil aufwärts und segeln „guug-guug“ rufend mit leicht angehobenen und ausgebreiteten Flügeln langsam wieder hinab. Das auffallend und klangvolle Trillern und Flöten, das die Brachvögel, Männchen und Weibchen, auch beim Abwärtsgleiten vor dem Landen hören lassen, hat, wie neuere Forschungen beweisen, nichts mit der Balz zu tun. Dieser Ruf erklingt zur Begrüßung der Partner oder wird nach der Vertreibung eines Gegners ausgestoßen. Die Balz des großen Brachvogels spielt sich am Boden ab. Das Männchen umtrippelt dabei das Weibchen, hebt und senkt den Schnabel und stellt seine Gefiederfarben zur Schau, als wenn es sagen wollte: „Sieh mal, wie schön ich bin.“ Das Gefieder der Oberseite ist braun, rotgelb umrandet, das des Unterrückens weiß-braunlängsgefleckt, das des Unterkörpers rostgelblich-braun geschafte und längsgefleckt. Die Nestgründung — von einem eigentlichen Nestbau kann man bei diesem Vogel kaum sprechen —, die bei den Brachvögeln Männersache ist, beginnt bei normaler Witterung bereits Anfang April. Das Männchen bildet mehrere Nestmulden, aber das Weibchen legt natürlich nur in eine Mulde, die etwas mit dürren Pflanzenteilen ausgepolstert wurde, die Eier, meistens vier an der Zahl. Diese haben eine birnenförmige Gestalt und sind dunkelgrün und schwarzbraun gefleckt. Sie sind größer als Hühnereier und wiegen 70 — 75 Gramm. Da das Brachvogelweibchen nur knapp 900 Gramm wiegt, haben die Eier ein ganz ansehnliches Gewicht. Die Brutdauer beträgt ca. 30 Tage. Die Küken, denen die Natur eine gute Tarnfarbe mitgegeben hat, bewegen sich auf ihren zierlich langen Beinchen, sobald sie abgetrocknet sind, schon sehr selbständig. Im Alter von 30—35 Tagen sind sie flügge. Solange bleiben die Eltern bei ihnen.



Großer Brachvogel

Foto P. Kluwe, Osnabrück

Schon im August verlassen die Brachvögel ihre Brutgebiete und streifen wochenlang umher. Dann trifft man sie oftmals auch zu vielen Hunderten in Gegenden, in Kartoffeln-, Rüben- und Lupinenfeldern, in denen sie sonst nicht vorzukommen pflegen. Bis in den Oktober hinein hört man dann, vor allem nachts, die Flötentöne ziehender Brachvögel, woraus der naturverbundene Landmann auf Regenwetter schließt.

Obwohl der Brachvogel seit einigen Jahrzehnten sein Brutareal erweitert hat, nimmt die Zahl dieser großen Vögel hier leider immer mehr ab. Dagegen scheint trotz aller Schutz- und Hegebestimmungen kein Kraut gewachsen zu sein. Daß Schutzbestimmungen oftmals nur auf dem Papier stehen und daß wir ihnen keine Geltung verschaffen, ist leider nur zu wahr.

Die Waldschnepfe

(*Scolopax rusticola*)

Wie in Italien vielen Singvögeln ähnlich ergeht es vielen Waldschnepfen auch hier auf dem Frühjahrszuge. Wenn sie aus den Winterquartieren heimkehrend zur Brut schreiten und für Nachwuchs sorgen wollen, hier aber noch Rast machen und bei günstiger Witterung ihre Flug- und Balzspiele aufführen, ereilt vielen von ihnen noch ein tragisches Geschick. Angeblich, weil „der Anstand auf streichende Schnepfen zu den köstlichsten Jägervergnügen gehört“, vielleicht auch ihres „schmackhaften Wildbrets“ wegen, mit dem von vielen Feinschmeckern so sehr geschätzten „Schnepfendreck“

— in den Eingeweiden der Schnepfen leben viele Faden-, Saug- und Bandwürmer — oder weil sie hier „doch nicht brüten“, werden sie kurzer Hand abgeschossen. Allzuoft brütet die Waldschnepfe allerdings in unserer Gegend nicht, aber wer unterscheidet die weiterziehenden Vögel von den ortsansässigen? Und sinnvoll ist es auch nicht, daß man sie noch kurz vor dem Brutbeginn kräftig zur Ader läßt.

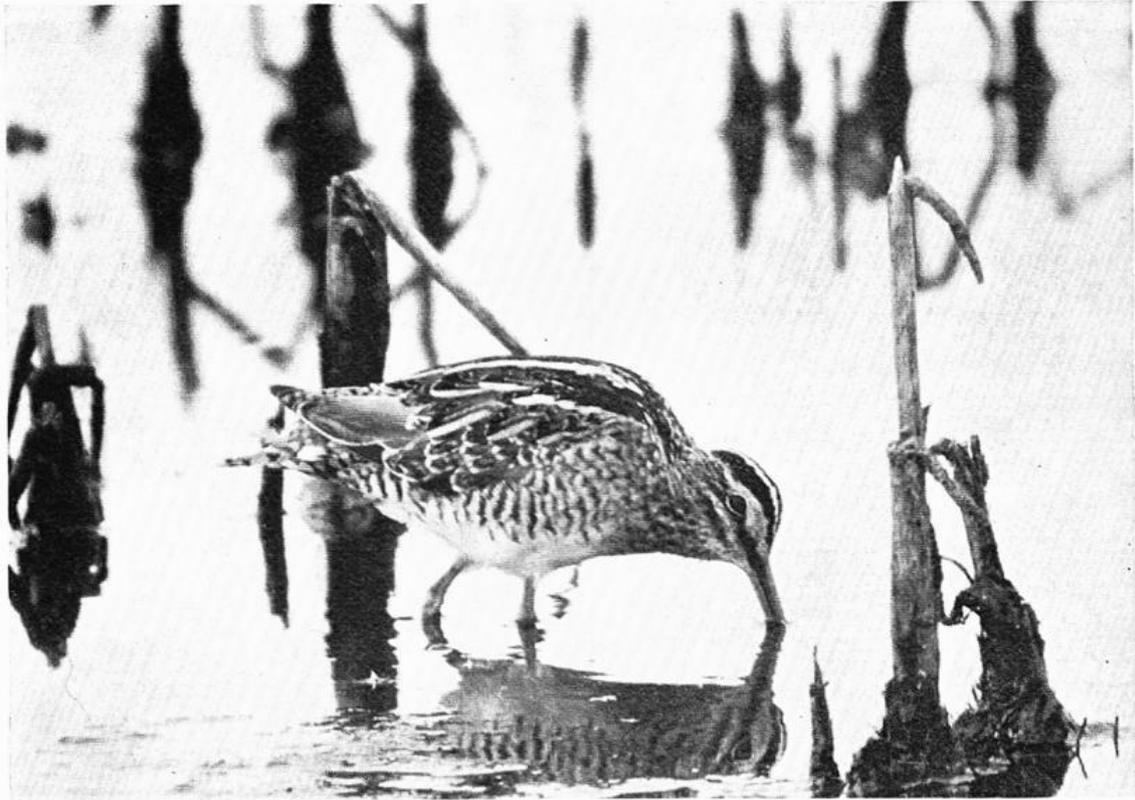
Das Leben der Waldschnepfe spielt sich, wie der Name schon vermuten läßt, im Walde ab und hat so viel Eigentümliches, daß es für den Vogelfreund schon reizvoll ist, sich mit diesen Tieren eingehender zu beschäftigen. Leicht ist das nicht, denn sie sind nicht nur äußerst mißtrauisch und scheu, sondern werden auch erst in der Dämmerung richtig munter. Gedrückt und schleichend trippeln sie dann mit ihren verhältnismäßig kurzen Beinen auf dem feuchten Waldboden umher, dabei aber immer in Deckung bleibend. Bei der Nahrungssuche wenden sie das alte Laub um, um die darunter verborgenen Larven, Käfer und sonstigen Insekten bloßzulegen, oder sie stoßen ihren Schnabel aufs Geratewohl ins lockere Erdreich. Mit Hilfe ihres feinen Tastsinns finden sie ihre Nahrung, die sie in eigentümlich saugender Weise zu sich nehmen. Bei erwachsenen Waldschnepfen stehen die Augen hinten oben im Kopf und zwar so hoch, daß sich deren Sehfelder überlappen. Diese Eigentümlichkeit hängt mit der Nahrungssuche, dem sog. „Wurmen“ zusammen. Wenn eine Schnepfe beim „Wurmen“ ihren Schnabel ins Erdreich eingestochen hat, muß sie sowohl nach Feinden von oben Ausschau halten, als auch die Regenwürmer erkennen, die sie zum Aufsteigen aus dem Boden veranlaßt hat. Bei der Waldschnepfe gilt anscheinend der Grundsatz: „Alles Böse kommt von oben“. Bei den Schnepfen-



Wasserralle
Foto G. Klamma, Wersen



Waldschnepfe
Foto Kronen-Verlag, Frankfurt



Bekassine

Foto G. Klamma, Wersen

küken stehen die Augen ebenso seitlich im Kopf wie bei den meisten anderen Vögeln auch. Daß die Waldschnepfe bei Gefahr ihre kleinen Jungen fortträgt, ist eine Eigentümlichkeit, die wir nur bei wenigen Vögeln kennen.

Die Bekassine

Wer von den Lesern der Jahrbücher hat in den letzten Jahren noch das Meckern einer Bekassine (*Capella gallinago*) vernommen? Wieviele unserer jungen Menschen kennen den Liebesruf dieses kleinen Schnepfenvogels, den man mit „ticküp“ oder „stickup“ übersetzen kann? Für meinen Vater war die Bekassine schlichtweg der Vogel „stickup“. Alle kannten den Vogel „stickup“, denn in allen Mooren und Sümpfen, in den Wiesen und an den Ufern auch der kleinsten Bäche war er heimisch, und wochenlang konnte man Jahr für Jahr sein Rufen und Meckern hören und seinen Flugspielen, die er über seinen Brutrevieren ausführte, zusehen. Diese Zeiten sind schon lange dahin. Die Bekassine ist hier ein seltener Brutvogel geworden. Mit der Abnahme der Bruch- und Moorlandschaften und der Feuchtwiesengebiete ist auch ihr Bestand zurückgegangen. Nur auf dem Durchzuge, der Ausgang des Sommers einsetzt und sich bis in den Herbst hinzieht, hält sie sich hier und manchmal sogar, wenn ihr die Örtlichkeiten besonders zusagen, noch recht zahlreich auf. Am Dämmer wurden z. B. Anfang August 1950 mehrere tausend Exemplare festgestellt. Damals gab es dort infolge der Eindeichungsarbeiten ausgedehnte Schlickflächen, die den Bekassinen ideale Nahrungsplätze boten. Das in meiner Sammlung stehende Stück

wurde 1958 von einem mir befreundeten Jäger in einem Kartoffelacker erlegt. Ansonsten stellt unsere Jägerschaft dieser kleinen Schnepfenart nicht nach, obwohl ihr „Wildbret an Wohlgeschmack das der Waldschnepfe“ übertreffen soll, wie in alten vogelkundlichen Büchern zu lesen ist. Aber was bringt denn auch schon eine Bekassine an Gewicht auf die Waage? Ganze 100 Gramm, ungefähr soviel wie eine Amsel. Auch von daher lohnt sich also ein Abschuß nicht.

Das Leben der Bekassinen spielt sich in Sumpfgebieten ab, wo der Boden mit Pflanzen bedeckt ist und ihren Bohrarbeiten kein Hindernis bietet. Bei der Nahrungssuche stochern sie nämlich mit ihren langen und geraden Schnäbeln im Boden herum. Bei dieser „Blindsuche“ nach Gewürm, Larven und sonstigen Kleinlebewesen bietet ihnen ihr Tastsinn — die Schnabelspitze ist mit besonders feinen Tastnerven ausgestattet — wertvolle Hilfe. Schon lange vor dem Legen beginnen ihre Flugspiele. Dabei steigt der männliche Vogel im schnellen Fluge zu beträchtlicher Höhe empor, beschreibt waagerechte Kreise und unterbricht diesen Flug immer wieder durch schräge Abstürze. Während der Abstürze hört man ein gedämpft lachendes oder meckerndes Geräusch. Dieses Meckern, das der Bekassine auch zu dem Namen „Himmelsziege“ verholfen hat, ist ein Instrumental-laut. Dieser Laut entsteht, wenn der Luftstrom unter den Flügeln des abstürzenden Vogels die Schwanzfedern trifft und diese in schwingende Bewegungen setzt. Der Liebesruf des Weibchens klingt, wir sagten es schon, wie „stickup“ oder „ticküp“. Sobald das balzende Männchen diesen Ruf hört, beendet es seine Flugspiele und läßt sich mit angelegten Flügeln wie ein Stein zur Erde, zu seinem rufenden Weibchen fallen.

Das am Boden stehende einfache Nest — eigentlich ist es nur eine Eindrückung des Grases selbst — enthält meistens 4 Eier, die eine gute Tarnfarbe haben und vom Weibchen in rund 20 Tagen ausgebrütet werden. Schon im Alter von 3 Wochen können die Jungen ziemlich gut fliegen. Da Bekassinen schnelle und gewandte Flieger sind, sind sie weniger Gefahren ausgesetzt als manche andere Vogelart. Ihr rapider Bestandsrückgang ist wohl hauptsächlich auf die vielen Kultivierungsarbeiten zurückzuführen, die ihre Lebensräume allzu sehr eingeengt haben.

Die Wasserralle

Von den heimischen Rallenvögeln wollen wir noch zwei Arten vorstellen, die nicht seltene Wasserralle (*Rallus aquaticus*) und die seltene Wieserralle (*Crex crex*). Beide führen ein verstecktes Dasein in Sumpf und Gras, das sie meisterhaft durchschlüpfen, aus dem sie aber bei Tage nicht gerne, besonders nicht gerne fliegend, herauskommen. Daher verwundert es auch nicht, daß sie nachts ziehen, wenn sie ihre Winterquartiere aufsuchen, die in den Mittelmeerländern liegen, oder in ihre heimischen Brutgebiete zurückkommen.

Wasserrallen sind an fast allen größeren Gewässern, so am Dümmer, an der Thülsfelder Talsperre, an den Mühlenteichen und an vielen anderen Wasserstellen, wie unfreundliche Sümpfe, Morast und nasse Wildnisse, die

der Mensch nicht gern betritt, aufweisen, nicht allzu seltene Brutvögel. Allerdings sieht man sie fast nie, aber dafür hört man sie um so mehr, besonders, wenn sie durch ein plötzliches lautes Geräusch aufgeschreckt werden. Dann erschallt oft dicht neben einem das eigentümlich laute, allmählich abklingende „Chruie, trie, trie“. Bereits Ende März, Anfang April kehren die Wasserrallen, deren Oberkörper auf gelbbraunem Grunde wie schwarzgefleckt erscheinen — Kopfseiten und Unterkörper sind schiefergrau — an ihre Brutplätze zurück. Mit ihresgleichen halten sie wenig Kontakt, sie sind, wie man wohl sagt, ungesellige Vögel. Ihr Nest ist ein großes, loses Geflecht aus trockenen Blättern und Halmen, das gut versteckt angelegt ist und daher nur selten entdeckt wird. Das Gelege besteht meistens aus 8—10 Eiern, dessen nach 19- bis 20tägiger Brutdauer schwarz-bedunte Junge entschlüpfen. Wie alle Nestflüchter verlassen sie bald nach dem Schlüpfen das Nest und laufen wie Mäuse durch das Pflanzengestrüpp. Bis sie erwachsen sind, werden sie von der Mutter zusammengehalten.

Im Oktober verlassen die Wasserrallen wieder die heimischen Gewässer. Da sie keine besonders guten Flieger sind, überqueren ziehende Rallen in nur mäßiger Höhe das Land. Vielen bekommt das allerdings nicht gut, denn zur Zugzeit werden nicht selten tote oder flügellahme Rallen unter Leitungsdrähten gefunden. Auch das in meiner Sammlung stehende Stück fand vor Jahren ein Bekannter, als er noch zu Fuß zu seiner Arbeitsstelle ging, tot unter Telefonleitungsdrähten. Rallen werden nicht allzuoft von Greifvögeln geschlagen. Der Ornithologe Uttendorfer und seine Mitarbeiter haben unter 117 877 von Tag- und Nachtgreifvögeln erbeuteten Vögeln nur 50 Wasserrallen gefunden, die meisten davon in Eulengewöllen. Von den Eulen werden Wasserrallen, die in der Dämmerung und auch nachts recht munter und auch laut sind, wohl zum großen Teil wegen ihres nächtlichen Lärms erbeutet.

Die Wiesenralle

(*Crex crex*)

Dieser hier unter dem Namen „Wachtelkönig“ besser bekannte Vogel — mit dem weniger volkstümlichen Namen „Wiesenralle“ soll angedeutet werden, daß der Vogel eine Ralle ist, die in Wiesen und nicht in Sümpfen lebt — bewohnt üppige, nur mäßig feuchte Grasländereien, Kleestücke, Rapsfelder und ähnliche Örtlichkeiten. Hier ist der Wachtelkönig — sein Gefieder ist oberseits schwarzbraun, grau gefleckt und unterseits an Kehle und Vorderhals aschgrau, seitlich braungrau, braunrot quergefleckt, die Flügel sind mit gelblich-weißen Flecken geziert — ausgesprochen selten und zudem tritt er periodisch auf, mit anderen Worten gesagt: auf sein Vorkommen ist kein Verlaß. In der Gemeinde Visbek trat er in den dreißiger Jahren plötzlich an verschiedenen Stellen u. a. in Hagstedt und Rechterfeld auf, fehlte in den folgenden Jahren aber wieder aus uns unbekanntem Gründen vollständig. Auch am Dümmer mit seinen ausgedehnten Grasländereien tritt er unregelmäßig auf.



Wiesenralle oder Wachtelkönig

Foto Kronen-Verlag, Frankfurt

Erst um den 10. bis 12. Mai kommt der Wachtelkönig hier an. Dann vernimmt man an schönen Tagen und auch noch in den Nächten während der späteren Frühlingsmonate bis in den Sommer hinein seinen sonderbar schnarrenden Ruf, der wie „Rärrp, rärrp“ klingt und mit einer Ausdauer hervorgebracht wird, daß es auch dem Unkundigsten auffällt.

Es ist schon ein glücklicher Zufall, einen Wachtelkönig zu Gesicht zu bekommen. Wie die Wasserralle bleibt auch er am liebsten in Deckung, bringt sich bei Gefahr lieber laufend als fliegend in Sicherheit. Als in den dreißiger Jahren sich in unserem Kleeacker ein Paar aufhielt, konnte man nachher beim Mähen gut die ausgetretenen Pfade und Gänge erkennen, auf denen die Tiere, die fast dauernd in Bewegung sind, was auch ihr Rufen verrät, hin und her gelaufen waren. Mit der Brut hatte dieses Paar ausgesprochen Pech. Beim Kleemähen wurde das Nest — eine kleine, mit alten verdorrten

Stengeln und Halmen ausgelegte Mulde —, in dem erst 2 Eier lagen — zerstört. Das Weibchen, von Legenot gequält, flüchtete in einen angrenzenden Wiesengrund. Dort legte es wahllos noch einige Eier ins Gras, die wir später beim Heumachen fanden. Danach verschwanden die Tiere aus der Gegend.

Ein Wachtelköniggelege kann aus 10—12 Eiern bestehen. Die schwarzwolligen Jungen führen mit ihrer Mutter ein sorgloses Leben, bis sie erwachsen sind. Dann lösen sich die Familienbande, und im Herbst zur Zugzeit der meisten Zugvögel treibt auch sie ein geheimnisvoll unwiderstehliches Sehnen in weite Fernen. Den Winter verbringen die Wachtelkönige in den Mittelmeerländern. Dort bleiben ihnen wohl die Unbilden des Winterwetters aber nicht die Nachstellungen beutegieriger Menschen erspart.

Großkäfer unserer Heimat

VON BERNHARD VARNHORN

Wie kaum eine andere Tiergruppe verdienen die Insekten besondere Aufmerksamkeit der Menschen. Zu ihnen gehört nicht nur eine große Zahl seiner gefährlichsten Feinde, die unter Umständen unermeßliche Schäden und Verwüstungen anrichten, Krankheiten und Seuchen bei Pflanze, Tier und Mensch übertragen, sondern auch solche, die den Menschen überaus nützlich sind und daher von ihm schon früh in seinen Dienst genommen wurden, so z. B. die Honigbiene.

Viele Insekten sind aber auch von erlesener Schönheit und von einer zauberhaften und grotesken Formenmannigfaltigkeit, wie wir sie nur selten oder gar nicht bei anderen Lebewesen finden. Daß die Insekten auch die artenreichste Tiergruppe bilden — schätzungsweise gehören ihr 1 1/2 Millionen Arten an, wovon allerdings bisher nur rund die Hälfte bekannt und erforscht sind —, sei nur nebenbei erwähnt.

Die weitaus umfangreichste Ordnung der Insekten bilden die Käfer. Ob es 100 000 oder gar 250 000 Käferarten auf der Welt gibt, man weiß es trotz aller wissenschaftlichen Forschung bis jetzt noch nicht. Im Raum Südoldenburg kommen schätzungsweise 3 500 Käferarten vor. Der in Fachkreisen bestens bekannte Käferkundler, Rentner Georg Kerstens aus Aldrup bei Wildeshausen, hat in jahrzehntelanger Sammlertätigkeit eine Käfersammlung zusammengestellt und aufgebaut, die über 3 000 Arten umfaßt. Diese nach streng wissenschaftlichen Maßstäben aufgebaute Sammlung ist für alle interessierten Naturfreunde eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Aus der großen Zahl der im Südoldenburger Raum vorkommenden Käfer werden im folgenden nur einige wenige sog. „Großkäfer“ beschrieben, die noch am ehesten auffallen und auch sicherlich Interesse finden.

Der Hirschkäfer

(*Lucanus cervus*)

Der Redensart „Ehre, wem Ehre gebührt“ folgend, soll als erster der größte und dem Aussehen nach auch imposanteste Käfer unserer Heimat, der Hirschkäfer, vorgestellt werden. Nach dem „Geweih“ dieses schönen und bis 75 mm langen Käfers führt die ganze, ungefähr 1100 Arten umfassende Familie den Namen „Hirschkäfer“. Mit dem Geweih eines Rothirschen haben allerdings die geweihartigen Zangen unseres Hirschkäfers nicht das mindeste zu tun. Sie sitzen auch nicht auf dem Kopf des Käfers wie das Geweih beim Rothirsch, sondern die Oberkiefer der männlichen Hirschkäfer haben sich zu geweihartigen Zangen umgewandelt. Diese Zangen sind etwas nach innen gebogen, am Ende gegabelt und innen mit je einem kräftigen Zahn versehen. Nach üblicher Meinung dienen diese vergrößerten Oberkiefer, Mandibeln genannt, den Männchen als Waffen, in erster Linie bei ihren häufigen Kämpfen um die Weibchen.

Unser Hirschkäfer ist am ehesten noch in alten Eichenbeständen zu finden, die ihm und seinen Larven Nahrung bieten. Da aber alte Eichenbestände immer mehr verschwinden, nimmt auch der schöne große Hirschkäfer an Zahl immer mehr ab, obwohl er in Deutschland und auch in mehreren anderen europäischen Ländern schon seit längerer Zeit unter Naturschutz steht. Aber auch der beste Naturschutz und das strengste Fangverbot können den Hirschkäfer nicht retten, wenn die für seine Entwicklung lebensnotwendigen alten Eichen nicht erhalten bleiben. Die Zeiten, wo man im Sommer zur Flugzeit, also im Juni — Juli nicht selten Hirschkäfer zu sehen bekam, mochten sie nun an Eichbäumen austretende Säfte schlecken — in den zwanziger Jahren fand ich eines Tages an einer einzigen Eiche, die noch dazu an einer verhältnismäßig verkehrsreichen Landstraße stand, 7 Hirschkäfer, die dort Baumsäfte schleckten —, oder in den Abendstunden in schräger Flughaltung mit lautstarkem Gesumm über Waldlichtungen oder an Waldrändern dahinfliegen, sind wohl endgültig dahin.

Der Flug der Hirschkäfer wirkt plump und ist langsam; die Fluggeschwindigkeit beträgt ca. 8 km in der Stunde. Daher führen sie 45—50 Flügelschläge in der Sekunde aus. Stechmücken bringen es, um einen Vergleich zu nennen, je Sekunde auf 280—310 Flügelschläge.

Das Hirschkäferweibchen legt seine Eier in die Erde, an das morsche Holz alter Eichbäume, das den Larven als Nahrung dient. Zu ihrer Entwicklung benötigt die Larve 5 Jahre, worauf der Käfer noch ein weiteres Jahr in der Puppe liegt. Zur Verpuppung in der Erde verfertigt die ausgewachsene, 10—11 cm lange, fingerdicke Larve einen harten, aus Lehm und Holzmulm bestehenden Ballen und zwar so, daß die innere Höhlung beim zukünftigen Männchen größer ist als beim Weibchen, damit auch seine Geweihstangen Platz in der Höhlung haben. Der männliche Hirschkäfer muß also schon als Engerling einen anderen Verpuppungsinstinkt haben als der weibliche. Haben die Hirschkäfer die Puppenhüllen verlassen und sind sie aus dem Dunkel der Erde hervorgekommen, dann leben sie nur noch 3—5 Wochen, um sich fortzupflanzen. Die Färbung der Hirschkäfer ist mattschwarz mit braunen Flügeldecken und braunem Geweih.

Der Nashornkäfer (*Oryctes nasicornis*)

Während der Hirschkäfer weiten Bevölkerungskreisen, jedenfalls dem Namen nach, gut bekannt ist, kann man solches vom Nashornkäfer nicht sagen, obwohl auch er zu den großen Käfern unserer Heimat gehört. Er ist allerdings hier auch seltener und führt eine noch verstecktere Lebensweise als sein Kollege, der Hirschkäfer. Das weitaus interessanteste am Nashornkäfer ist ohne Zweifel die ungewöhnliche Entwicklung der Kopf- und Halschildauswüchse. Diese — auf dem Kopf trägt der männliche Käfer ein mäßig großes Horn und auf dem Brustschild drei Höcker — haben ihm den Namen Nashornkäfer eingebracht. Sie sind nur mit der übermäßigen Ausbildung der Mandibeln beim Hirschkäfer vergleichbar. Ansonsten ist das fast 40 mm lange Tier ziemlich plump gebaut und in seinen Bewegungen schwerfällig und bedächtig.

Auch der Nashornkäfer liebt altes, morsches Eichenholz. Wo es in unseren Wäldern solches noch gibt, aber auch in älteren Sägemehlhaufen bei den Sägewerken und in der Lohe der Gerbereien — das allerdings war früher, als die Lohgerberei hier noch im Schwunge war — findet man diesen interessanten, rotbraun gefärbten Käfer noch am ehesten, das heißt, wenn man Glück hat. Im Juni—Juli ist die Flugzeit der Nashornkäfer. Das Weibchen legt seine Eier an vorherbeschriebenen Örtlichkeiten. Die Larven brauchen bei der ihnen zur Verfügung stehenden mageren Kost mehrere Jahre zur vollen Entwicklung. Sie verpuppen sich in einem aus Holz und Erdteilen hergestellten eirundem Gehäuse.

Maikäfer

Viel bekannter als die beiden vorbehandelten Arten ist der Maikäfer, der hier in zwei Arten auftritt, als Feldmaikäfer (*Melolontha vulgaris*) und als Waldmaikäfer (*Melolontha hippocastani*). Da beide Arten nur geringe unterschiedliche Körpermerkmale aufweisen, in ihrer Lebensweise aber weitgehend übereinstimmen, sollen sie hier der Einfachheit halber unter dem Namen Maikäfer behandelt werden. Bis vor wenigen Jahren trat der Maikäfer hier nicht selten auf. In mehr oder weniger regelmäßigen Abständen gab es auch bei uns sogenannte „Maikäferjahre“, die mit dem vierjährigen Entwicklungszyklus dieser Käferart zusammenhingen. Aber diese Zeiten scheinen vorbei zu sein. Denn Maikäfer haben auch hier schon seit etlichen Jahren Seltenheitswert. Seit längerer Zeit führen wir alljährlich im Juni bei interessierten Naturfreunden Umfragen durch, wer Maikäfer gesehen hat. Positive Antworten erhalten wir nur ganz selten und da handelt es sich auch fast ausschließlich um die Beobachtung von Einzeltieren, die sich, vom Licht angezogen, in Gebäudeteile verfliegen haben. Auch den Maikäfern scheinen viele neuere „Errungenschaften“ unserer Zeit, die Luft, Wasser und das Erdreich vergiften und verpesten, nicht zu bekommen.

Zur Ablage ihrer Eier graben sich die befruchteten Weibchen in die Erde ein und setzen in einer Durchschnittstiefe von 10—20 cm häufchenweise ihren Eiervorrat ab, im ganzen 60—80 Stück. Die Engerlinge ernähren sich, was wohl allgemein bekannt ist, von Pflanzenwurzeln. Zur Verpuppung

macht der ausgewachsene Engerling noch einmal eine Tiefenwanderung, die, wie die Insektenforscher herausgefunden haben, bis zu anderthalb Meter in den Boden hinabführt. Schon im Vorfrühling arbeiten sich die Maikäfer, die bereits im Herbst die Puppenhülle verlassen, aber am Ort ihrer Geburt überwintert haben, weiter und weiter zur Erdoberfläche empor. Beim Pflügen wurden früher hin und wieder Ende März, Anfang April fertige Maikäfer freigelegt, die dann nicht selten als sog. „Redaktions-Maikäfer“ auf die Schreibtische der Tageszeitungen kamen. Ganz aus der Erde heraus aus eigener Kraft kommen sie aber erst, wenn die Sonne ihnen den Körper genügend angewärmt hat.

Das tägliche Schwärmen, das nur durch ungünstige Witterung unterbrochen wird, beginnt kurz vor der Dämmerung und endet mit zunehmender Dunkelheit. Die Maikäfer und auch ihre Larven haben viele tierische Feinde, die den Bestand bisher aber nicht so dezimieren konnten, wie das in neuerer Zeit Gift und Gase vermochten. Daß sich Maikäfer vom Laub der Bäume, vornehmlich der Eichen ernähren, ist wohl allgemein bekannt. In vielen Gegenden Europas, wo diese Käfer noch günstigere Lebensbedingungen vorfinden als hier, haben sie früher bei massenhaftem Auftreten schon oft große Ernteschäden angerichtet. Dort war die Maikäferbekämpfung, mit der man bei den verfügbaren primitiven Mitteln nicht ganz fertig wurde, immer ein großes Problem. Den Hauptschaden aber richtet der Engerling an, nicht der blätterfressende Käfer, obgleich auch dessen Tätigkeit mitunter schwer genug ins Gewicht fällt.

Der Gelbrandkäfer (*Dytiscus marginalis*)

Während die bisher vorgestellten Käferarten ausschließlich Landbewohner sind, ist das Element des stattlichen Gelbrandkäfers das Wasser. Wie alle Schwimmkäfer — es gibt rund 4000 Arten auf der Welt — ist auch der Gelbrand in seinem ganzen Körperbau vortrefflich dem Leben im Wasser angepaßt. Sein Körper ist stromlinienförmig und die Hinterbeine sind durch Verbreiterung und Abplattung zu Schwimmbeinen umgestaltet, die noch dazu jederseits eine Reihe starrer Borsten tragen. Gleich den landbewohnenden Käfern sind auch die Schwimmkäfer darauf angewiesen, durch ihre Atemöffnungen, Stigmen nennt man diese, Luft zu atmen. So steigt also auch der Gelbrand von Zeit zu Zeit nach oben zur Wasseroberfläche, um neue Luft zu schöpfen, die er in seinem Tracheensystem, einem Hohlraum zwischen dem Rücken und den Flugdeckeln speichert und die ihm wieder ein längeres Verweilen in der Tiefe des Wassers gestattet. Sowohl die Larven als auch die Käfer des Gelbrands ernähren sich von tierischer Kost, die ihnen das Wasser in reichem Maße bietet.

Seine Eier legt das Weibchen im Frühjahr und im Frühsommer in die jungen Triebe der Wasserpflanzen. Die jungen Larven wachsen dank ihres guten Appetits und der nährstoffreichen Nahrung verhältnismäßig schnell heran. Sind sie reif zur Verpuppung, dann verlassen sie das Wasser und verwandeln sich in der feuchten Erde des Ufers zur Puppe. Nach nur drei Wochen dauernder Verpuppungszeit ist der neue Käfer schon wieder ge-

boren. Anfangs ist er noch ungemein weich und hat eine weißlichgelbe Färbung, aber nach einer Woche Ruhezeit ist sein Panzer genügend erhärtet und auch dunkler geworden, so daß er sein Lager verlassen kann.

Der Gelbrandkäfer ist ein guter Flieger, der oft zwischen den einzelnen Gewässern hin- und herfliegt und daher manchmal an Örtlichkeiten z. B. in Regentonnen, Weidetränken u. ä. angetroffen wird, die ihm auf Dauer gesehen nicht behagen können. Im Vergleich zu den meisten anderen Großkäfern ist die Lebensdauer des Gelbrands als Käfer verhältnismäßig lang. Er kann als Käfer 4 bis 5 Jahre alt werden. Aber vom Schlupf aus den Eiern über das Larven- und Puppenstadium bis zu ihrem Tode als Käfer haben z. B. Gelbrand- und Maikäfer fast die gleiche Lebenserwartung.

Der große Laufkäfer

Wie der Gelbrand ist auch der große Laufkäfer, wenn es um den Nahrungserwerb geht, ein rechter Draufgänger. Auch er ernährt sich von tierischer Kost. Was er einmal mit seinen starken Kiefern gepackt hat, läßt er nicht so leicht wieder los, mag sich das Opfer auch noch so sehr widersetzen und den Käfer hin und her und rundherum schlagen. Aus dem gepackten Beutetier reißt der Laufkäfer Stück für Stück Fleischbrocken heraus, die aber nicht gleich verspeist werden, sondern mit einer aus dem Munde kommenden braunen Flüssigkeit übergossen und vorverdaut werden. Die so zu einem Brei verwandelte Nahrung wird dann aufgeschleckt.

Ihre Hauptbewegungsorgane sind, wie der Name schon sagt, die gut ausgebildeten Beine. Die Flugwerkzeuge spielen nur eine untergeordnete Rolle.

Seine Eier legt der Laufkäfer einzeln in die Erde ab. Die ausgeschlüpfte Larve findet kein Futter vor, muß also selbst auf die Jagd gehen. Insofern hat sie es schwerer als andere Käferlarven, so sollte man eigentlich meinen. Da sie aber mit sechs kräftigen Beinen ausgestattet ist und eine geschmeidige, gestreckte Körpergestalt hat, kommt sie im Larvenstadium als „Selbstversorger“ auch gut zurecht.

Unser größter Laufkäfer ist der Lederlaufkäfer (*Carabus coriaceus*), der bis 40 mm groß wird. Er ist glanzlos schwarz gefärbt und geht hauptsächlich in der Dämmerung oder des Nachts auf Beutefang aus. Dabei fällt er nicht selten in frisch ausgehobene Gruben und Gräben, aus denen er, wenn die Wände senkrecht sind, kaum wieder herauskommt.

Das Oldenburger Münsterland im Wandel

Die Landesforsten im Oldenburger Münsterland

nach dem Orkan vom 13. November 1972

VON MAX SCHLÜTER

„Das überkommene Erbe, das den alten Satz 'karge Länder machen kluge Völker' in so eindrucksvoller Weise bestätigt, gilt es den nachfolgenden Generationen in bestmöglichem Zustande weiterzugeben. Für die Landesforsten, die im Eigentum des ganzen Volkes stehen, heißt dies, sie so zu gestalten und zu pflegen, daß sie für die Gemeinschaft von maximalem Nutzen sind.“

Als im Oktober 1972 diese Sätze für das Jahrbuch 1973 *) geschrieben wurden, ahnte keiner, daß das überkommene Erbe wenige Tage vor seiner Vernichtung, seiner fast völligen Auslöschung stand. Am 13. November 1972 kam mit einem Orkan ungewöhnlicher Stärke eine Katastrophe über die Wälder Niedersachsens, die in die Geschichte der Landschaft als ein säkulares Ereignis, als gewaltsamer Abschluß einer Epoche, eingehen wird.

Ein von England kommender Tiefdruckwirbel mit einem seit 1821 nicht mehr erreichten Minimum von 955,5 Millibar fegte über Nordwestdeutschland hinweg. Das Oldenburger Münsterland lag im Zentrum des Sturmes, der hier Windstärken bis 174 km/Std., d. h. Beaufortgrad 16, erreichte. Gewalten dieses Ausmaßes ist kein Wald gewachsen.

I. Die Waldzerstörung

Einen Überblick über die Schäden im ganzen Lande Niedersachsen - Tab. 1 - gibt die Bezugsgröße für das örtliche Ausmaß.

In Tab. 2 sind die Erhebungen für die Landesforsten im Verwaltungsbezirk Oldenburg wiedergegeben und durch Gegenüberstellung mit dem Holzvorrat, dem Jahreseinschlag und der Holzbodenfläche ergänzt. Nach diesen Zahlenübersichten sind die im Oldenburger Münsterland gelegenen Forstämter Cloppenburg und Ahlhorn am stärksten betroffen.

Ungefähr 3/4 des Holzvorrates sind vom Sturm geworfen. Im Forstamt Ahlhorn 328.000 Fm, im Forstamt Cloppenburg rd. 400.000 Fm. Dies entspricht im Forstamt Cloppenburg dem 27fachen und im Forstamt Ahlhorn dem 18fachen des normalen Jahreseinschlages. Fast die Hälfte der Waldfläche — im Forstamt Cloppenburg 50 %, im Forstamt Ahlhorn 48 % — ist zerstört.

*) Max Schlüter, Die Landesforsten im Oldenburger Münsterland. Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1973 — S. 51—70.

Tabelle 1

Sturmschäden vom 13. 11. 1972 im Lande Niedersachsen

	Eiche		Buche/AL		Fichte		Kiefer		Insgesamt	
	Fm. o. R.	%	Fm. o. R.	%	Fm. o. R.	%	Fm. o. R.	%	Fm. o. R.	%
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
RP. Hann.	32.450 5 %	13	74.060 10 %	12	314.250 44 %	7	299.915 41 %	3	720.675 100 %	5
RP. Hi.	9.630 1 %	4	169.155 13 %	26	1.071.690 85 %	23	5.400 1 %	0	1.255.875 100 %	8
RP. Lbg.	26.080 1 %	10	31.100 2 %	5	548.400 25 %	12	1.528.620 72 %	14	2.134.200 100 %	13
VP. BrSch.	17.880 2 %	7	53.650 7 %	8	673.550 81 %	15	80.670 10 %	1	825.750 100 %	5
VP. *) Old.	46.900 3 %	18	63.500 3 %	10	461.000 26 %	10	1.221.800 68 %	12	1.793.200 100 %	11
Land. forst	132.940 2 %	(52)	391.465 6 %	(61)	3.068.890 45 %	(67)	3.136.405 47 %	(30)	6.729.700 100 %	(42)
Klost. forst	5.190 1 %	2	8.890 1 %	1	139.880 22 %	3	482.540 76 %	5	636.500 100 %	4
Insg.	138.130 2 %	(54)	400.355 5 %	(62)	3.208.770 44 %	(70)	3.618.945 49 %	(35)	7.366.200 100 %	(46)
Bund. forst	— 0 %	—	3.500 0 %	1	169.000 21 %	4	627.500 79 %	6	800.000 100 %	5
LWK. Hann.	45.000 1 %	18	80.000 2 %	12	853.000 17 %	18	3.875.000 80 %	37	4.853.000 100 %	30
LWK. W-Ems	38.600 2 %	15	70.000 3 %	11	165.000 7 %	3	2.100.000 88 %	20	2.373.600 100 %	15
Körp. wald	3.335 3 %	1	13.135 11 %	2	77.050 66 %	2	23.385 20 %	0	116.905 100 %	1
Gen. wald	29.560 7 %	12	75.615 18 %	12	136.785 34 %	3	169.580 41 %	2	411.540 100 %	3
Insg.	254.625 2 %	100	642.605 4 %	100	4.609.605 29 %	100	10.414.410 65 %	100	15.921.245 100 %	100

*) Dem VP Oldenburg sind die Landesforsten der Reg./Verw.bezirke Aurich, Osnabrück Oldenburg und Stade zugeordnet.

Schätzungen
der Sturmschäden vom 13. 11. 1972
in den Landesforsten des Verw. Bez. Oldenburg
 (Stand: 1. 9. 1973)

	Forstamt Ahlhorn	Forstamt Cloppenburg	Forstamt Hasbruch	Forstamt Neuenburg	im ganzen
1	2	3	4	5	6
1 Eiche EFm o. R.	1.500	200	5.000	8.500	15.200
2 Buche EFm o. R.	6.500	9.800	19.000	1.500	36.800
3 Fichte EFm o. R.	80.000	100.000	35.000	25.000	240.000
4 Kiefer EFm o. R.	240.000	290.000	155.000	55.000	740.000
im ganzen	328.000	400.000	214.000	90.000	1.032.000
6 Vorrat EFm o. R.	560.000	525.000	800.000	698.000	2.583.000
7 % vom Vorrat	59	76	27	13	40
8 Jahreseinschlag Fm o. R.	18.500	15.000	17.700	20.000	71.200
9 Vielfaches des Jahreseinschlages	18	27	12	4	14
10 Schadensfläche ha	2.116	1.893	1.005	374	5.388
11 Holzboden i. g. ha	4.382	3.788	3.365	3.678	15.213
12 % des Holzbodens	48	50	30	10	35

Erläuterungen:

- Zu Zeile 1—9: Alle Mengenangaben beinhalten Erntefestmeter ohne Rinde
 Zu Zeile 1—4: Zu den Holzartengruppen gehören
 Zu Zeile 1. Eiche, Roteiche
 2. Buche und sonstiges Laubholz
 3. Fichte, Tanne, Douglasie und sonst. Fichten- und Tannenarten
 4. Kiefer und sonst. Kiefernarten und Lärchen
 Zu Zeile 6. Der gesamte Derbholzvorrat in Erntefestmeter ohne Rinde
 7. Das prozentuale Verhältnis der Schadensmenge zum Vorrat
 9. Die Schadensmenge beträgt dasfache des Jahreseinschlages
 10. Schadensfläche ist diejenige Fläche, auf der Neukultur erforderlich ist
 12. Das prozentuale Verhältnis der Schadenfläche zum Holzboden

Die Verteilung der Schäden auf die einzelnen Baumartengruppen ist weniger ein Indiz für die Sturmanfälligkeit als ein Spiegelbild der Bestockungsverhältnisse.

	FA Cloppenburg		FA Ahlhorn	
	Bestockung %	Schaden %	Bestockung %	Schaden %
Eiche	1	0,1	7	0,3
Buche	5	2,4	8	1,7
Fichte	25	25,0	21	27,3
Kiefer	69	72,5	64	70,7

Entsprechend dem größeren Vorkommen steht der Schadensanfall in der Kiefer mit rd. 72% an erster Stelle. Die Fichte incl. Douglasie folgt mit 26%. Demgegenüber fallen die Laubholzarten mit zusammen 2 % kaum in's Gewicht. Wenn wir trotzdem feststellen, daß sie in der Proportion weniger betroffen sind als die Nadelholzarten, so besonders deshalb, weil sie zu dieser Jahreszeit in unbelaubtem Zustande standfester sind.

Das Ausmaß der örtlichen Schäden ist aus Tabelle 3 *) ersichtlich. Von den 6.890 ha Landesforsten des Oldenburger Münsterlandes sind 3.880 ha = 56 % vernichtet. Von dieser Sturmschadensfläche entfallen 335 ha = 9 % auf Bestände mit nicht verwertbarem Schwachholz, 1.028 ha = 26 % auf Bestände mit verwertbarem Schwachholz und 2.517 ha = 65 % auf Bestände mit verwertbarem Stammholz.

Ungewöhnlich und wirtschaftlich besonders schwerwiegend sind die großen Schäden, die der Orkan in jüngeren Beständen, in Stangenhölzern und sogar in Dickungen angerichtet hat — zum Teil völlig niedergewalzt, mal flächenweise, mal gruppen- und horstweise geworfen, gebrochen oder nur angeedrückt.

Hier steht die Unverwertbarkeit des Holzes sehr hohen Aufräumungskosten gegenüber, und es wird waldbaulich schwierig sein, teilgeschädigte Jungbestände wieder einer vollen Produktion zuzuführen.

Nüchterne Zahlen allein genügen nicht, um einen Verlust zu verdeutlichen. Erst in der Würdigung des Verlorenen, im Bewußtwerden all dessen, was an menschlicher Leistung, an Schweiß und Arbeit eingebracht werden mußte, können diese Zahlen mit Leben erfüllt werden.

Die Zerstörung des Waldes wirkt sich auf all seine Funktionsbereiche aus, sowohl den ökonomischen wie auch landeskulturellen und sozialen Bereich. Der materielle Schaden, der erst nach Abschluß der Aufarbeitung, des Holzverkaufes, der Aufräumung und der Wiederaufforstung errechnet werden könnte, ist außerordentlich. Aus der Vielzahl der Schadensquellen seien nur einige genannt:

*) Die Gliederung entspricht der Veröffentlichung im Jahrbuch 1973 — S. 60 und 61 über die derzeitige politische Zugehörigkeit der Landesforsten.

Die Schadensflächen in den staatlichen Forstorten der Gemeinden

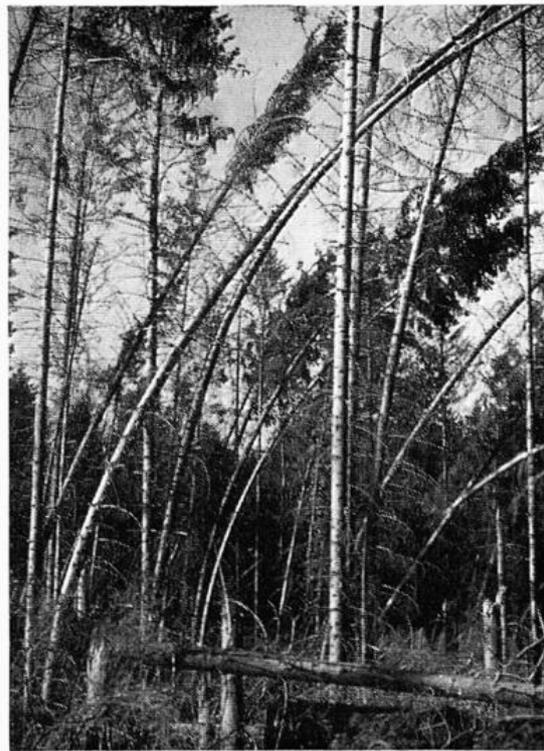
a) Landkreis Cloppenburg

Gemeinde	Forstort	Flächen- größe ha	Sturmschadensfläche				
			Schwachholz		Stamm- holz ha	I. G. ha	von Gesamt- fläche %
			nicht ver- wert- bar ha	ver- wert- bar ha			
Cloppenburg	Varrelbuscher Fuhrenkamp	224	37	21	71	129	58
	Schwertheimer Fuhrkamp	11	—	—	2	2	18
	i. g.	235	37	21	73	131	56
Emstek	Scheidewald	513	25	67	336	428	83
	Lether Fuhren	115	5	24	53	82	71
	Baumweg	1069	69	311	511	891	83
	i. g.	1697	99	402	900	1401	83
Essen	Bartmannsholter Fuhrenkamp	128	1	8	6	15	12
	Herberger Fuhrenkamp	140	3	4	3	10	7
	i. g.	268	4	12	9	25	9
Friesoythe	Peterwald II	106	3	20	21	44	42
	Barenberg	276	10	1	165	176	64
	Langeberg	85	6	—	45	51	60
	Horstberg	185	7	2	141	150	81
	i. g.	652	26	23	372	421	65
Garrel	Hoheging	27	7	11	6	24	89
	Peterwald I	89	4	33	—	37	42
	Peterwald II	224	6	—	79	85	38
	i. g.	340	17	44	85	146	43
Lastrup	Oldendorfer Fuhrenkamp	22	—	6	10	16	73
	Herberger Fuhrenkamp	73	7	1	10	18	25
	i. g.	95	7	7	20	34	36
Lindern	Steingräber	1	—	—	—	—	—
Löningen	Böener Fuhrenkamp	101	2	3	6	11	11
	Bunner Fuhrenkamp	43	1	4	7	12	28
	Burlagsberg	62	2	5	1	8	13
	Herberger Fuhrenkamp	142	5	24	15	44	31
	Winkumer Streitmark	46	—	25	—	25	54
	Ehrener Streitmark	108	—	20	—	20	19
	Ehrener Wald	234	5	25	110	140	60
	Werwer Fuhrenkamp	75	1	6	10	17	23
i. g.	811	16	112	149	277	34	
Mark- hausen	Barenberg	22	—	—	9	9	41
	Langeberg	124	—	1	83	84	68
	Peheimer Wald	67	6	—	40	46	69
	Herrensand	419	8	86	143	237	57
	Kaufwald	285	8	59	75	142	50
	i. g.	917	22	146	350	518	56
Mol- bergen	Resthauser Fuhrenkamp	101	3	13	7	23	23
	Krattholz	128	11	9	7	27	21
	Dwergter Sand	556	42	54	157	253	46
	Langeberg	304	20	28	131	179	59
	Peheimer Feld	183	12	53	20	85	46
	i. g.	1272	88	157	322	567	45

b) Landkreis Vechta

Gemeinde	Forstort	i. g.	Flächen- größe ha	Sturmschadensfläche				von Ge- samt- fläche %
				Schwachholz		Stamm- holz ha	I. G. ha	
				nicht ver- wert- bar ha	ver- wert- bar ha			
Damme	Dammer Fuhrenkamp	i. g.	133	5	26	64	95	71
Golden- stedt	Herrenholz	i. g.	231	4	36	74	114	49
Lohne	Freeseholz	i. g.	2	1	—	—	1	50
Lutten	Herrenholz		89	2	21	34	57	64
	Freeseholz		57	2	6	38	46	81
		i. g.	146	4	27	72	103	71
Steinfeld	Dammer Fuhrenkamp	i. g.	11	1	2	5	8	73
Visbek	Herrenholz		20	2	7	7	16	80
	Freeseholz		7	—	—	—	—	—
	Erlterholz		52	2	6	15	23	44
		i. g.	79	4	13	22	39	49
Zusammenstellung der Landesforsten								
im Kreis Cloppenburg			6288	316	924	2280	3520	56
im Landkreis Vechta			602	19	104	237	360	60
ha i. g.			6890	335	1028	2517	3880	56

1. Nicht alles Holz kann der Verwertung zugeführt werden, da zumeist beim schwächeren Holz die Kosten den Erlös übersteigen.
2. Der Holzpreis wird durch das Massenangebot gedrückt. Fernverkauf und Exporte sind durch hohe Frachtkosten belastet.
3. Die Aufarbeitung des geworfenen und gebrochenen Holzes ist kostspieliger als der normale Einschlag.
4. Große Flächen müssen mit hohem Aufwande geräumt werden, ohne daß den Kosten Einnahmen gegenüberstehen.
5. Die Zerstörung hiebsunreifer Bestände führt zum Verlust aller früheren Investitionen nebst Verzinsung und Bodenrente.
6. Zum Schutz der verbliebenden Bestände sind Maßnahmen zur Verhütung von Insektenkalamitäten erforderlich.
7. In den aufgerissenen Beständen ist mit Zuwachsverlusten und mit Folgeschäden zu rechnen.
8. Das vom Markt nicht aufzunehmende Holz muß mit hohen Kosten konserviert werden.
9. Die allgemeinen Kosten für Planung, Ausführung und Kontrolle der außergewöhnlichen Maßnahmen erhöhen den Verwaltungsaufwand.
10. Die Vorrats- und Produktionsminderung führt zur Minderung erwarteter zukünftiger Einnahmen. Der Waldbesitzer ist ärmer geworden.



Diese Aufzählung von Schadensquellen ist nicht erschöpfend. Vom Unabhängigen abgesehen werden Fähigkeiten und Möglichkeiten der wirtschaftenden Menschen mitbestimmend sein.

Die Schutzfunktion, die der Wald auf Klima, Wasserhaushalt und Boden ausübt, ist insbesondere dort, wo er flächenweise vernichtet wurde, verloren gegangen. Wenn auch großräumige Klimaveränderungen nicht befürchtet werden müssen, so ist doch mit verstärkten Windgeschwindigkeiten, schnellerem Abfluß des Oberflächenwassers und stellenweise mit einem Ansteigen des Grundwasserspiegels zu rechnen. Am schwerwiegensten sind die Gefährdungen der leichten Sandböden, die ohne Bewuchs zu Verwehungen neigen.

Das Oldenburger Münsterland war stolz darauf, mit seinen ausgedehnten Waldungen weiträumige Erholungslandschaften anbieten zu können. Diese sind auf großen Flächen, insbesondere an der Thülsfelder Talsperre, auf der Wildeshauser Geest und in den Dammer Bergen zerstört. Wenngleich die Forstverwaltung sich auch mit allen Kräften um die Wiederbewaldung bemühen wird, so wird doch in Kauf genommen werden müssen, daß auf weiten Flächen ein gleichalter Wald heranwächst, der in den ersten Jahrzehnten einen geringeren Erholungswert aufweist. Andererseits werden dort, wo Teilflächen, Gruppen und Einzelbäume erhalten bleiben und dort, wo große Bestandskomplexe nur durchlöchert sind, abwechslungsreiche Waldbilder geschaffen werden können.

II. Die Maßnahmen nach dem Sturm

Der Wirtschaftsbetrieb eines staatlichen Forstamtes ist von dem Grundsatz der Nachhaltigkeit bestimmt. Oberstes Ziel ist es, so zu wirtschaften, daß alle Aufgaben des Waldes — seine Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktion —



Foto Wagner, Oldenburg

nachhaltig, d. h. auf die Zukunft ausgerichtet, erfüllt werden. Produktion und Nutzung werden so aufeinander abgestimmt, daß im Laufe längerer Zeiträume derjenige produzierende Vorrat geschaffen wird, der eine nachhaltige maximale Nutzung ermöglicht. Im Abstand von 10—20 Jahren werden Betriebsregelungen durchgeführt, die diesem Ziele dienen.

Die beiden Forstämter Cloppenburg und Ahlhorn sind überwiegend Aufforstungsreviere aus dem Ende des 18. Jahrhunderts und aus dem 19. Jahrhundert. Auf der „Tertia marcalis“ der Markenteilungen und auf großräumigen Heideankaufsflächen wurde der neue Wald begründet. Es war ein ständiges Bemühen der Forstverwaltung, das forstgeschichtlich bedingte Überwiegen bestimmter Altersklassen abzubauen und einen ausgeglichenen Altersaufbau anzustreben. Vor und nach sollten die großflächigen Kiefernreinbestände durch standortsgemäße Baumarten abgelöst werden.

Alle noch so ausgeklügelten Planungen sind am 13. November 1972 vom Tisch gefegt. Der Orkan bestimmt nun für Jahrzehnte das wirtschaftliche Geschehen. Die vordringlichsten Aufgaben heißen, etwa 3/4 des gesamten Holzvorrates bestmöglich einer Verwertung zuzuführen und auf fast der halben Fläche einen neuen Wald aufzubauen. Es soll nachstehend versucht werden, in zeitlicher Folge die Arbeitsaufgaben und ihre Bewältigung darzustellen.

Nach dem Sturm waren die zerstörten Wälder undurchdringlich. Alle Wege waren von geworfenen Bäumen versperrt und nur vom Flugzeug aus war es möglich, einen Überblick über das Ausmaß der Verwüstung zu bekommen. Zustandsermittlung, Schadenserfassung und darauf fußende Planung notwendiger Maßnahmen waren erste Aufgaben der verwaltenden Stellen, während an der Front die Wege in der Reihenfolge der Dringlichkeit geöffnet wurden. Schon nach wenigen Tagen lag eine furchtbare Bilanz vor. Von dem rd. 21.000 ha umfassenden Wald des Oldenburger Münsterlandes waren rd. 9.500 ha vernichtet. Staats- und Privatwald waren gleichermaßen betroffen. Da diese Darstellung sich auf die Landesforsten beschränken muß, kann nur auf den unermesslichen Verlust hingewiesen werden, den die privaten Waldbesitzer, die in den Landkreisen Cloppenburg und Vechta 2/3 der Waldfläche innehaben, erlitten haben. Während der Schaden im Staatswald von der Allgemeinheit getragen wird, hat der Sturm die Waldbauernfamilie unmittelbar getroffen. Durch keine Versicherung geschützt hat sie einen großen Teil ihres Vermögens verloren. Mit Beihilfen des Landes und des Bundes soll versucht werden, die Aufarbeitung des Holzes, den Verkauf und die Räumung der Schadflächen zu ermöglichen. Die Staatsforstverwaltung ist angewiesen, auf dem heimischen Markt Zurückhaltung zu üben, um den Absatz des im Privatwald angefallenen Holzes zu erleichtern.

Welche Aufgaben stellten sich in den Landesforsten nach der Katastrophe? Aus dem umfangreichen Katalog der Maßnahmen, die für Jahre hinaus alle Dienststellen beschäftigen werden, seien 3 große Komplexe genannt:

- 1) der Schutz der verbliebenen Bestände,
- 2) die Aufarbeitung des verwertbaren Materials und
- 3) die Wiederbewaldung der Schadflächen.



Die beiden ersten Komplexe stehen in enger Wechselwirkung, da Fragen des Forstschutzes die Prioritäten für die Aufarbeitung des Schadholzes bestimmen. Was der Sturm uns gelassen hat, darf nicht Opfer von Insektenkalamitäten oder Waldbränden werden.

Unter den Insekten sind es speziell die Borkenkäfer, die in absterbenden Nadelholzbäumen bei herabgesetztem Saftfluß optimale Lebensbedingungen finden. Die riesige Menge des Sturmholzes muß zu einer Vermehrung führen. Im Jahre 1973 war diese Vermehrung noch nicht so augenscheinlich, da sie sich auf weite Flächen verteilte. Wenn in den kommenden Jahren Brutmaterial nicht mehr reichlich zur Verfügung stehen wird, droht ein Übergreifen auf gesunde Bäume, die dann außerordentlich gefährdet sind. Insbesondere sind es die Fichtenborkenkäfer, von denen eine so große Gefahr ausgeht. Der große Fichtenborkenkäfer (*Ips typographus*), wegen seines ausgeprägten Fraßbildes an der Innenseite der Rinde auch Buchdrucker genannt, wird bei hoher Dichte zum Primärschädling. Auf ihn sind die großen Käferkatastrophen nach dem Kriege 1947—49 zurückzuführen. Wenn auch heute zu ernster Besorgnis Anlaß gegeben ist, so besteht doch kein Grund zur Panik, da jetzt wesentlich wirksamere Möglichkeiten der Aufarbeitung und Bekämpfung gegeben sind als in den ersten Nachkriegs-

jahren. Eine gründliche Überwachung, die durch Erlaß angeordnet und seitens der Nds. Forstlichen Versuchsanstalt geleitet wird, ist wichtigste Voraussetzung für eventuell notwendig werdende mechanische und chemische Bekämpfungsmaßnahmen.

Der kleine Fichtenborkenkäfer (*Pityogenes chalcographus*), auch Kupferstecher genannt, der an dem mehrarmigen Sterngang erkennbar ist, befällt überwiegend schwaches Material. Bei der unausbleiblichen Vermehrung muß 1974 mit primären Angriffen auf Fichtenkulturen, -dickungen und Stangenhölzer gerechnet werden.

Von den Borkenkäfern der Kiefer lebt der „Große Waldgärtner“ (*Myelophilus piniperda*) auf stärkeren Stämmen, der „Kleine Waldgärtner“ (*Myelophilus minor*) auf schwachem Material. Sie heißen Waldgärtner, da die Altkäfer nach der Eiablage zum Regenerationsfraß und die Jungkäfer im Sommer zum Reifungsfraß an die Kronen stehender, gesunder Kiefern fliegen, die Triebspitzen aushöhlen und zum Abbrechen bringen und damit das Aussehen eines vom Gärtner beschnittenen Baumes hervorbringen.

Die andere Gefahr, die den uns verbleibenden Beständen droht, sind die Waldbrände, von denen wir bereits im vergangenen Sommer gerade im Oldenburger Münsterland vielfach heimgesucht wurden. Wenn im Frühjahr das vorjährige vertrocknete Gras noch nicht von frischem Grün durchwachsen ist und wenn die ersten warmen Tage zu geringer Luftfeuchtigkeit führen, ist in jedem Jahre besonders auf trockenen Kiefernstandorten mit Waldbrandgefährdung zu rechnen. Nach dem Orkan ist diese Gefahr zu einer permanenten riesigen Bedrohung geworden. Auf großen Flächen liegt leicht entzündbares Material, liegen trockene Nadeln und mehr absterbende Zweige und Bäume. Eine fortgeworfene Zigarette und ein von abbrennendem Stroh kommender Funkenflug genügen, um einen Großbrand auszulösen. Unachtsamkeit im Umgange mit Feuer ist und bleibt die Hauptursache. Wiederkehrende Appelle an die Bevölkerung in Presse, Rundfunk und Fernsehen führen leider nicht zu der notwendigen Einsicht, so daß bei warmer Witterung immer wieder mit Bränden gerechnet werden muß. Zu ihrer Bekämpfung arbeiten die Feuerwehren, die Forstdienststellen, Gemeinden und Kreise auf der Basis gesetzlicher Bestimmungen zusammen. Für das ganze Land sind Waldbrandbeauftragte bestimmt, denen unter der Oberleitung des Kreises die technische Leitung der Waldbrandbekämpfung obliegt. Sie haben auch notwendige Maßnahmen anzuordnen, die der Gefahrenabwehr und Gefahrenminderung dienen. Die Waldbesitzer sind aufgerufen, durch Räumung der Wege das Herankommen der Feuerlöschfahrzeuge an die Brandstellen zu ermöglichen und durch Erkundung bzw. Schaffung von Wasserstellen für Löschwasser zu sorgen. Da viele Dienststellen, Organisationen und Menschen bei der Waldbrandbekämpfung zusammenwirken, ist eine reibungslose und schnell arbeitende Organisation die Voraussetzung für den Erfolg.

Aus der Vielzahl der Brände, die im Jahre 1973 die Landesforsten des Oldenburger Münsterlandes heimgesucht haben, seien erwähnt der Waldbrand an der Thülsfelder Talsperre, durch den am 2. 7. 1973 in der Revierförsterei Augustendorf rd. 40 ha Staatswald und 20 ha Privatwald betroffen

wurden und der Brand im Ehrener Wald bei Lönigen am 16. 8. 1973, dem rd. 37 ha zum Opfer fielen. Über die Sturmschadensflächen hinaus wurden leider auch große uns bisher verbliebene Bestände vom Feuer zerstört.

Jeder Forstwirtschaftsbetrieb hat das durch sein Betriebswerk festgelegte Arbeitsvolumen — zu nennen sind Holzeinschlag, Kulturen, Wegebau und andere Maßnahmen — und die zu seiner Bewältigung benötigte Arbeitskapazität — Waldarbeiter und Maschinen — sorgfältig aufeinander abgestimmt. Bei planmäßigem Ablauf bewegen sich notwendige Änderungen in engem Rahmen. Zu einer völlig veränderten Situation hat die Sturmkatastrophe geführt. Das rd. 25fache eines normalen Jahreseinschlages muß aufgearbeitet werden. Eine ungeheure organisatorische Aufgabe kam auf die forstlichen Dienststellen zu. Während im Walde zunächst alle Kräfte zur Räumung der von Wurfholz versperrten Wege eingesetzt wurden, erarbeiteten die Forstämter und die Regierung detaillierte Aufarbeitungspläne.

Die zeitliche Rahmgebung wurde von Grundsätzen des Forst- und Holzschutzes bestimmt. Die drohende Borkenkäfergefahr, die für die Fichte größer als für die Kiefer anzunehmen ist, machte es erforderlich, dem Fichtenholz Priorität bei der Aufarbeitung einzuräumen. Aus diesem Grunde mußten bei zentralen Lenkungen von Arbeitskräften und Maschinen die Fichtenforstämter der Regierungsbezirke Braunschweig und Hildesheim zunächst berücksichtigt werden. Für die hiesigen Forstämter wurde geplant, die Aufarbeitung des Stammholzes bis zum 1. April 1974 und des Schwachholzes bis Ende 1974 durchzuführen. Es wurden benötigt zusätzliche Waldarbeiter, Aufarbeitungsmaschinen, Rückefahrzeuge auf der Schlagfläche, Transportfahrzeuge und nicht zuletzt zusätzliche Arbeitskräfte für Betriebs- und Verwaltungsaufgaben. Bald stellte sich heraus, daß in der Arbeitskette von der Sturmfläche bis zum Verwerter das unzureichend ausgestattete Glied den ganzen Ablauf bestimmte. Zuerst war es die Sorge um Waldarbeiter, die fachlich ausgebildet nicht greifbar waren. Nach einiger Zeit deckte das von Unternehmern vermittelte Angebot an Gastarbeitern besonders aus Österreich und Jugoslawien die Nachfrage. Letztere verringerte sich, da der Einsatz bisher nicht benutzter Maschinen zu enormer Leistungssteigerung führte. Der Bagger, der in der Lage ist, selbst schwerste Stämme und große Wurzelballen zu bewegen, wurde wichtigster Helfer. Der Waldarbeiter beschränkt sich darauf, im Verhau den Stamm von der Wurzel zu trennen.

Auch hierbei kann ihn der Bagger in schwierigen und gefährlichen Situationen durch Anheben und Zurechtrücken unterstützen. Auch die Zahl der Rückefahrzeuge, die nach früheren Verfahren die zusammengeworfenen Bäume entzerren und nach dem Abschneiden und Entästen zur Lagerung vorrücken sollten, konnte durch den Baggereinsatz verringert werden. So war vor einigen Monaten die Sorge um die Beschaffung von Schleppern behoben, ja mancherorts führten zu langfristige Bindungen zu umgekehrten Schwierigkeiten. Das nächste Glied der Arbeitskette, die Transportfahrzeuge, blieb sehr lange das schwächste Glied. Sie wurden insbesondere benötigt, um aufgearbeitetes Stammholz zu den Konservierungs- und Verladungsplätzen zu bringen. Leider konnte hierbei die vorgesehene Zeitplanung nicht immer eingehalten werden.

Besondere, ich möchte sagen die größten Schwierigkeiten, bereitete der Verkauf des Holzes. Ihn in rechte Bahnen zu lenken, war das sofortige Bemühen von Bund, Ländern und Regierungsstellen.

Der mit 17,6 Millionen Festmeter eingeschätzte Sturmholzanfall im Bundesgebiet entspricht 68 % des 26,1 Mio Fm betragenden normalen Jahreseinschlages. Letzteren im Rahmen des Möglichen zu drosseln, war Zweck der Anwendung des „Forstschäden-Ausgleichsgesetzes vom 29. 8. 1969“ mit der „Verordnung über die Beschränkung des Holzeinschlages der Forstwirtschaft“. Durch eine befristete Beschränkung des Einschlages der Holzartengruppen Fichte und Kiefer sollte einer Überschwemmung des Holzmarktes entgegengewirkt werden. Insbesondere der süddeutsche Markt wurde so aufnahmefähig für norddeutsches Sturmholz. Da der Erlös die hohen Frachtkosten zuzüglich Aufarbeitungskosten kaum deckte, war für die Landesforsten dieser Weg der Marktentlastung allerdings mit großen finanziellen Einbußen verbunden.

Im niedersächsischen Raum selbst waren die Landesforsten angewiesen, den privaten Waldbesitzern durch Zurückhaltung größere Marktchancen einzuräumen. Dies führte zu einer bedachten und nicht überstürzten Aufarbeitungsplanung mit dem Ziel, über einen längeren Zeitraum weitreichendere Absatzmöglichkeiten zu erschließen. Es erschien sinnvoller, die geworfenen Stämme noch eine Zeitlang durch die Wurzeln mit dem Erdreich verbunden im Saft zu belassen, als sie aufgearbeitet, aber unverkäuflich im Walde liegen zu haben.



Berieselungsanlage zur Konservierung des Holzes

Foto Zurborg, Vechta

Die Bemühungen um Erschließung neuer Märkte waren nicht ohne Erfolg. Beträchtliche Mengen konnten nach Dänemark, Schweden, England und sogar Japan verkauft werden. Trotzdem waren und sind die Absatzmöglichkeiten durch Export und Verkauf auf dem heimischen Markt nicht so groß, daß der gesamte Sturmholzanfall verwertet werden könnte. Schon frühzeitig wurden daher Überlegungen angestellt, das Holz zur späteren Verwendung zu konservieren. Da die herkömmlichen Verfahren der Waldlagerung Schädigungen des Holzes durch Pilze und Insekten nicht ausschließen, hat sich das Interesse auf die Naßlagerung, d. h. die Einlagerung in Wasser und die künstliche Beregnung konzentriert. Über die Wasserlagerung liegen langjährige Erfahrungen vor. Sie hat sich bewährt und es wurde auch zunächst erwogen, hierfür die Thülsfelder Talsperre in Anspruch zu nehmen. Wegen der unvermeidlichen Beeinträchtigung der Erholungsfunktion der herrlichen Landschaft wurde dieses Vorhaben nicht weiter verfolgt, zumal die andere umweltfreundlichere Methode, die Beregnung, von den wissenschaftlichen Instituten als praxisreif empfohlen wurde.

Das Stammholz wird in bis zu 300 m langen Polterreihen rd. 22 m breit und 4,50 m hoch gestapelt. Mittels Pumpen wird das Wasser aus Bohrbrunnen gefördert, über ein Rohrsystem geleitet und aus Regnern so verteilt, daß das Holz permanent naß gehalten wird. Die übermäßige Feuchte in Verbindung mit der Verdunstungskälte innerhalb der Polter läßt Insekten- und Pilzschäden nicht aufkommen. Im Forstamt Cloppenburg sind 70.000 und im Forstamt Ahlhorn 60.000 Festmeter Stammholz auf diese Art aus dem Markt genommen und konserviert. Sie sollen je nach Bedarf in den kommenden Jahren den einheimischen Werken, die mit Recht für die Zukunft mit Versorgungsschwierigkeiten rechnen, zur Verfügung stehen.

III. Die Walderneuerung

Wenn auch z. Zt. mit allen Mitteln und allen verfügbaren Kräften daran gearbeitet wird, die akute Aufgabe der Sturmholzaufarbeitung zu bewältigen, so widmen sich doch gleichzeitig die zuständigen Instanzen den vorbereitenden Maßnahmen, die notwendig sind, um die zerstörten Wälder wieder aufzubauen. Auch in der Öffentlichkeit, in Presse, Rundfunk und Fernsehen, ist diese Frage der Walderneuerung mehr oder weniger sachlich diskutiert worden. Letztlich geht es bei diesen Diskussionen um die Motivationen, die dem Handeln der Waldbesitzer zugrunde liegen bzw. die ihnen unterstellt werden. Es wird behauptet, daß das Streben nach Gewinnmaximierung den Wiederaufbau der Wälder in Bahnen lenke, die dem Gemeinwohl schaden würden. Man befürchtet das Entstehen großer monotoner Nadelholzreinbestände und wünscht sich naturnahe Mischwälder.

Ein jeder weiß, daß im Spannungsfeld privater und öffentlicher Interessen Zielkonflikte bestehen. Über sie wird im politischen Raum entschieden, und diese Entscheidung muß sich am gegenwärtigen und in bezug auf den Wald mehr noch am zukünftigen Wohl aller Menschen orientieren. Bestrebungen, hierbei materielle Bedürfnisse zu negieren, sind nur aus der Atmosphäre der deutschen Wirtschaftswunderwelt erklärbar, die vortäuscht, daß wir ohne besondere Vorsorge immer alles haben werden. Daß der Bedarf am

Rohstoff Holz z. Zt. in Deutschland nur zur Hälfte aus eigener Erzeugung gedeckt werden kann, daß er weltweit ansteigt und daß die Exportländer eine Verringerung ihrer Reserven feststellen, mag zu denken geben. Wir können auf den immer wieder nachwachsenden Rohstoff Holz nicht verzichten, und wir wollen durch sorgsame Bewirtschaftung unserer Wälder zur steten Bedarfsdeckung den möglichen Beitrag leisten.

Daß in der Bundesrepublik Deutschland 800.000 Menschen für eine Lohnsumme von rd. 2 Milliarden DM jährlich von der Forst- und Holzwirtschaft beschäftigt werden und daß deren Anteil am Bruttosozialprodukt mehr als dreimal so hoch ist wie derjenige des Bergbaues sei beiläufig erwähnt.

Die Erzeugung des Rohstoffes Holz ist die eine und nicht die unwichtigste Seite der Waldfunktion. Gleichrangig neben ihr stehen die Schutz- u. Erholungsfunktion. Allen Funktionen gerecht zu werden, wird sich die Niedersächsische Landesforstverwaltung bemühen. Auf der Jahrestagung 1973 des Landesverbandes Niedersachsen der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald sagte Minister Bruns:

„Die Erholungsfunktion des Waldes braucht unter seiner wirtschaftlichen Funktion nicht zu leiden. Der Waldbau vermag ihr mit dem Ausbau standortgemäßer, leistungsfähiger, gesunder und betriebssicherer gemischter und stufig aufgebauter, naturnaher und abwechslungsreicher Wälder ohne spürbare Opfer an Produktion voll Rechnung zu tragen. Voraussetzung dafür ist eine präzise Kenntnis der Standorte und ihrer ökologischen Eigenart.“

Als Generallinie der Wiederaufforstung gab der Minister bekannt: „Im niedersächsischen Hügel- und Bergland soll eine weitere Ausdehnung des Fichtenanbaues unterbleiben; Laubholz, besonders Buche ist zu bevorzugen. Im Flachland sind alle laubholzfähigen Standorte dem Laubholz, insbesondere der Eiche vorzubehalten; auf den nicht laubholzfähigen Standorten wird die Kiefer stark zurückgehen, dagegen Fichte und andere Nadelhölzer zunehmen“.

In den Landesforsten des Oldenburger Münsterlandes sind bereits vor der Sturmkatastrophe eingehende Standortuntersuchungen durchgeführt, die nunmehr gestatten, für die Schadensflächen diejenigen Baumarten auszuwählen, die örtlich bestmögliches Wachstum gewährleisten.

Die vorläufigen Planungen für die Forstämter Cloppenburg und Ahlhorn führten zu dem Ergebnis, daß die Kiefer nur auf den besonders nährstoffarmen Böden wieder angepflanzt wird. Ihr Anteil geht somit wesentlich zurück. Flächen mit guter Nährstoffversorgung werden bevorzugt der Eiche zugeführt. Der Anteil der Buche und Fichte bleibt in etwa konstant. Die Holzart der Zukunft wird die Douglasie sein. Sie wird im Rahmen der Walderneuerung einen breiten Raum einnehmen.

Der Kunst des Forstmannes bleibt es vorbehalten, aus den standörtlich geeigneten Baumarten Waldbestände zu gründen und zu gestalten, die allen Ansprüchen gerecht werden. Sie sollen Bausteine einer gesunden Landschaft werden, in der sich die Erzeugung lebensnotwendiger Güter untere gleichzeitiger Schaffung hoher Umweltwerte vollzieht.

Zur Struktur der Massentierhaltung im Kreis Vechta

VON HANS-WILHELM WINDHORST

Das Oldenburger Münsterland, insbesondere der Kreis Vechta, wird auf dem agraren Produktionssektor maßgeblich von Formen spezialisierter Betriebe geprägt. Einmal sind dies Veredlungsbetriebe, zum anderen spezialisierte Obst- und Gemüsebaubetriebe. In diesem Rahmen werden wir uns vor allem mit einem Zweig der tierischen Veredlungswirtschaft befassen, der als charakteristisch für das Oldenburger Münsterland angesehen werden kann, nämlich der **Massentierhaltung**.

1. Abgrenzung

Eine Abgrenzung der Massentierhaltung bereitet Probleme, weil die Kriterien, nach denen man trennen will, jeweils unterschiedliche Gruppierungen bringen. Wir werden unter Massentierhaltung folgendes verstehen (vgl. ROJAHN 1968, S. 690):

Der Begriff Massentierhaltung besagt, daß viele Einzeltiere auf geringem Raum konzentriert werden, ein häufiger Generationswechsel vorliegt, und mit geringstem Einsatz von Arbeitskräften zur Fütterung, Versorgung und Entsorgung unter Einsatz von mechanischen Einrichtungen für die Unterbringung und Haltung sowie unter größtmöglicher Ausnutzung eines hochwertigen Futters gewirtschaftet wird. Nur ein geringer Teil des Futters entstammt den Erträgen der zum Betrieb gehörenden Nutzflächen. Die Betreuung der Tiere kann nicht mehr allein von den zum landwirtschaftlichen Betrieb gehörenden Arbeitskräften geleistet werden.

Die Massenbestände können in einem landwirtschaftlichen oder gewerblichen Betrieb gehalten werden. Das Kriterium der Abgrenzung ist allein die Tierzahl. Dabei gehen folgende Schwellenwerte ein.

Tierart	Tierzahl	Tierart	Tierzahl
Mastschweine	300	Legehennen	5 000
Zuchtsauen	50	Masthähnchen	10 000
Mastkälber	100	Puten	1 000
Mastbullen	50	Enten	1 000
Junghennen	10 000	Gänse	1 000

Tab. 1 Schwellenwerte bei Massentierbeständen (getrennt nach Tierarten)

Aus dieser Definition wird noch nicht erkennbar, wann bei solchen Betrieben ein agrarindustrieller Charakter vorliegt. Von agrarindustriellen Massentierhaltungsbetrieben sprechen wir, wenn mehrere nichtlandwirtschaftliche Betriebe zu einer Erzeugergruppe vereinigt sind. Außerdem kommt als Kriterium die Integration von Versorgung, Verarbeitung und Vermarktung dazu, die dem gesamten System oftmals einen konzernartigen Charakter verleihen.

2. Voraussetzungen

Aus obiger Abgrenzung wird ersichtlich, daß eine Reihe von Voraussetzungen gegeben sein mußten, bevor es zur Ausbildung von Massentierhaltungsbetrieben kommen konnte. Man kann diese Voraussetzungen in fünf Hauptgruppen zusammenfassen: züchtungstechnische, haltungstechnische, fütterungstechnische, tiermedizinische und wirtschaftliche Voraussetzungen.

Eine Haltung von Nutztieren in Massenbeständen wurde erst möglich, als es gelang, durch Hybridisation Kreuzungstiere zu züchten, die aufgrund ihrer genetischen Anlagen höchste Leistungsfähigkeit mit guter Gesundheit verbanden. Besonders auf dem Sektor der Geflügelhaltung ist in dieser Hinsicht viel geschehen.

Massentierhaltungsställe haben im Vergleich zu den traditionellen landwirtschaftlichen Stalleinrichtungen sehr viel größere Ausmaße. Die noch dazukommenden mechanischen Einrichtungen für die Versorgung (Futter, Wasser) und Entsorgung (Treibermistung) bedingen einen hohen finanziellen Aufwand, der sich nur lohnt, wenn die Ställe nahezu durchgehend besetzt sind. Dies macht eine Klimatisierung nötig, die dauernd gleiche Voraussetzungen im Hinblick auf Temperatur und Luftfeuchtigkeit herstellt. Nur unter diesen Bedingungen bringen die hochgezüchteten Tiere ihre Maximalleistungen.

Die Züchtungsergebnisse und Einrichtungen zur Haltung vieler Tiere auf engstem Raum wären ohne den Beitrag der Tierernährungswissenschaft bedeutungslos gewesen. Erst durch genaue Erforschung der Ansprüche der einzelnen Tiere und der bestmöglichen Futtermischung für die verschiedensten Produktionsziele gelang es, große Tierbestände gleichzeitig auf einen bestimmten Stand zu bringen. Heute ist es möglich, durch Fütterung eines Mischfutters allen Ansprüchen gerecht zu werden.

Eine Haltung von Tieren in Großbeständen entspricht nicht dem natürlichen Zusammenleben. Die Konzentrierung von Tierindividuen wirft vielfältige Probleme in tiermedizinischer, tierhygienischer und tierschutzgerechter Hinsicht auf. Erst die Lösung dieser Fragen hat eine Massentierhaltung vertretbar gemacht, wobei ganz bestimmte Haltungsformen und Haltungssysteme empfohlen wurden, die das Risiko senkten.

ROJAHN (1968, S. 694) gelangt zu folgender Feststellung: „Aus der Sicht der Veterinärmedizin ist die im Zuge der Intensivierung und Rationalisierung der tierischen Veredlungswirtschaft beobachtete Vergrößerung und Vereinheitlichung der Nutztierbestände vertretbar.“ Wie die Entwicklungen im Bereich der Schweine- und Hühnerpest gerade im Raum Süddoldenburg gezeigt haben, sind die hier ins Haus stehenden Probleme jedoch offensichtlich noch keiner endgültigen Lösung zugeführt worden.

Eine Haltung von Tieren in Großbeständen erfordert zunächst hohe finanzielle Aufwendungen im Hinblick auf die Errichtung der Ställe, die Einrichtung mit Haltungsgeräten und die Einstellung des ersten Tierbesatzes. Im Jahre 1972 rechnete man pro Legehennenplatz mit etwa 15 DM. Wenn man sich vor Augen führt, daß Legehennenfarmen mit 100 000 Plätzen in Süddoldenburg keine Seltenheit sind, wird ersichtlich, welche finanziellen Be-

lastungen solche Unternehmen auffangen müssen. Um das Risiko möglichst breit zu verteilen, werden häufig kleine Untergesellschaften (GmbH & Co. KG) gegründet. Bei einem Konkurs eines solchen Zweiges ist dann nicht sofort das gesamte System gefährdet.

3. Haltungsformen

Zwischen den beiden Außenpolen der Extensivhaltung und der Vollintensivhaltung gibt es mehrere Zwischenformen, so daß es angebracht erscheint, kurz auf diese Verhältnisse einzugehen. Die *extensive* Haltungsform, bei der mit Ausnahme der Futtermittelversorgung keine weiteren Betreuungsmaßnahmen durchgeführt werden, scheitert in unseren Breiten an der winterlichen Belastung. Die *halbintensive* Haltung, bei der dem Tier, soweit es die Witterung zuläßt, noch Auslauf gewährt wird, tritt in der Massentierhaltung nur selten auf.

Die *Intensivhaltung*, bei der „das Letzte“ aus dem Tier herausgeholt wird, weil es ja nicht der weiteren Zucht dient, versucht zumindest während einer Lebens- oder Produktionsphase optimale Produktionsbedingungen zu erreichen. Zumeist ist es der Lebensabschnitt, in dem die höchste Leistung erbracht werden soll (Ablegeperiode, Mastperiode).

Bei der *Vollintensivhaltung* endlich verbringt das Tier sein gesamtes Leben von der Geburt bis zur Schlachtung bei besten Haltungsbedingungen und Futtermittelversorgung in geschlossenen Ställen. Diese Form ist heute im Bereich der Massentierhaltung sehr weit verbreitet. Hinsichtlich der Versorgung solcher Betriebe mit Jungtieren stellten sich einige Probleme, da nun während des gesamten Jahres Ferkel und Küken bereitgestellt werden mußten. Dies führte zwangsläufig dazu, daß sich die Zucht- und Vermehrungsunternehmen ebenfalls auf diesen veränderten Rhythmus umstellen mußten.

4. Haltungssysteme

Von Haltungssystemen sprechen wir in diesem Zusammenhang, wenn bestimmte Formen der Tierhaltung zu verschiedenen Lebensabschnitten sich zu einer *Kette* vereinigen, die bei jeder gehaltenen Tiergeneration wieder auftritt.

Es ist zwischen offenen und geschlossenen Systemen zu unterscheiden. Von *offenen Systemen* spricht man, wenn die im Betrieb gehaltenen Tiere nicht eigenen Vermehrungs- bzw. Aufzuchtbetrieben entstammen, sondern zugekauft werden müssen. Diese Form ist heute noch sehr weit verbreitet, hat allerdings den Nachteil, daß durch den dauernden Neueinsatz von Jungtieren das Seuchenrisiko sehr stark erhöht wird. Der Vorteil liegt darin, daß man keinen so vielseitig ausgebildeten Arbeiterstamm haben muß und die Investitionskosten geringer sind, weil man sich auf eine Lebens- und Produktionsphase spezialisieren kann.

Demgegenüber zeichnen sich *geschlossene Haltungssysteme* dadurch aus, daß die gehaltenen Tiere aus eigenen Vermehrungs- und Aufzuchtbetrieben stammen. Der Vorteil solcher Systeme ist in der Verminderung der Gefahr einer Einschleppung von Seuchen aus Fremdbeständen zu sehen. Solche Systeme erfordern aber hohe Investitionskosten, weil nicht nur die Baulichkeiten, sondern auch die Einrichtungen und gehaltenen Tiere ein beträchtliches Kapital darstellen.

5. Betriebsformen

Innerhalb des hier betrachteten Raumes tauchen in der Massentierhaltung folgende Betriebsformen auf.

1. Landwirtschaftliche Betriebe mit Veredlungswirtschaft ohne Zukauf von Futtergetreide,
2. Landwirtschaftliche Betriebe mit Veredlungswirtschaft mit Zukauf von Futtergetreide,
3. Reine Veredlungsbetriebe auf Futterzukaufbasis im Besitz von Nichtlandwirten,
4. Reine Veredlungsbetriebe auf Futterzukaufbasis im Besitz von Gesellschaften und Genossenschaften,
5. Reine Veredlungsbetriebe im Besitz von Gesellschaften und Genossenschaften in enger funktionaler Verflechtung mit Betrieben des sekundären und tertiären Produktionssektors.

Aus den verschiedenartigen Besitzverhältnissen erwachsen unterschiedliche Prinzipien hinsichtlich der Führung des Betriebes, der Ausrichtung der Produktion und der Art der Vermarktung; ebenfalls, resultierend aus dem zur Verfügung stehenden Kapital, im Hinblick auf die Größe der gehaltenen Tierbestände und die Haltungsformen und Haltungssysteme.

6. Betriebssysteme

Während man unter Betriebsform die Art und Weise zu erfassen versucht, in der ein Betrieb seine Güter produziert, geht bei der Aufstellung von Betriebssystemen noch die Abstimmung der einzelnen Produktionszweige mit in die Klassifizierung ein.

Einstufige Betriebssysteme liegen dann vor, wenn Betriebe nur ein Produktionsziel haben und ihre gesamte Tätigkeit auf das Erreichen dieses Zieles ausrichten, mehrstufige Betriebssysteme, wenn die Tiere länger als einen Lebens- bzw. Produktionsabschnitt gehalten werden. Die Tiere können dabei in einer Stallanlage untergebracht sein, jedoch auch in verschiedenen Ställen. Von vollstufigen Betriebssystemen sprechen wir, wenn innerhalb eines Betriebes oder einer fusionierten Betriebsgruppe alle Produktionsvorgänge stattfinden, die z. B. bei der Erzeugung von Brathähnchen, Schweinefleisch etc. notwendig sind. Von der Zucht und Vermehrung bis zur Schlachtung, Verpackung und Vermarktung sind alle Zweige vorhanden. Ein solches System ist verständlicherweise erst dann möglich, wenn durch ausreichend hohe Tierzahlen die notwendigen Einrichtungen rentabel sind.

7. Die gegenwärtige Struktur der Massentierhaltung

Die Analyse der im Kreis Vechta auftretenden Massentierhaltung wird zu trennen haben zwischen landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben. Aus der Gruppe der gewerblichen Massentierhalter werden noch diejenigen mit agrarindustriellem Charakter ausgesondert.

a) Betriebszahl und Bestandsgrößen

Die Anzahl der Massentierhaltungsbetriebe im Kreis Vechta ist im Vergleich zur BRD außerordentlich hoch. Insgesamt sind (1971) 635 Betriebe zu verzeichnen, die nach den hier gewählten Schwellenwerten zu dieser

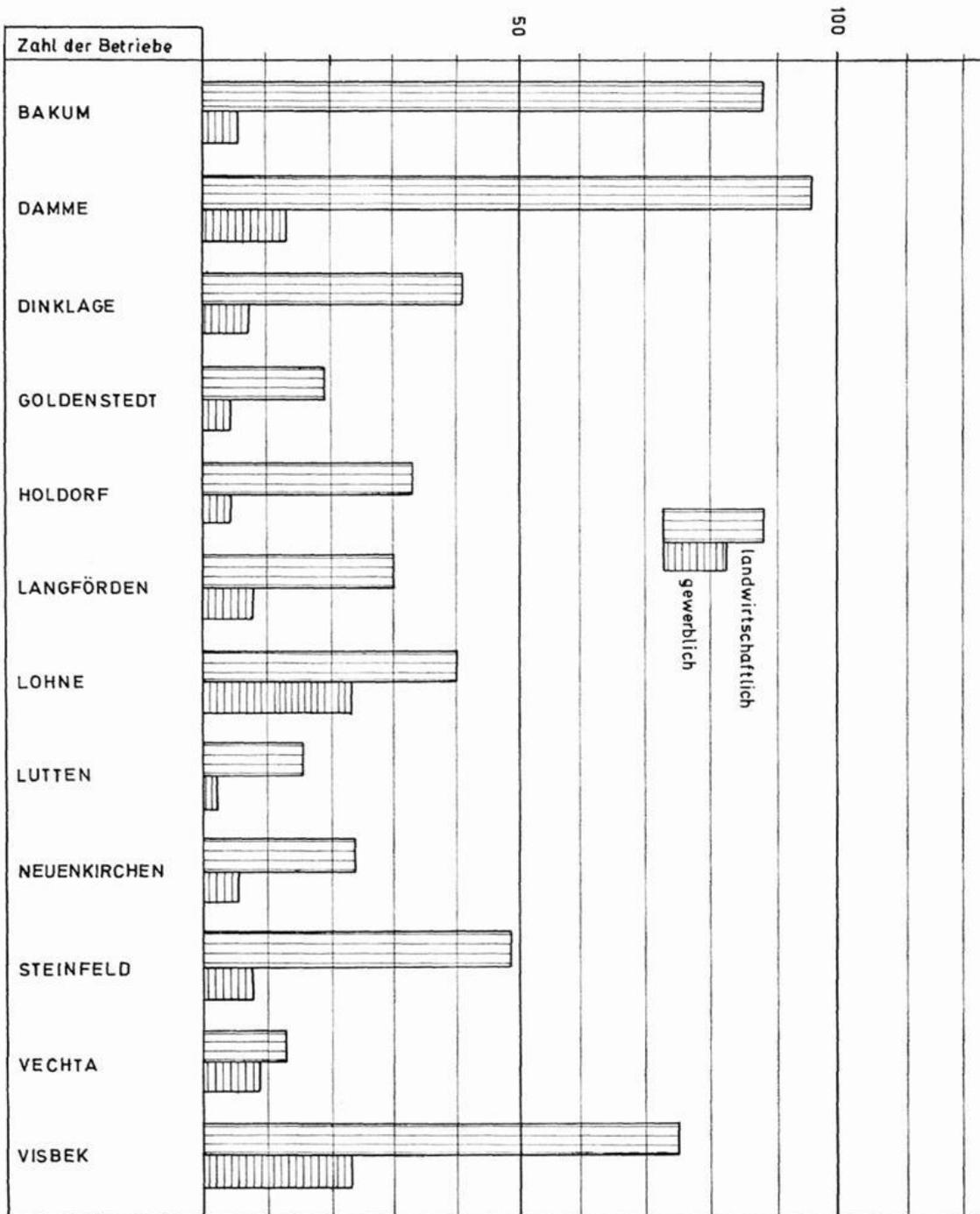


Abb. 1
Landwirtschaftliche und gewerbliche Massentierhaltungsbetriebe im Kreis Vechta (1971)

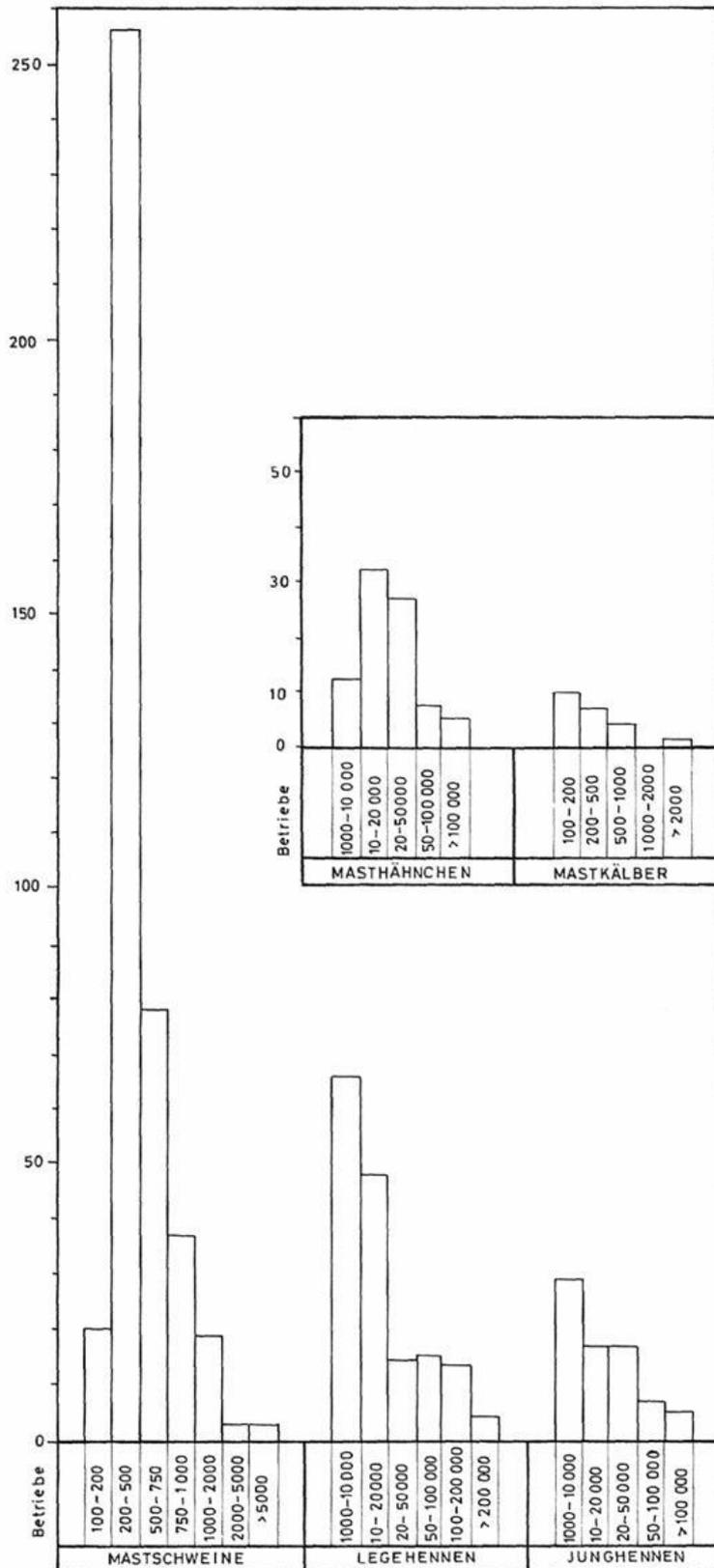


Abb. 2
 Durchschnittliche Bestandsgrößen in den Massentierhaltungsbetrieben des Kreises Vechta (1971)

Gemeinde	Mast- schweine	Sauen	Lege- hennen	Jung- hennen	Mast- hähn.	Mast- enten	Zucht- gänse	Mast- kälber	Mast- bullen	Mast- puten	gesamt
Bakum	a	82	9	11	8	5	1	2	—	1	86
	b	1	—	3	1	1	—	—	—	—	6
	c	83	9	14	9	6	1	2	—	1	94
Damme	a	72	3	40	10	—	—	7	4	2	96
	b	5	—	6	2	—	—	—	—	—	13
	c	77	3	46	12	—	—	7	4	2	109
Dinklage	a	33	9	11	7	1	1	2	2	—	41
	b	2	—	2	3	1	—	—	—	—	8
	c	35	9	13	10	2	1	2	2	—	49
Goldenstedt	a	9	3	—	—	3	—	14	—	1	19
	b	1	—	2	—	1	—	—	—	—	4
	c	10	3	2	—	4	—	14	—	1	23
Holdorf	a	26	4	6	3	2	—	1	—	—	33
	b	1	—	2	1	0	—	—	—	—	4
	c	27	4	8	4	2	—	1	—	—	37
Langförden	a	17	4	5	4	3	—	2	—	4	30
	b	—	—	6	1	0	—	—	—	—	7
	c	17	4	11	5	3	—	2	—	4	37
Lohne	a	30	1	9	10	5	—	—	—	1	40
	b	1	—	10	7	5	—	—	—	—	23
	c	31	1	19	17	10	2	—	—	1	63
Lutten	a	12	5	4	1	5	—	—	—	1	16
	b	1	—	3	—	0	—	—	—	—	2
	c	13	5	7	1	5	—	—	—	1	18
Neuenkirchen	a	22	1	4	1	3	—	2	1	—	24
	b	—	—	3	3	—	—	—	—	—	6
	c	22	1	7	4	3	—	2	1	—	30
Steinfeld	a	45	—	12	6	7	—	3	—	—	49
	b	2	—	3	1	—	—	1	—	—	7
	c	47	—	15	7	7	—	4	—	—	56
Vechta	a	10	—	—	3	2	—	—	—	1	13
	b	—	—	2	3	1	—	1	—	1	8
	c	10	—	2	6	3	—	1	—	2	21
Visbek	a	50	8	24	5	19	—	1	—	3	75
	b	—	1	6	0	2	—	—	—	—	23
	c	50	9	30	5	21	—	1	—	3	98
Kreis	a	408	47	126	58	55	2	34	7	14	524
	b	14	1	47	22	11	—	2	—	1	111
	c	422	48	173	80	66	2	36	7	15	635

Tab. 2 Massentierhaltungsbetriebe in den Gemeinden des Kreises Vechta (1971) a = landw. b = gewerbl. c = gesamt

Gruppe zu rechnen sind. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß in einer ganzen Reihe von Betrieben nicht nur eine Tierart in Großbeständen gehalten wird, sondern mehrere, maximal bis zu vier.

Sowohl was die Verteilung auf die einzelnen Gemeinden als auch die Tierarten angeht, bestehen recht unterschiedliche Verhältnisse. Abb. 1 zeigt die Verteilung der Massentierbestände auf den Kreis Vechta, dabei ist gleichzeitig noch nach landwirtschaftlichen und gewerblichen Unternehmen getrennt worden. Die höchsten Zahlen treten in Damme, Visbek und Bakum auf. Diese drei Gemeinden bilden die Schwerpunkte der Massentierhaltung. Die Zahl der gewerblichen Massentierhaltungsbetriebe ist in Lohne und Visbek (jeweils 23) am größten, gefolgt von Damme und Vechta. In Lutten, Langförden, Holdorf und Goldenstedt ist die Zahl nur gering.

Bei den einzelnen Tierarten (Tab. 2) bietet sich ein sehr unterschiedliches Bild. Mit weitem Abstand stehen die Mastschweinbestände an der Spitze. Sie haben einen Anteil von 66,6 0/0 an der Gesamtzahl. Gefolgt werden sie von den Legehennen-, Junghennen- und Masthähnchenbetrieben.

Sehr interessant ist (Tab. 3), daß nur etwa 3,3 0/0 der Betriebe mit Mastschweinhaltung gewerblichen Charakter haben. Bei den Lege- und Junghennen sind es demgegenüber etwa 27 0/0, bei den Masthähnchen 16 0/0, bei den Mastkälbern 6 0/0. Aus dieser unterschiedlichen Verteilung läßt sich ersehen, daß sich die landwirtschaftlichen Betriebe weiterhin vor allem der Mast widmen.

Eine Analyse der durchschnittlichen Bestandsgrößen (Abb. 2) hilft dieses Bild weiter zu erhellen. Wie man sieht, ist die Zahl der sehr großen Betriebe gering verglichen mit den Gesamtbetriebszahlen. Es sind fast ausnahmslos gewerbliche Unternehmen. Die kleineren Bestände sind demgegenüber weitgehend im Besitz von Landwirten. Aus Gründen der Steuergesetzgebung (§ 51 des Bewertungsgesetzes) sind sie nicht in der Lage, ihre Bestände weiter zu vergrößern, wenn sie nicht nach dem Gewerbesteuergesetz veranlagt werden wollen.

Tierart	landw. Betriebe		gewerbl. Betriebe	
	Anzahl	0/0	Anzahl	0/0
Mastschweine	408	96,7	14	3,3
Sauen	47	97,9	1	2,1
Legehennen	126	72,8	48	27,2
Junghennen	58	72,5	22	27,5
Masthähnchen	55	83,3	11	16,7
Mastenten	2	100	—	—
Zuchtgänse	2	100	—	—
Mastputen	14	93,3	—	6,7
Mastkälber	34	94,4	1	5,6
Mastbullen	7	100	2	—
gesamt	524	82,6	111	17,4

Tab. 3 Landwirtschaftliche und gewerbliche Massentierhaltungsbetriebe im Kreis Vechta im Jahre 1971 — getrennt nach Tierarten —

Gemeinde		Mast- schweine	Zucht- sauen	Lege- hennen	Jung- hennen	Mast- hähn.	Mast- enten	Mast- puten	Zucht- gänse	Mast- kälber	Mast- bullen
Bakum	a	51 434	620	577 100	369 000	89 500	50 000	10 000	—	480	—
	b	1 250	—	410 000	69 000	25 000	—	—	—	—	—
Damme	a	47 290	420	770 300	321 500	—	—	16 000	—	2 382	360
	b	7 700	—	287 800	150 000	—	—	—	—	—	—
Dinklage	a	23 944	297	458 000	163 000	31 000	1 800	—	—	400	69
	b	6 450	—	144 000	119 000	16 000	—	—	—	—	—
Goldenstedt	a	4 500	105	300 000	—	44 500	—	3 000	—	5 500	—
	b	700	—	300 000	—	12 000	—	—	—	5 500	—
Holdorf	a	20 262	330	269 100	174 000	38 000	—	—	—	600	—
	b	5 450	—	185 000	78 000	—	—	—	—	—	—
Langförden	a	10 485	287	1 014 000	619 450	39 000	—	9 800	—	770	—
	b	—	—	837 000	450 000	—	—	—	—	—	—
Lohne	a	16 918	22	489 200	474 800	292 000	—	2 800	3 810	—	—
	b	1 200	—	316 500	243 000	205 000	—	—	—	—	—
Lutten	a	8 490	890	120 000	12 000	91 000	—	2 000	—	—	—
	b	1 800	—	120 000	—	—	—	—	—	—	—
Neuenkirchen	a	11 840	28	379 000	385 000	33 000	—	—	—	155	50
	b	—	—	340 000	380 000	—	—	—	—	—	—
Steinfeld	a	34 655	—	438 000	228 000	152 000	—	—	—	5 510	—
	b	7 800	—	297 000	85 000	—	—	—	—	5 200	—
Vechta	a	3 370	—	215 000	277 000	37 500	—	16 000	1 000	800	—
	b	—	—	215 000	267 000	13 500	—	8 000	—	800	—
Visbek	a	22 900	1 461	961 000	124 000	464 600	—	218 000	—	3 300	—
	b	—	1 000	957 000	—	117 000	—	—	—	3 300	—
Kreis	a	256 178	3 920	5 990 600	3 147 750	1 312 100	51 800	277 600	4 810	18 000	479
	b	32 350	1 000	4 408 800	2 072 000	388 500	—	8 000	—	16 280	—

Tab. 4 In Massentierbeständen gehaltene Nutztiere in den Gemeinden des Kreises Vechta (1971)
(nach: Dezemberzählungen, eigene Befragungen, Agrarstrukturelle Vorplanung, Vechta)
a = gesamt b = davon in gewerbl. Betrieben

b) Tierbestände

Um zu einer Wertung der Massentierhaltung zu gelangen genügt es nicht, nur die Betriebszahlen heranzuziehen, vielmehr muß sich eine Betrachtung der Tierbestände anschließen. Um eine einheitlich verwendbare Vergleichsbasis zu erhalten, sind alle Viehbestände in Vieheinheiten umgerechnet worden. Die folgenden Tabellen und Abbildungen gehen weitgehend auf diese Grundeinheit zurück,

Tab. 4 zeigt, daß in allen Gemeinden des Kreises Mastschweine und Legehennen in Massentierbeständen gehalten werden. Junghennen fehlen in Goldenstedt, Masthähnchen in Damme. Letzteres ist bedingt durch die lange Tradition der Mastschweinhaltung in dieser Gemeinde. Da nahezu alle großen und mittelgroßen Höfe die Mast von Schweinen betreiben, ist das Masthähnchen noch nicht in die Ställe vorgedrungen. Unvollständig und ungenau sind die Werte bei den Kälberbeständen. Hier können nur Schätzungen angegeben werden, da auch im Rahmen der Erhebungen der agrarstrukturellen Vorplanung kein gesichertes Zahlenmaterial zu erhalten war.

Aus Tab. 5 läßt sich entnehmen, daß die Beschränkung auf die Tierzahlen ein falsches Bild gegeben hätte. Zwar hat sich die Reihenfolge der Gemeinden nur wenig verändert (Tab. 5), doch ist Steinfeld aufgrund der großen Mastkälberbestände der Firma Boning in die Spitzengruppe der Gemeinden mit Massentierhaltung vorgestoßen. Mit Ausnahme von Vechta und Lutten, die in ihrer Bedeutung gegenüber den anderen Gemeinden abfallen, ist der Rest einer Mittelgruppe zuzuordnen, die zwischen 10 000 und etwa 20 000 Vieheinheiten aufweisen.

Sieht man sich die Anteile der einzelnen Tierarten an den Gesamtbeständen an (Tab. 6), wird die einschneidende Umstrukturierung innerhalb der Veredlungswirtschaft des Kreises Vechta offensichtlich. Noch 1960 bildeten

Gemeinde	Vieh- einheiten	in gewerbl. Betrieben	% Anteil am Kreis Vieheinh.	Betriebe
Visbek	34853	21331	14,5	18,8
Damme	33589	8666	14,0	7,7
Bakum	30930	9983	12,6	8,8
Langförden	27249	18540	11,3	16,3
Steinfeld	24967	12052	10,4	10,7
Lohne	20305	9346	8,5	8,3
Dinklage	16285	3744	6,8	3,3
Holdorf	13269	5647	5,5	5,0
Neuenkirchen	13132	8320	5,5	7,4
Goldenstedt	11527	6310	4,8	5,6
Vechta	7540	6268	3,1	5,5
Lutten	7301	2940	3,0	2,6
Kreis	240947	113147	100,0	100,0

Tab. 5 Anteil der Gemeinden des Kreises Vechta an der Gesamtzahl der Vieheinheiten und der Gesamtzahl der Massentierhaltungsbetriebe (1971)

Tierart	Vieh- einheiten	Anteil der gewerblichen Betriebe in % an	
		Anzahl der VE	Anzahl der MHB
Mastschweine	76824	12,6	3,3
Sauen	5140	23,7	2,1
Legehennen	118470	73,2	27,2
Junghennen	13023	63,6	27,5
Masthähnchen	10889	29,6	16,7
Mastenten	518	—	—
Zuchtgänse	648	—	—
Mastputen	1708	7,8	6,7
Mastkälber	13248	79,5	5,6
Mastbullen	479	—	—
gesamt	240947	49,7	17,4

Tab. 6 Anteil der gewerblichen Massentierhaltungsbetriebe an der Gesamt-tierzahl und an der Zahl der Massentierhaltungsbetriebe (1971) im Kreis Vechta — getrennt nach Tierarten —

Gemeinde	Mast- schweine	Lege- hennen	Mast- kälber	Mast- hähnchen	Jung- hennen
Bakum	49,9	37,3	—	—	—
Damme	42,4	46,1	—	—	—
Dinklage	44,1	45,9	—	—	—
Goldenstedt	11,7	52,1	31,5	—	—
Holdorf	45,8	40,6	—	—	—
Langförden	11,5	74,4	—	—	—
Lohne	25,0	48,2	—	11,9	—
Lutten	34,9	32,9	—	—	—
Neuenkirchen	27,1	57,7	—	—	—
Steinfeld	41,6	35,1	14,6	—	—
Vechta	13,4	57,2	—	—	14,7
Visbek	19,7	55,2	—	11,1	—

Tab. 7 Tierarten mit einem Anteil von mehr als 10% an den Gesamtbeständen der Gemeinden des Kreises Vechta

in allen Gemeinden die Mastschweine den größten Sektor innerhalb der tierischen Veredlung. Dann begann jedoch der Wandel, der sich auch gegenwärtig noch fortsetzt. Mit Ausnahme von Bakum, Holdorf, Steinfeld und Lutten stehen in allen Gemeinden die Legehennen an der Spitze der in Großbeständen gehaltenen Tierarten. In Visbek, Vechta, Neuenkirchen und Langförden liegt der relative Anteil bei über 55%. Die Mastschweinbestände erreichen in Bakum 49,9%, Holdorf 45,8%, Steinfeld 41,6% und Lutten 34,9%. Eine Dominanz, wie sie bei den Legehennenbeständen anzutreffen ist, tritt also in den vier Gemeinden, in denen die Mastschweine den stärksten Sektor bilden, nicht auf (Tab. 7).

Weiterhin ist bedeutsam, daß in fast allen Gemeinden die Mastschweine und Legehennen die beiden wichtigsten Tiergruppen bilden. Die übrigen Bestände sind fast nur als Begleittierarten anzusehen. Es läßt sich also festhalten, daß die Massentierhaltung sich vorwiegend auf die Legehennen- und Mastschweinhaltung konzentriert, in zwei Gemeinden jedoch die Junghennen bzw. Mastkälber die zweitstärkste Gruppe bilden. Die Dominanz der Geflügelhaltung ist in den Jahren nach 1967 immer deutlicher geworden. Sie stellt heute schon beim Legehennensektor nahezu 50% der Vieheinheiten des Kreises (Abb. 3).

Die gewerblichen Betriebe dominieren eindeutig bei den Legehennen-, Junghennen- und Mastkälberbeständen (Tab. 7) und haben bei den Masthähnchen etwa einen Anteil von 30% erreicht. Ihr Beitrag zu den Schweinebeständen ist gering, auch bei den Mastputen ist er unbedeutend. Das Beherrschen des Lege- und Junghennensektors wird erst dann recht verständlich, wenn man berücksichtigt, daß diese Betriebe nur jeweils etwa ein Viertel der Gesamtbetriebe ausmachen. Diese Werte werden bei keiner anderen Tierart erreicht, vor allem bei den Schweinebeständen liegen sie sehr niedrig. Hierin zeigt sich erneut, daß die Schweinehaltung weiterhin vorwiegend in landwirtschaftlichen Betrieben ihren Schwerpunkt hat.

Innerhalb der einzelnen Gemeinden ist das Verhältnis zwischen den Tierbeständen der gewerblichen und landwirtschaftlichen Betriebe sehr unterschiedlich (Tab. 8). Aus dieser Tabelle wird die große Schwankungsbreite innerhalb des Kreises ersichtlich. Während in Vechta von gewerblichen

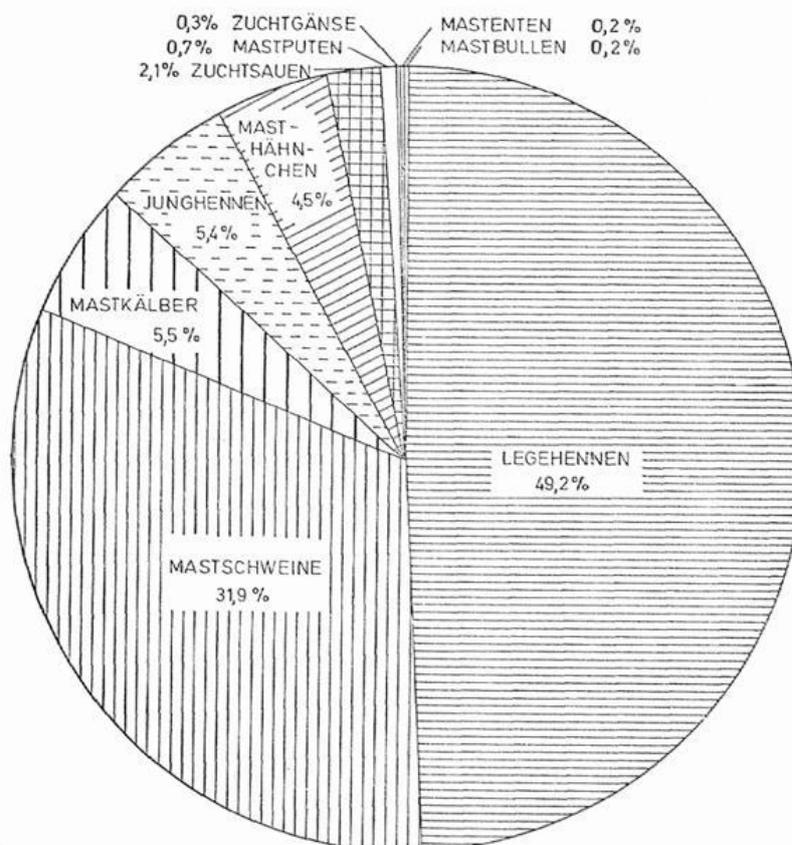


Abb. 3: Die Struktur der Massentierbestände im Kreis Vechta.

Gemeinde	Vieh- einheiten	davon in gew. Massentierhal- tungsbetrieben in %	Anteil der gew. Massen- tierhaltungs- betriebe an der Gesamtbetriebs- zahl in %
Vechta	7540	83,3	38,1
Langförden	27249	68,0	18,9
Neuenkirchen	13132	63,4	20,0
Visbek	34853	61,2	23,5
Goldenstedt	11527	54,7	17,4
Steinfeld	24967	48,3	12,5
Lohne	20305	46,1	36,5
Holdorf	13269	42,6	10,8
Lutten	7301	40,3	11,1
Bakum	30930	32,3	6,4
Damme	33589	26,8	11,9
Dinklage	16285	23,0	14,6
Kreis	240947	49,7	17,4

Tab. 8 Anteil der in den gewerblichen Massentierhaltungsbetrieben des Kreises Vechta gehaltenen Tiere an den Gesamtbeständen

Unternehmen 83,3% der gesamten Tierbestände gehalten werden, sind es in Damme und Dinklage nicht einmal 30%. Von den zwölf Gemeinden weisen fünf mehr als 50% gewerbliche Massentierbestände auf, woraus sich die Dominanz dieser in den letzten Jahren entstandenen Betriebsform entnehmen läßt. Kennzeichnend für alle Gemeinden ist, daß die gewerblichen Betriebe größere Durchschnittsbestände aufweisen und damit einen hohen Anteil an den Gesamtbeständen haben.

c) Massentierhaltungskombinationen

In welchem Ausmaß es auch innerhalb der Massentierhaltung noch zu einer weiteren Spezialisierung gekommen ist, geht aus Tab. 9 hervor. Es zeigt sich, daß die überwiegende Zahl der Massentierhaltungsbetriebe sich auf die Haltung einer Tierart beschränkt. In einem Viertel aller Betriebe werden zwei Tierarten gehalten, nur wenige weisen drei oder vier Massentierbestände auf. Die Ursache ist einmal in den hohen Investitionskosten und zum anderen in der großen Arbeitsbelastung zu sehen. Außerdem spielt mit herein, daß bei unterschiedlichen Tierarten auch vom Betriebsleiter eine große Zahl von Spezialkenntnissen verlangt werden.

d) Produktionsleistung der Massentierhaltung

Die Massentierhaltungsbetriebe des Kreises Vechta erreichen bedeutende Anteile an der Gesamtproduktion der BRD. In Tab. 10 sind die Leistungen für die wichtigsten Tierarten zusammengestellt.

Bei den übrigen Tierarten sind sie weitaus niedriger, auffallend vor allem der geringe Anteil der Zuchtsauenbestände, hier werden nur etwa 0,2% der BRD erreicht.

Tierarten

Gemeinde	1	2	3	4	gesamt
Bakum	69	22	3	—	94
Damme	66	36	6	1	109
Dinklage	32	12	3	2	49
Goldenstedt	19	4	—	—	23
Holdorf	26	10	1	—	37
Langförden	30	6	1	—	37
Lohne	48	11	4	—	63
Lutten	14	3	1	—	18
Neuenkirchen	21	8	1	—	30
Steinfeld	36	17	3	—	56
Vechta	19	2	—	—	21
Visbek	75	22	1	—	98
Kreis	455 71,0%	153 24,7%	24 3,8%	3 0,5%	635 100%

Tab. 9 Massentierhaltungskombinationen in den Gemeinden des Kreises Vechta (1971)

Die Leistungskraft der im Kreis Vechta ansässigen Massentierhaltungsbetriebe wirst erst dann recht verständlich, wenn man berücksichtigt, daß er nur einen Anteil von etwa 0,4% an der LN der Bundesrepublik hat. Aus dieser Diskrepanz ergibt sich, daß die Tierhaltung weitestgehend auf Futterzukaufbasis beruht. Die Marktorientierung ist aus der Tatsache zu entnehmen, daß im Kreis Vechta nur etwa 0,15% der Bevölkerung der BRD leben. Aus dem Vergleich dieser Zahl mit den Werten in Tab. 10 erkennt man, welche bedeutende Versorgungsfunktion mit tierischen Lebensmitteln diesem Produktionsgebiet zukommt.

e) Problematik der räumlichen Vergesellschaftung von Massentierhaltungsbetrieben

Die hohe Leistungskraft der Massentierhaltungsbetriebe darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie auch mit einer Vielzahl von Problemen behaftet ist. Diese ergeben sich einmal aus der Erhöhung des Seuchenrisikos und zum anderen aus dem gehäuften Anfall von Abfallstoffen. Es kann aus Platzmangel an dieser Stelle nicht ausführlich zu diesem Problemkreis Stellung genommen werden. Vf. wird sich jedoch mit seiner größeren Untersuchung über die Formen der spezialisierten agraren Produktion im Oldenburger Münsterland eingehend damit auseinandersetzen.

8. Die räumliche Differenzierung der Massentierhaltung im Kreis Vechta

Nach der Analyse der wichtigsten Gesichtspunkte kann nun versucht werden, zu einer räumlichen Differenzierung zu gelangen, die eine Synthese der gefundenen Einzelergebnisse darstellt.

Von der Zahl der Massentierhaltungsbetriebe her lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Damme, Bakum und Visbek stehen hier mit weitem Abstand

Tierart	Anzahl	Durchschnittsleistung	Gesamtleistung	in % der BRD
Mast-schweine	256 178	105 kg (2 Perioden)	53 797 t	1,5
Lege-hennen	5 990 000	230 Eier	1,37 Mrd.	7,8
Mast-hähnchen	1 312 100	1,4 kg (5,2 Perioden)	9 552 t	5,8
Mast-kälber	18 000	1,6 dz (3 Perioden)	9 504 t	7,3

Tab. 10 Produktionsleistung der Massentierhaltungsbetriebe des Kreises Vechta und ihr Anteil an der Gesamtproduktion der BRD bei den wichtigsten Tierarten (1971)

an der Spitze, gefolgt von einer Mittelgruppe, zu der Lohne, Steinfeld und Dinklage zu zählen sind. Die übrigen Gemeinden weisen sehr viel weniger Betriebe auf. In etwa wiederholt sich diese Aufgliederung, wenn die Anzahl der Betriebe pro qkm als Kriterium herangezogen wird. Nur gehören hier Langförden und Lutten mit in die Gruppe mit der höchsten Dichte, bedingt durch die geringen Flächengrößen der Gemeinden. Nicht ganz erreicht werden diese Werte von Steinfeld, wo jedoch auch etwa 1 Massentierhaltungsbetrieb pro 100 ha auftritt.

Ein zutreffendes Bild von der Intensität der Veredlungswirtschaft erhält man jedoch erst dann, wenn man auch die Bestände und ihre Größenord-

Gemeinde	Gesamtfl. (qkm)	Massen- tier- haltungs- betriebe			
		Betriebe pro qkm	VE pro MHB	VE pro qkm	
Bakum	78,64	94	1,18	329	393
Damme	104,35	109	1,04	308	321
Dinklage	72,65	49	0,66	339	224
Goldenstedt	71,94	23	0,32	501	160
Holdorf	54,86	37	0,67	359	243
Langförden	33,86	37	1,09	736	805
Lohne	90,66	63	0,69	322	224
Lutten	16,49	18	1,09	405	443
Neuenkirchen	38,88	30	0,77	438	338
Steinfeld	59,74	56	0,94	446	418
Vechta	53,89	21	0,39	359	140
Visbek	84,05	98	1,17	371	414
Kreis	760,01	635	0,83	379	316

Tab. 11 Dichte der Massentierhaltungsbetriebe sowie Anzahl der Vieheinheiten pro Betrieb und qkm in den Gemeinden des Kreises Vechta (1971).

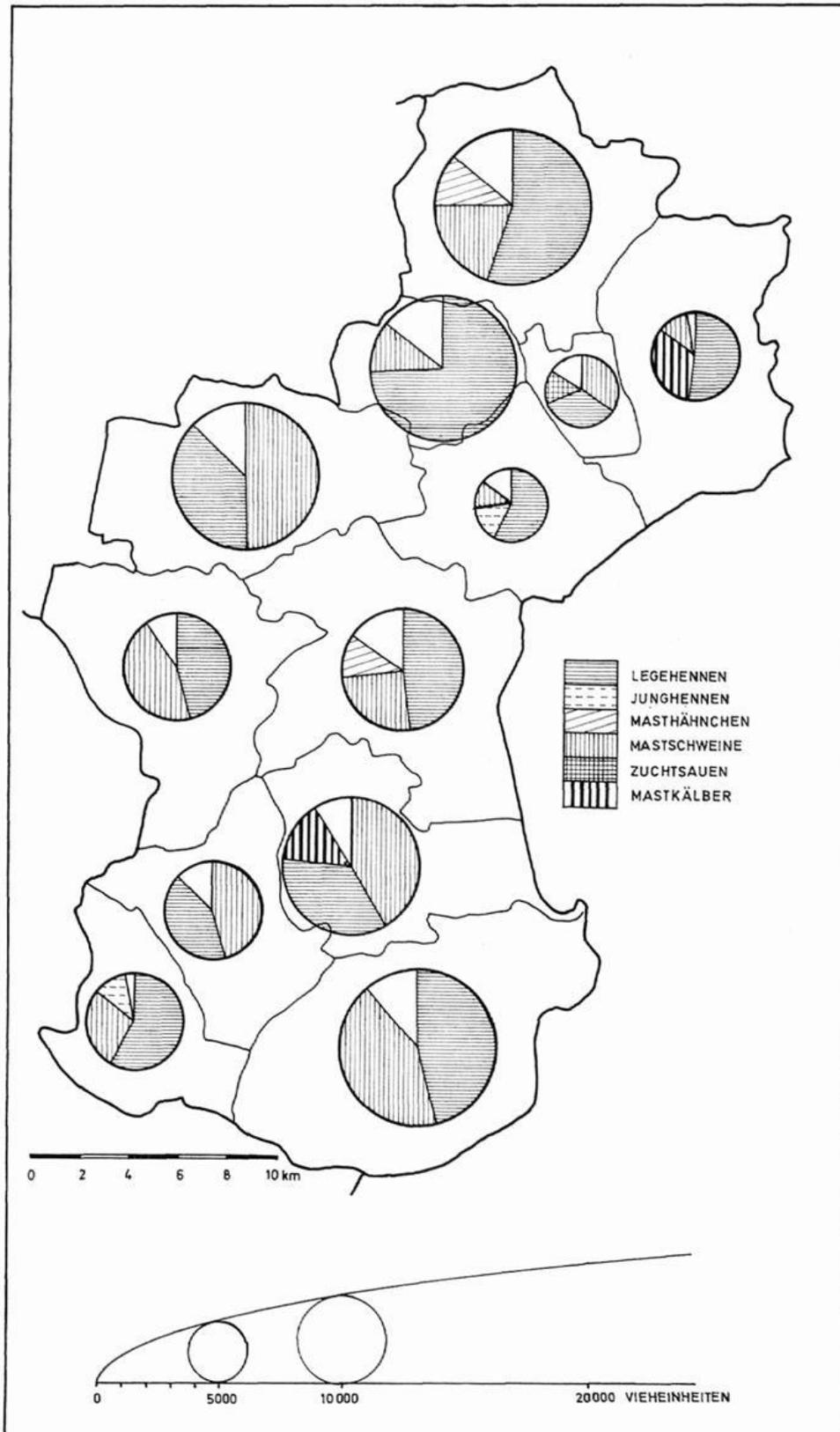


Abb. 4: Gliederung der Massentierbestände des Kreises Vechta nach Tierarten (1971).

nungen mit in die Betrachtungen einbezieht. Auch hier schälen sich wiederum (Tab. 4) die großen Gemeinden heraus. Betrachtet man schließlich den durchschnittlichen Viehbesatz (VE/qkm) in den Gemeinden, der ja letztlich ein gutes Maß für die Veredlungswirtschaft ist, ergibt sich ein etwas modifiziertes Bild. Langförden steht mit weitem Abstand an der Spitze, gefolgt von Lutten, Steinfeld, Visbek und Bakum. Es wird deutlich, daß Lutten trotz der geringen Gesamtbestände doch durch eine hohe Intensität gekennzeichnet ist. Damme weist zwar die meisten Betriebe auf, erreicht aber in der Intensität nicht die Spitzengruppe, rangiert sogar hinter Neuenkirchen, das mit 438 VE/qkm beträchtlich über dem Kreisdurchschnitt liegt. Sehr geringe Intensitätswerte erreichen Goldenstedt und Vechta. Bei Vechta ist diese Stellung erklärlich, bei Goldenstedt zeigt sich eine gewisse Andersartigkeit in der Struktur des agraren Produktionssektors. Diese Gemeinde hat nicht in der gleichen Weise Anteil gehabt an der Ausweitung der Veredlungswirtschaft. Erst in jüngster Zeit beginnt durch die Vertragsmast von Kälbern und Legehennenhaltung dieser Zweig der agraren Produktion auch hier Einzug zu halten.

Es gilt festzuhalten:

- Die Massentierhaltung ist im Kreis Vechta überall verbreitet, weist jedoch in Vechta und Goldenstedt eine deutlich geringere Intensität auf.
- Unterschiedliche Strukturen in den einzelnen Gemeinden rühren vor allem von der Lage zu den Innovationszentren und der zu Beginn der Veredlungswirtschaft bestehenden Verhältnisse in der Tierhaltung her.
- Es ist eine offensichtliche Zweiteilung in einen östlichen und nordöstlichen Teil des Kreises festzustellen, der vielseitiger strukturiert ist als der westliche Teil (Abb. 4).
- Außerhalb dieser Gliederung ist die Gemeinde Neuenkirchen gelegen, die in ihrer vielseitigeren Ausrichtung eher mit Lohne zu vergleichen ist und hinsichtlich der Legehennenhaltung auch in einer gewissen Wechselbeziehung mit dieser Gemeinde steht.

Diese Synthese zeigt, daß die Massentierhaltung trotz ihrer Verbreitung über den gesamten Kreis und ihrer stark prägenden Wirkung auf die Physiognomie und Funktionalität des Agrarwirtschaftsraumes dennoch unterschiedlich strukturiert ist.

Literatur

- Agrimente '72. Hrsg. v. d. Informationsgemeinschaft für Meinungspflege und Aufklärung e. V. Hannover 1972.
- Hoffmann, H. u. H.-W. Windhorst. Probleme der Abfallbeseitigung aus der Massentierhaltung im südoldenburger Raum. In: Neues Arch. f. Nieders. 1973 (im Druck).
- Jungehülsing, H. Rentable Veredlungswirtschaft. Stuttgart 1965.
- Rojahn. Tiermedizinische Aspekte zum Problem der Nutztierhaltung in Großbeständen (Massentierhaltung). In: Berichte ü. Landw. NF Bd. XLVI (1968), S. 669 - 696.
- Schliebs, Ch. Hühnerzucht- und -haltung im Raum Weser-Ems. Diss. Kiel 1967.
- Windhorst, H.-W. Agrarstrukturelle Wandlungen im Oldenburger Münsterland. In: Jahrb. f. d. Oldenb. Münsterl. 1973, S. 110 - 127.
- ders. Von der bäuerlichen Veredlungswirtschaft zur agrarindustriellen Massentierhaltung. Neue Wege in der agraren Produktion im Oldenburger Münsterland. In: Geogr. Rdsch. 1973, H. 12.
- ders. Zur Problematik der räumlichen Vergesellschaftung von Massentierhaltungsbetrieben. In: Studien zur Agrar- und Forstgeographie. Beihefte zur Geogr. Zeitschr., Wiesbaden 1973. (im Druck).

Gemeindereform in den Landkreisen

Cloppenburg und Vechta

Referenten-Entwurf

vom 16. 5. 1973

Das Innenministerium hatte bereits Mitte November 1971 einen Diskussionsvorschlag zur Neugliederung der Gemeindeebene in diesem Gebiet veröffentlicht. Nachdem die Landkreise und Gemeinden sowie die Bezirksregierungen zu den Vorschlägen Stellung genommen hatten, wurde im Mai 1972 der Neuordnungsbereich von einer Arbeitsgruppe des Ministeriums bereist. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse wurden bei der Ausarbeitung des Diskussionsvorschlages zu einem Referentenentwurf verwertet. Mit der Veröffentlichung des Referentenentwurfs eröffnete das Innenministerium jetzt das vorgeschriebene förmliche Anhörungsverfahren, das bis zum 13. Juli 1973 dauern soll. Danach will das Ministerium einen Gesetzentwurf erarbeiten, den Innenminister Richard Lehnert dem Kabinett zur Beschlußfassung und Weiterleitung an den Landtag vorlegen wird.

Im einzelnen sind folgende neue Verwaltungseinheiten in dem Referentenentwurf vorgesehen:

Saterland

Die Gemeinden Ramsloh und Scharrel (Oldenburg) sowie die Gemeinde Strücklingen (Landkreis Cloppenburg) werden zu einer Gemeinde Saterland zusammengeschlossen.

Aus der Gemeinde Strücklingen (Landkreis Cloppenburg) werden die Bauernschaften Idafehn I und II in die Gemeinde Ostrhauderfehn (Landkreis Leer) eingegliedert.

Stadt Friesoythe

Die Stadt Friesoythe und die Gemeinden Altenoythe, Markhausen und Neuscharrel (Landkreis Cloppenburg) sowie die Gemeinden Gehlenberg und Neuvrees (Landkreis Aschendorf-Hümmling) werden zu einer Gemeinde Friesoythe zusammengeschlossen, die die Bezeichnung „Stadt“ führt.

Lastrup

Die Gemeinden Lastrup und Lindern (Oldenburg) (Landkreis Cloppenburg) werden zu einer Gemeinde Lastrup zusammengeschlossen.

Stadt Cloppenburg

Die Gemeinde Cappeln (Oldenburg) (Landkreis Cloppenburg) wird in die Stadt Cloppenburg (Landkreis Cloppenburg) eingegliedert.

Lönigen

Die Gemeinde Wachtum (Landkreis Meppen) wird in die Gemeinde Lönigen (Landkreis Cloppenburg) eingegliedert.

Goldenstedt

Die Gemeinde Lutten (Landkreis Vechta) wird in die Gemeinde Goldenstedt (Landkreis Vechta) eingegliedert.

Stadt Vechta

Die Gemeinde Langförden (Landkreis Vechta) wird in die Stadt Vechta (Landkreis Vechta) eingegliedert.

Neuenkirchen

Der Flecken Vörden sowie die Gemeinden Hinnenkamp und Hörsten (Landkreis Osnabrück) werden in die Gemeinde Neuenkirchen (Oldenburg) (Landkreis Vechta) eingegliedert.

Die neugebildete Stadt Friesoythe wird in den Landkreis Cloppenburg eingegliedert.

Für folgende 15 Gemeinden sieht der Referentenentwurf keine Veränderungen vor:

Barßel, Bösel, Garrel, Emstek, Molbergen, Essen (Oldb) (alle Landkreis Cloppenburg), Dötlingen, Stadt Wildeshausen (Landkreis Oldenburg), Visbek, Bakum, Stadt Lohne (Oldb), Dinklage, Steinfeld (Oldb), Holdorf, Damme (alle Landkreis Vechta).

Die Gründung politischer Parteien 1945/46 im Kreis Vechta

Ein Beitrag zur politischen Frühgeschichte der Nachkriegszeit in Südoldenburg*

VON JOACHIM KUROPKA

Herrn Prof. Dr. W. Münter zum 60. Geburtstag

Der Neubeginn nach der Stunde Null des Jahres 1945 wird in der Erinnerung der Zeitgenossen meist mit ökonomischen Problemen assoziiert. Die Not der ersten Nachkriegszeit und ihre allmähliche Überwindung haben auf diese Weise ihre Spuren im Gedächtnis bis heute hinterlassen und gleichzeitig auch ein sehr weitgehendes Desinteresse an politischen Fragen nach der Überpolitisierung während der nationalsozialistischen Herrschaft, das ebenfalls bis heute nachwirkt. So besteht die Gefahr, daß der politische Neubeginn des Jahres 1945 in Vergessenheit gerät, obwohl hier weitreichende Entscheidungen gefällt wurden, deren Bedeutung sich die Miterlebenden in aller Regel kaum bewußt waren, Entscheidungen, die unsere heutigen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse so tiefgreifend mitbestimmt haben, daß die Kenntnis der damaligen Zusammenhänge zum Verständnis der gegenwärtigen Situation unentbehrlich ist.

*) Der Aufsatz ist hervorgegangen aus einem Seminar „Partei Gründungen in Vechta nach dem 8. 5. 1945“, das der Verfasser im Wintersemester 1972/73 an der Pädagogischen Hochschule Niedersachsen, Abteilung Vechta, abhielt. An der Sammlung der Informationen und der Diskussion der Sachfragen haben mitgearbeitet die stud. paed. Jürgen Aumann, Vechta; Albert Böckmann, Böen; Anneliese Hempen, Bockholte; Dieter Knostmann, Georgsmarienhütte; Hedwig Korte, Dinklage; Annemarie Ostermann, Niederlangen; Bernhard Twenhövel, Vechta und Maria Weiß, Neuburlage.

Den zuständigen Damen und Herren des Kreisamtes Vechta, der Nordwest-Zeitung, Oldenburg und der Oldenburgischen Volkszeitung, Vechta, sowie den Damen und Herren, die Quellenmaterial zur Verfügung stellten, Hinweise gaben und insbesondere den Herren, die sich für ein Interview zur Verfügung stellten, danke ich für die freundliche Unterstützung.

Der Versuch, über die politischen Anfänge der ersten Nachkriegszeit — über einen Abschnitt der Zeitgeschichte also, der nur zweieinhalb Jahrzehnte zurückliegt — Informationen zu sammeln, trifft jedoch auf unerwartete Schwierigkeiten: Die Quellen sind keineswegs in der für die Zeitgeschichte weithin üblichen Fülle vorhanden¹⁾, da Deutschland in einen fast schriftlosen Zustand zurückversetzt worden war, ein Großteil der bewußt Miterlebenden verstorben ist, die Erinnerungen oft verblaßt sind und das wenige Material selten für wert befunden wurde, gesammelt zu werden und gesammeltes teilweise inzwischen schon wieder verloren gegangen ist²⁾. So ist der Historiker darauf angewiesen, die wenigen erreichbaren Quellen sehr intensiv zu befragen und — zunächst vorläufige — Schlüsse zu ziehen.

Die Situation im Jahre 1945 war nach der Besetzung der Stadt Vechta am 12. 4. 1945 in Stadt und Kreis Vechta einerseits, wie überall in Deutschland, gekennzeichnet durch die Herrschaft der Besatzungsmacht, andererseits aber durch die Befreiung der früheren „Fremdarbeiter“, die durch Diebstahl, Raub und Mord die Bevölkerung verunsicherten und gegen deren Treiben es zunächst keinen wirksamen Schutz gab. Ein anderes großes Problem stellten die Flüchtlinge dar, deren Zahl für den Kreis Vechta Mitte 1946 mit 19 989 angegeben wurde. Nicht zuletzt durch diese Bevölkerungsvermehrung verschärfte sich die Ernährungssituation außerordentlich, so daß es bei den Flüchtlingen zu einer Reihe von Todesfällen durch Unterernährung kam. Im öffentlichen Leben war eine der hervorstechendsten Erscheinungen das Aufblühen des religiösen Lebens in beiden Konfessionen: Für die Katholiken erstmals deutlich sichtbar am Himmelfahrtstag 1945, dem 10. Mai, wo unter starker Beteiligung der Bevölkerung eine glanzvolle Prozession stattfand, aber auch an anderen kirchlichen Feiern, so beim Firmungsbesuch des Weihbischofs Ende August und bei der Männerwallfahrt nach Bethen am 9. 10. 1945, wo auch Bischof von Galen sprach, für die Protestanten beim Besuch des Landesbischofs Müller Anfang September 1945³⁾.

Den politischen Neubeginn organisierte zunächst vollständig die britische Besatzungsmacht. Der Grund für deren Aktivität dürfte sein, daß die besetzten Gebiete kaum ohne die deutsche Bevölkerung verwaltet werden konnten⁴⁾. In Vechta setzte man Georg Gerhardi, der auf Grund eines längeren Amerika-Aufenthalts fließend englisch sprach, sicherlich auch wegen dieser Fähigkeit, als Bürgermeister ein und ernannte schon vor der Kapitulation am 24. 4. 1945 Dr. J. Hermann Siemer, trotz dessen Widerstreben, sozusagen direkt vom Trecker weg zum ersten Landrat⁵⁾. Zu einem größeren Teil auf dessen Vorschlag ernannte die Militärregierung die Bürgermeister der Gemeinden des Kreises Vechta und ließ, z. B. in Vechta, auf mehr scheidendemokratische Art im September 1945 einen einundzwanzigköpfigen Stadtrat auf einer Bürgerversammlung wählen. Frauen „mußten“ auch vertreten sein⁶⁾.

Besondere Verhältnisse waren im Kreis Vechta dadurch gegeben, daß die britischen Militärbehörden hier einen Modellfall für Demokratie schaffen wollten. Der erste Kreistag in der britischen Zone wurde in Vechta ernannt und trat am 19. 10. 1945 nach einem Festhochamt für die katholischen Mitglieder im Schäfers'schen Saal in Vechta zu seiner konstituierenden Sitzung

zusammen. Die Bedeutung des Tages wurde nicht nur durch die Kleidung der Kreistagsmitglieder unterstrichen — die Herren in Frack und Zylinder, die Damen in schwarz — sondern auch durch die Reden der beiden englischen Kommandanten aus Vechta und Oldenburg und des Landrats Dr. Siemer. Die Reden der Engländer entbehren in den Augen des heutigen Betrachters nicht einer gewissen Tragikomik, wenn Oberst Betteley, privat Schauspieler in London, erklärt, was Demokratie ist, „wie Abraham Lincoln sagte: von dem Volke, durch das Volk, für das Volk“ (Protokoll) und weiter ausführt, „der Kreis Vechta steht heute im Brennpunkt aller Augen, nicht nur allein des Oldenburger Landes, des Gebietes Hannover, sondern in der ganzen Welt. Das Volk in anderen Teilen Deutschlands schaut auf den Kreis Vechta...“⁷⁾ und dann das englische Prinzip der Zweigleisigkeit der Verwaltung und dessen Vorteile schildert. Diese Form von Mission durch Übertragung angelsächsischer Errungenschaften, erklärte der Colonel Dillon noch einmal mit den gleichen Worten Lincolns und artikulierte dann die Binsenwahrheit der damaligen Zeit: „Es ist wichtig zu wissen, daß Demokratie besser ist als Diktatur“ (Protokoll), Demokratie, die England seit der Magna Charta von 1215 gehabt habe und die es nun zu erlernen gälte, „es ist wie beim Gehen: Zuerst müssen Sie gehen lernen, um laufen zu können. Man muß mit dem Kindergarten beginnen, dann zur Grundschule, höheren Schule bis zur Akademie heraufzukommen“ (Protokoll). Dr. Siemer versuchte allerdings in seiner Rede zu verdeutlichen, daß die Besatzung nicht zu den Germanen in den Urwald gekommen sei, wenn er auf die positiven Traditionen der deutschen Geschichte verwies und die Leistungen der durch die Freiherrn vom Stein eingeführten Selbstverwaltung anführte⁸⁾.

Eine neue Dimension erlangte das politische Leben, als das Kontrollratsgesetz Nr. 12 vom 15. 9. 1945 die Gründung von politischen Parteien erlaubte. Damit waren zwar sehr einschneidende Beschränkungen, wie Versammlungsgenehmigung, Begrenzung der Versammlungsteilnehmer auf 50 Personen, Anwesenheit eines englischen Offiziers, Genehmigung sämtlicher Protokolle usw. verbunden, doch hatte die Besatzungsmacht noch zwei Monate zuvor politische Versammlungen überhaupt verboten, wie eine Veranstaltung ehemaliger Zentrumsanhänger am 16. 7. 1945 im Gesellenhaus in Vechta, die aus verschiedenen Gemeinden besucht worden war⁹⁾. Bei solchen Erfahrungen kann es nicht verwundern, daß erste politische Zusammenkünfte auch geheim vor der Besatzungsmacht abgehalten wurden¹⁰⁾. Der Termin der Gründungsversammlung der CDU im Kreis Vechta macht auch hier politische Kontakte innerhalb interessierter Kreise vor dem Erlaß des entsprechenden Kontrollratsgesetzes wahrscheinlich: Die Versammlung fand schon sieben Tage nach Verkündung des Gesetzes am 22. 9. 1945 in Lohne statt und führte zur ersten CDU-Gründung in Oldenburg.

Im Zusammenhang der Parteigründungen interessiert bei diesem Hintergrund zunächst die Frage nach dem Einfluß der englischen Besatzungsmacht, deren Wunsch die Neugründung von Parteien zweifellos war. Während ein großer Teil der Parteigründer von damals stolz behauptet, die Besatzungsmacht habe keinen Einfluß auf Gründung, Programm, Personen gehabt¹¹⁾, ist die Ansicht Dr. Siemers in dieser Hinsicht sicher realistischer, der

als Kriterien für die Zulassung einer Partei durch die Besatzungsmacht „demokratisch, antifaschistisch, antirassistisch und antisyndikatistisch“ (d. h. im weiteren Sinne keine Interessenparteien)¹²⁾ nennt. Siemers Aussage wird gestützt durch eine Veröffentlichung der Militärregierung in den Nordwest-Nachrichten vom 15. 1. 1946, wo Verzögerungen im Genehmigungsverfahren damit begründet werden, „daß von Seiten der Gründer unterlassen wurde, die notwendigen Aufschlüsse über diese Parteien zu geben“, dazu gehören ein Antrag auf Genehmigung, ein Entwurf für die Parteistatuten, eine Erklärung über die Funktionen, Dauer und Wahlmethode aller vorgesehenen Ausschüsse, ein Parteiprogramm, eine Erklärung über die Finanzierung der Partei, die beabsichtigten Mitgliedsbeiträge, eine Liste der Parteifunktionäre mit Namen, Adressen und Berufen und Fragebogen¹³⁾. Geht man der Geschichte der einzelnen Gründungen nach, so ist die Quellenlage für die CDU aus mehreren Gründen am günstigsten. Das folgt zunächst aus der Tatsache, daß die CDU im Kreis Vechta bis heute die absolute Mehrheit bei allen Wahlen halten konnte (seit dem Niedergang des Zentrums) und aus der Geschichte größerer Organisationen in der Regel auch größere Überreste erhalten bleiben.

Weiterhin sind einige der Parteigründer noch am Leben und waren freundlicherweise bereit, Auskunft zu geben und darüberhinaus fand das Selbstbewußtsein einer starken Organisation Ausdruck in der Herausgabe einer Jubiläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen der Partei im Jahre 1970¹⁴⁾, worin einige Dokumente aus einem noch erhaltenen Protokollbuch der CDU (einzige schriftliche Unterlage aus der Gründerzeit) und verschiedenes Zahlenmaterial veröffentlicht wurden und somit der Interpretation offenliegen.

Deuerleins Feststellung „Die ersten Entwicklungen sind unabhängig voneinander an vielen Orten — in ‚Aktionsräumen‘ — gleichzeitig erfolgt“¹⁵⁾ trifft so für Vechta nicht zu, d. h. Vechta kann, will man im Begriffsrahmen Deuerleins bleiben, nicht zu den „Aktionsräumen“ gezählt werden, obwohl hier die erste Gründung im oldenburgischen Raum stattfand. Man kann mit einiger Sicherheit sagen, daß der Kontakt zu den christlich-demokratischen Frühzentren im rheinisch-westfälischen Raum zumindest zum auslösenden Moment der Parteigründung wurde. Hier war es Dr. Egbring, der trotz der schwierigen Verkehrsverhältnisse nach Köln und Münster reisen und die ersten Anfänge der neuen Partei beobachten konnte, worauf er mit Dr. Siemer und Gerhardi, dem Landrat und dem Bürgermeister also, Verbindung im Hinblick auf eine mögliche Parteigründung aufnahm¹⁶⁾. Aber auch Dr. Siemer stand in Verbindung mit Freunden aus Berlin und mit seinem Verwandten, dem Pater Dr. Laurentius Siemer, Provinzial der Dominikaner von der Albertus-Magnus-Akademie am Dominikanerkloster Walberberg, der sich Anfang Mai 1945 im Kloster Füchtel in Vechta aufhielt¹⁷⁾ und über den der Anschluß an Widerstandsgruppierungen aus der NS-Zeit gegeben war. Pater Siemer spielte in der Programmdiskussion der neuen Partei im rheinischen Raum vor allem in Fragen der Wirtschafts- und Sozialordnung zusammen mit Pater Welty eine wichtige Rolle, die hier nur punktuell verdeutlicht sei: Die beiden Patres schlugen als Namen für die neue Partei

„Christlich-Sozialistische-Gemeinschaft“ vor, um ihre inhaltlich weitgehend gebilligten sozialpolitischen Vorstellungen auch im Parteinamen zu verdeutlichen¹⁸⁾).

Vor 1933 sind die Vechteraner Gründer, soweit sie überhaupt engagiert waren, parteipolitisch im Zentrum, der DDP und der DVP anzusiedeln. Die Verbindung zu ehemaligen Zentrumsmitgliedern gestaltete sich jedoch im Anfang sehr eng, waren doch mit Dr. Reinke, dem ehemaligen Vorsitzenden der Zentrumsparlei in Oldenburg und Prälat Wempe, dem letzten Vorsitzenden der Zentrumsfraktion im Oldenburger Landtag, potente Zentrumsleute mit vielen Verbindungen an der Gründung der neuen Partei aktiv beteiligt. Reinke wurde von der vorbereitenden Versammlung in Lohne sogar in den Gründungsausschuß für die neue Partei gewählt. Der Neuansatz der CDU im Vergleich zu dem faktisch rein katholischen Zentrum der Vorkriegszeit fand in Vechta ebenfalls Ausdruck, obwohl das bei dem geringen protestantischen Bevölkerungsanteil nicht einmal als selbstverständlich anzusehen ist. Als Repräsentant ist hier Knollenberg aus Neuenkirchen zu nennen, der als 2. Vorsitzender in den ersten Parteivorstand gewählt wurde. Bei den Diskussionen der Gründungsversammlung in Vechta, am 19. 11. 1945, spielt gerade die Frage der Überwindung des konfessionellen Gegensatzes eine große Rolle. Auch damit wird eine Linie der Zentrumstradition beschworen, allerdings die Kettelers und Stegerwalds, deren Vorschläge für eine zwar christliche, jedoch interkonfessionelle Partei zitiert werden¹⁹⁾. Damit ist bereits einer der programmatischen Punkte angesprochen, ein Aspekt des „Neuen“, das die CDU gegenüber den Parteien der Weimarer Zeit darstellen wollte. Anhand der Diskussionen in den beiden ersten Versammlungen läßt sich ein Teil der Motive der Parteigründer und damit immanent auch das sie verbindende „Programm“ nachzeichnen. Hier kann eine tiefere Schicht politischer Bewußtseinslage aufgedeckt werden, als in den Programmen der späteren Zonenparlei oder gar der noch späteren Bundesparlei verkörpert ist. Selbst die im wesentlichen von Dr. Egbring erarbeitete Vorlage für ein Vechteraner CDU-Programm dürfte angesichts seiner Kontakte in den rheinisch-westfälischen Raum das südoldenburgische Element weniger deutlich spiegeln. Der neue Anfang zwischen den Konfessionen findet in den ersten Versammlungen direkten Niederschlag, wenn sich einige Teilnehmer bescheinigen. „Wir haben uns seinerzeit bekämpft. Das brauchte nicht zu sein.“ oder „Wir müssen es in Zukunft vermeiden, uns gegenseitig zu bekämpfen. Es soll auch in dieser Stadt einmal Gegensätze gegeben haben.“²⁰⁾ und solche Gegensätze vergangen sein lassen wollen. Daneben steht eine Reihe wichtiger Programmpunkte, die etwa in folgenden Bereichen zusammengefaßt werden können:

- Lösung gegenwärtiger Probleme
- auf möglichst breiter Basis nicht nur aller Konfessionen, sondern auch aller Stände mit Bekenntnis zur Idee des Christentums
- zur Demokratie mit kirchlicher und privater Freiheit
- einem sozialen Programm für den kleinen Mann
- alles in bewußtem Gegensatz zu Nationalsozialismus
- und Militarismus.

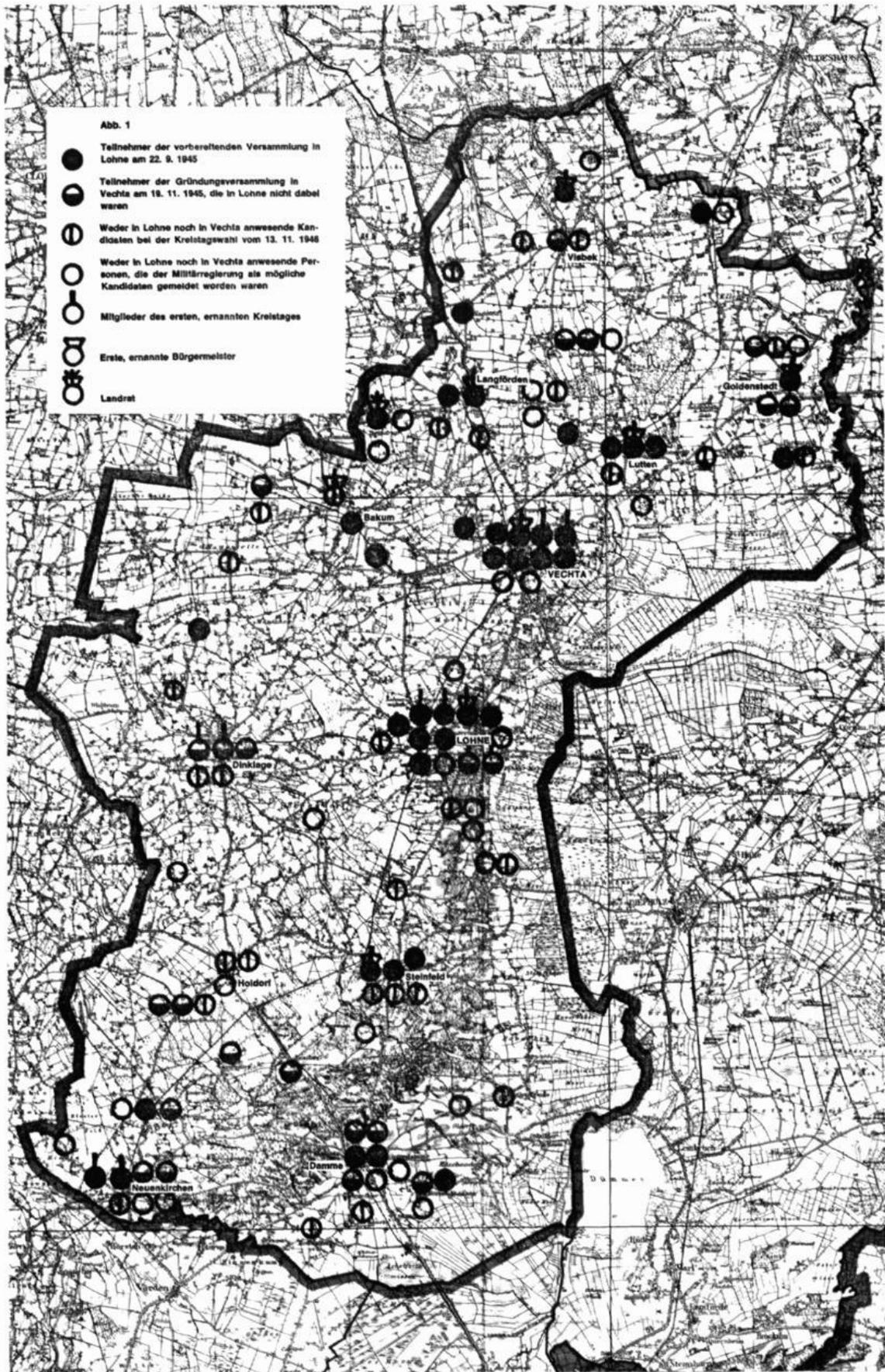
„In dieser tiefen materiellen und geistigen Zerrüttung Deutschlands rufen wir zur Gründung einer Partei, die in vollem Gegensatz steht zu allem, was die nationalsozialistische Partei gedacht und getan hat, zur Gründung einer christlichdemokratischen Partei“, heißt es im Gründungsaufwurf der Partei für den Kreis Vechta²¹⁾. Dieser bewußte Gegensatz ist aus der Situation nur zu verständlich und umfaßt in richtiger Erkenntnis einer der Wurzeln der NS-Herrschaft auch die Militarisierung der Gesellschaft: „Wir wollen nicht, daß alte militärische Einrichtungen wiederkommen!“²²⁾ Ein Problem würde hier in der Frage gesehen, wie die Mitgliedschaft früherer Nazis und Anhänger der Rechtsparteien in der neuen Partei verhindert werden könne. Wenn auch dem deutschen Volke „in den letzten zwölf Jahren die Augen aufgegangen“²³⁾ sind, so wollten die Gründer doch selbst die Fäden der Partei in der Hand behalten und sich nicht nur auf die Wachsamkeit der Militärregierung verlassen. Man wollte selbst beitragen zur „Reinigung des öffentlichen Lebens von allen nationalsozialistisch-militärischen Strömungen“²⁴⁾. Obwohl man im Gründungsaufwurf formulierte „Wir schließen auch jene nicht aus, die durch Zwang in die nationalsozialistische Partei getrieben wurden und sich nicht verleiten ließen zu einer aktiven Betätigung“²⁵⁾, so muß für die Gründungsphase selbst der Anteil ehemaliger Nazis doch recht gering veranschlagt werden: Die Militärregierung wies bei der Kreistagswahl am 13. 10. 1946 im Kreis Vechta nur drei von 73 benannten CDU-Kandidaten und vier von 45 SPD-Kandidaten zurück²⁶⁾. Die Parteigründer hatten schon das Bild einer Volkspartei vor Augen, denn es sollten nicht nur die konfessionellen Gegensätze überwunden werden, sondern auch die der „Stände“, wir würden heute sagen die Interessengegensätze. So heißt es in den Diskussionen, „einseitige Bestrebungen einzelner Stände sind keine Grundlage mehr“²⁷⁾ oder „Irgendwelche Unterschiede in den Ständen können wir nicht machen“²⁸⁾, Meinungen, die in den Sätzen des Gründungsaufwurfs gipfeln: „Wer aber glaubt, daß er nicht mit allen Ständen zusammenarbeiten kann, wer glaubt, eine Sonderstellung für seinen Beruf oder seine Interessen haben zu müssen, der bleibe fern. Der Unternehmer, der glaubt, nicht mit einem Industriellen zusammen in einer Partei arbeiten zu können, der Bauer, der wähnt, nicht mit seinem Heuermann zusammensitzen zu können, und der Heuermann, der glaubt, seinen eigenen Weg gehen zu müssen, der Verpächter, der nur seinen Schutz will, und der Pächter, der den Verpächter ausschließen will, alle die bleiben fern! Sie haben das Gebot der Stunde nicht erkannt.“²⁹⁾

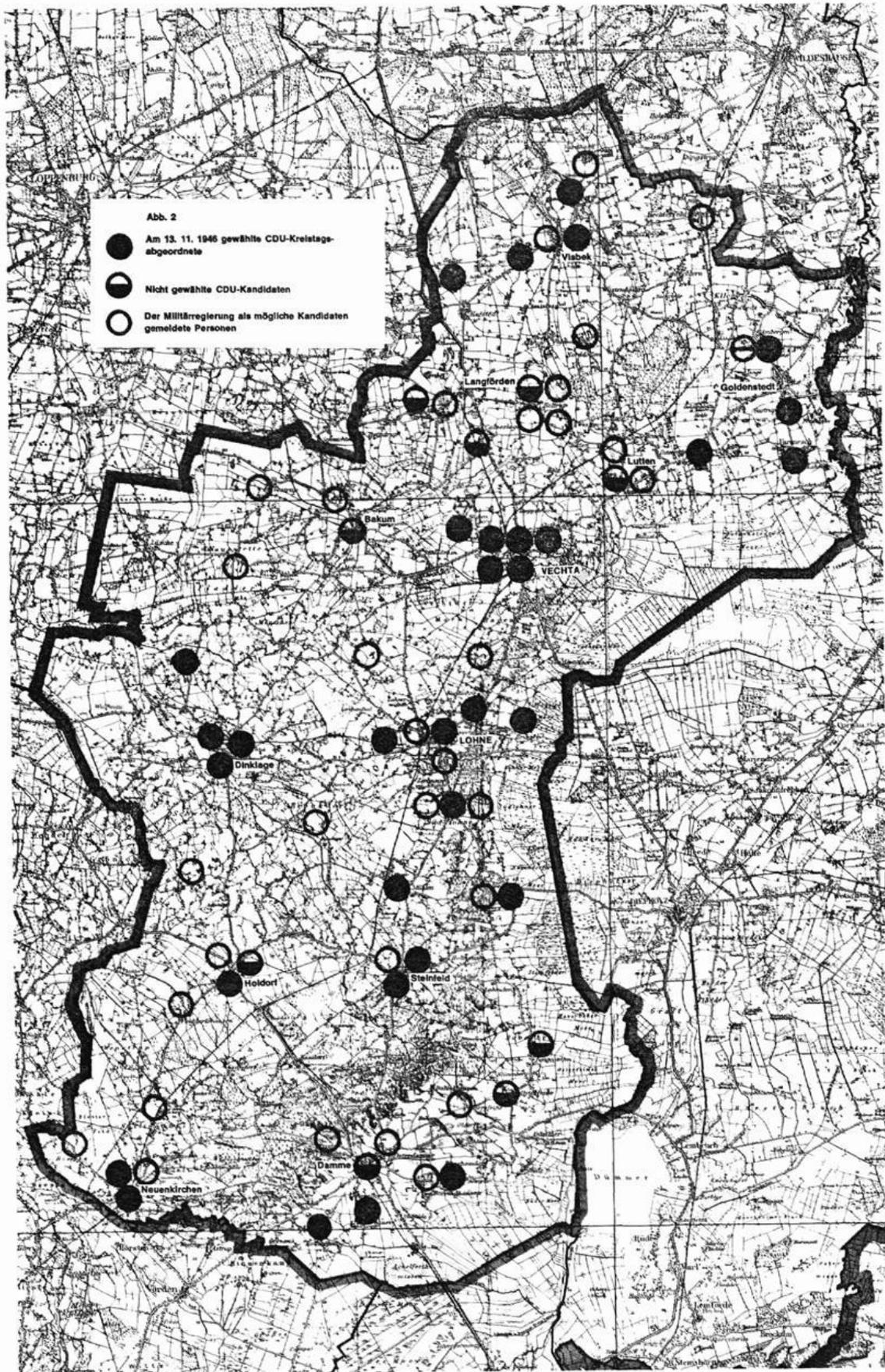
Gesellschaftspolitisch sollten die Vorstellungen von einer Volkspartei Ausdruck finden durch ein „soziales Programm“³⁰⁾, in einer Sozialordnung, „die jedem gerecht wird“³¹⁾. Dabei wird die später im Artikel 13,2 des Grundgesetzes gebrauchte Formel „Eigentum verpflichtet“ direkt ausgesprochen³²⁾ und an anderer Stelle gefordert, den „kleinen Mann“ zu fördern³³⁾. Die ideelle Basis für eine solche Politik glaubte man im Christentum gefunden zu haben, dessen Forderungen nach Nächstenliebe und Gerechtigkeit politisch umgesetzt werden sollten³⁴⁾, „es wird unsere Hauptaufgabe sein, sozial zu wirken. Das ist auch christlich“³⁵⁾. Diese christliche Basis schien das einzig tragfähige Fundament für einen Neuaufbau, das nicht nur den südoldenburger Verhältnissen am besten gerecht wurde und

auf Grund der Verfolgungen durch den Nationalsozialismus den Gegensatz zu dessen Weltanschauung am besten dokumentierte (vgl. oben), sondern auch die Abgrenzung zu den anderen Parteien optimal erlaubte, in denen Programmen eben diese tragende Idee in den Augen der CDU-Gründer fehlte, deren Programme vielmehr „nichts als reine materielle oder soziale Fragen,“³⁶⁾ beinhalteten. Daß es sich nur um eine demokratische Partei handeln könne, schien allen Anwesenden selbstverständlich, denn darüber gab es kaum eine Diskussion, wenn auch die Nachwehen der unruhigen Jahre der Weimarer Republik sich noch in der Bemerkung zeigten, daß der Name Demokratie hier keinen allzu guten Klang habe³⁷⁾. Sah man sich auch bei der Parteigründung in einem gewissen Zugzwang bei der Frage Wiedergründung des Zentrums oder Neuanfang als Christlich-demokratische Partei durch die Tatsache, daß in anderen Teilen Deutschlands diese Partei entstand³⁸⁾, so wirkte sich das auf die Motivation zur Parteigründung nicht aus. Die Gründe dafür liegen, soweit sie in den Versammlungen formuliert werden, auf anderem Gebiete, nämlich in dem Wunsch, eine Basis zu schaffen, von der aus politisch agiert werden kann und von wo aus die riesigen gegenwärtigen Probleme angegangen werden können. Und hier ging es nicht nur um die Not der Bürger, das Elend der Heimatvertriebenen, sondern auch um die sich abzeichnenden Fragen der politischen Zukunft Deutschlands und Süddoldenburgs. Die Verwaltungsreform als eine sehr einschneidende Maßnahme der Besatzungsmacht war in vollem Gange, die Zukunft des Landes Oldenburg ungeklärt, die Frage eines Rheinlandstaates dem Teile Westfalens angeschlossen werden sollten, in der Diskussion. So konnte Dr. Egbring in seinem Einleitungsreferat sagen „Nicht die Parteigründung ist das Ziel. Das Ziel wird nur verwirklicht durch eine Partei. Wir wollen, daß der Not in unserem Vaterlande ein Ende gemacht wird.“³⁹⁾

Versucht man die programmatischen Aspekte der Gründungsdiskussionen in das Spektrum der Ansätze einzuordnen, die in der Frühzeit der CDU gegeben waren, so ist eine relativ weitgehende Übereinstimmung mit den Inhalten der Leitsätze der CDU im Rheinland und Westfalen vom September 1945 (Zweite Fassung der Kölner Leitsätze)⁴⁰⁾ festzustellen. Das rheinisch-westfälische Programm war jedoch zu diesem Zeitpunkt in Vechta noch nicht bekannt, sondern traf erst am 19. 11. 1945 per Kurier ein. Das ist insoweit von Interesse, als die erste Fassung der Kölner Leitsätze vom Juni 1945⁴⁰⁾ in mancher Hinsicht „radikaler“ formuliert war und ein gewisser Einfluß auf den oben angeführten Wegen möglich gewesen wäre.

Mit der Entscheidung, nicht an der Zentrumstradition anzuknüpfen, war gleichzeitig das Innovationsproblem für eine völlig neue politische und damit auch soziale Institution gegeben. Die Partei mußte von Vechta aus im Kreisgebiet eingeführt und organisatorisch verfestigt werden. Für diesen Vorgang einer „politischen Innovation“ — der Begriff „Innovation“ entstammt ursprünglich der soziologischen Terminologie — sind kaum Daten verfügbar, außer einigen Zeitangaben: 22. 9. 1945 Vorbereitende Versammlung in Lohne mit 42 Teilnehmern, Gründungsversammlung am 19. 11. 1945 in Vechta mit 45 Teilnehmern; Gründung von Ortsausschüssen in allen Gemeinden bis zum 18. 1. 1946⁴¹⁾. Für die Kreistagswahl am 13. 10. 1946 konnte die CDU der Militärregierung schon 76 mögliche Kandidaten benennen, von





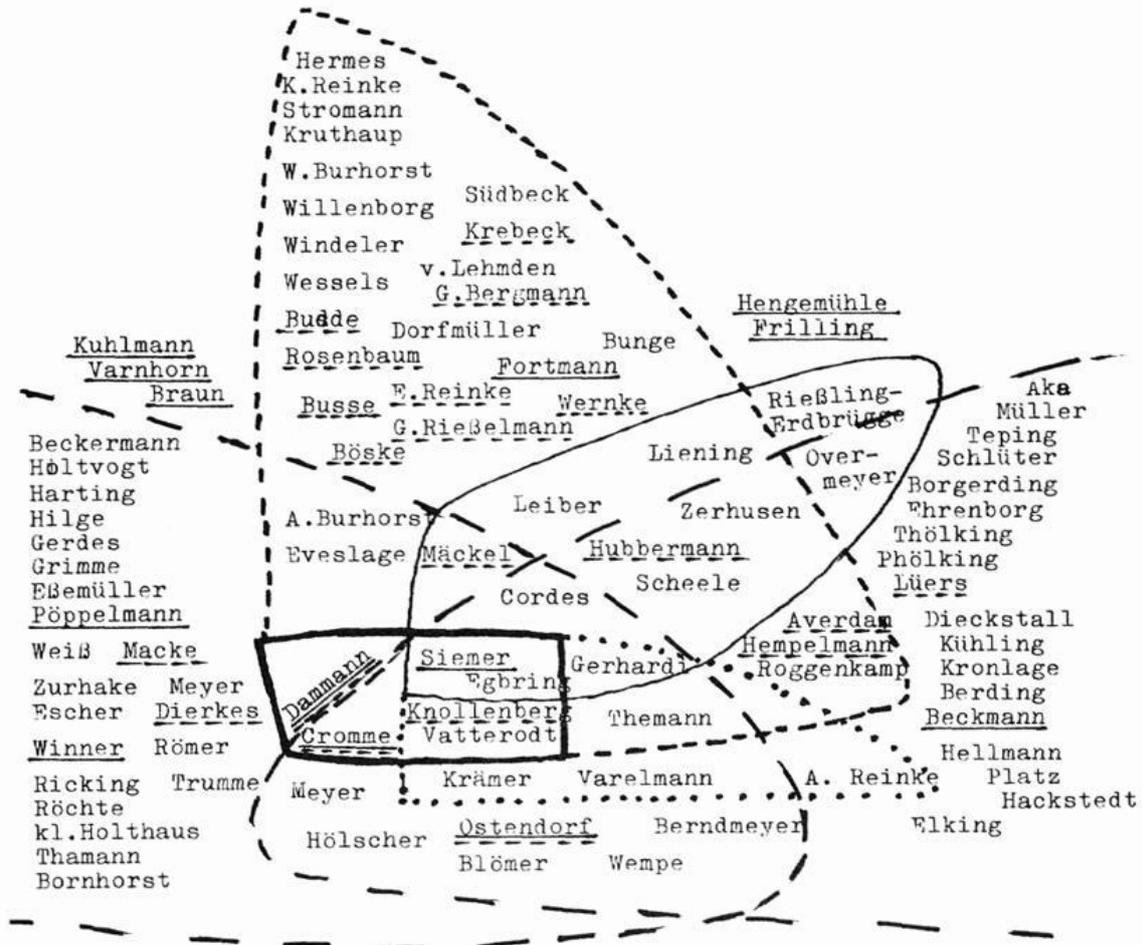


Abb. 3:

CDU-Führungsspitze in Partei, Gemeinden und Kreis Vechta 1945/46

Rechte Seite: Teilnehmer der vorbereitenden Versammlung in Lohne am 22. 9. 1945

Linke Seite: Teilnehmer der Gründungsversammlung in Vechta am 19. 11. 1945

..... Mitglieder des am 22. 9. 1945 gebildeten vorbereitenden Ausschusses

———— Mitglieder des am 19. 11. 1945 gewählten Kreispartei Vorstandes

———— Erste, ernannte Bürgermeister in den Gemeinden des Kreises Vechta

----- Mitglieder des ersten, ernannten Kreistages

Braun. Vorsitzende der bis zum 18. 1. 1946 in allen Gemeinden gebildeten Ortsausschüsse

Dierkes Kandidaten bei der Kreistagswahl am 13. 10. 1946

bediente, so daß durch diese „Improvisation“ der Militärregierung sein Bekanntschaftsnetz im Kreise Vechta entscheidend für den Innovationsweg der kurze Zeit später gegründeten CDU wurde und damit deren Organisationsstruktur wesentlich beeinflusste. Vermutlich bekam dieser Zusammenhang auch gewisse Relevanz für die soziale Struktur der Partei. Betrachtet man im weiteren die für die erste Kreistagswahl benannten Kandidaten der CDU, dann hat sich die Verteilung über das Kreisgebiet noch mehr nivelliert. Den Wählern konnte am 13. 10. 1946 tatsächlich ein recht ausgeglichener örtlicher Proporz präsentiert werden, der nur in der Stadt Vechta einen gewissen Schwerpunkt erkennen läßt, so daß auch bei den gewählten Kreistagsmitgliedern bis auf Langförden alle Gemeinden berücksichtigt sind⁴⁸). In der grafischen Darstellung in Abb. 3 ist die Personalstruktur der CDU in ihrem Zusammenhang mit der „Regierungsmannschaft“ der ersten Stunde im Kreis Vechta noch einmal veranschaulicht. Für die Parteientwicklung dürften neben den beiden Versammlungen in Lohne und Vechta vor allem der vorbereitende Ausschuß (gebildet in Lohne), der erste Kreisvorstand und die Vorsitzenden der Ortsausschüsse von Bedeutung gewesen sein. Diese Gremien wurden durch einen sehr kleinen Personenkreis gebildet, der wiederum in engster Verflechtung mit dem ersten ernannten Kreistag und den ersten ernannten Bürgermeistern stand. Aus diesem Gesichtswinkel wird noch einmal der Einfluß der Besatzungsmacht deutlich, die damit weitreichende personelle Entscheidungen einer innerparteilichen Entwicklung faktisch vorwegnahm, wenn auch natürlich theoretisch die Männer der ersten Stunde hätten wieder abgewählt werden können. Diese Vorwegnahme beruht allerdings zum großen Teil, wie oben ausgeführt, auf Vorschlägen einer für vertrauenswürdig gehaltenen Person, hier des Landrats Dr. Siemer. Die daraus resultierenden Konsequenzen dürften nicht nur in einer über längere Zeiträume zu beobachtenden personellen Kontinuität gelegen haben, sondern vermutlich auch in der Annahme von Verhaltensweisen einer „Regierungspartei“, als die sich die CDU bei den ersten Kommunalwahlen zumindest bis zum Wiederaufstieg des Zentrums etablieren konnte, bei den Landtags- und Bundestagswahlen sogar ohne diese Unterbrechung.

Die Kandidatenliste für diese Wahl ist noch in anderer Hinsicht einer näheren Betrachtung wert. Sie kann einigen Aufschluß über die soziale Zusammensetzung der neuen Partei geben, denn bei einer Kandidatenaufstellung wird erfahrungsgemäß neben der lokalen Repräsentation auch auf eine Repräsentation der anzusprechenden Wählerschichten geachtet bzw. es setzt sich eine mögliche Überrepräsentation bestimmter Schichten bis in die Kandidatenlisten fort. Die Statistik sei hier gleich für beide Parteien, die sich damals zur Wahl stellten, CDU und SPD gegeben (daneben kandidierten noch sieben Unabhängige).

Zur Auswertung der Tabelle sei nur bemerkt, daß beide Parteien eine gewisse „Kopflastigkeit“ aufweisen. Während die CDU in der Angestellten- und Arbeiterschicht nur ungenügend Fuß fassen konnte, obwohl man sich darum speziell bemühte⁴⁹), gelang es der SPD kaum, in diesem agrarisch bestimmten Gebiet die Landbevölkerung zu gewinnen. Der „landwirtschaftliche Überhang“ in der CDU wird dadurch etwas relativiert, daß zwar

%	Selbst. Kaufl. u. Hand- werks- meister	Freie Be- rufe	Be- am- te	Ange- stellte u. ang. Handw.	Bau- ern	Land- wirte	Päch- ter	Heu- er- leute	Ar- beiter	Rent- ner
CDU	28,2	8,7	2,2	6,5	30,4	8,7	8,7	6,5	—	—
SPD	16,2	2,7	2,7	45,9	—	10,8	—	5,4	8,1	8,1

%	Selbständige insgesamt	Arbeitnehmer insgesamt	Kaufmänn. Bereich	Landwirtschaftl. Bereich
CDU	84,6	15,2	36,9	54,3
SPD	29,7	70,2	21,6	18,9

die Bauern den Hauptanteil stellen, aber auch Landwirte, Pächter und Heu-erleute aufgestellt wurden. Die starke Repräsentation der selbständigen Kaufleute und Handwerksmeister ist sicherlich auch auf deren frühe Orga-nisierung zurückzuführen. So wurde der Handels- und Gewerbeverein, der seit 1929 geruht hatte, Mitte Juli 1945 im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen wiedergegründet⁵⁰⁾. Auffällig bleibt die geringe Vertretung der Beamten, in einer „Beamtenstadt“⁵¹⁾. Der einzige Beamte als CDU-Kandi-dat war aber immerhin Studienrat, so daß wenigstens dem Anspruch einer „Stadt der Schulen“⁵²⁾ auch im Kreistag Genüge getan wurde. Beide Par-teien warteten letztlich nur mit einer „Renommierfrau“ auf, was ebenfalls verwundert, waren doch im ersten ernannten Kreistag sogar zwei Frauen vertreten und legte gerade die Besatzungsmacht auf die Beteiligung der Frauen großen Wert⁵³⁾.

Obwohl die programmatischen Vorstellungen der CDU von einer möglichst breiten Basis aller Stände aus vielfältigen Gründen in dem hier angeführten Fall nicht verwirklicht wurden, hatte die Partei bei der Wahl vom 13. 10. 1946 einen durchschlagenden Erfolg, indem sie von den 39 Sitzen mit 75% der abgegebenen Stimmen 36 erringen konnte bei einer Wahlbeteiligung von 72,3%. Gerade die starke Vertretung der Kaufleute, Handwerksmeister und Bauern sicherte einen großen Bekanntheitsgrad der Kandidaten in der Bevölkerung und wirkte sich positiv aus, in einer Zeit, in der die Not alle Bevölkerungsschichten erfaßt hatte, somit eine Nivellierung möglicher so-zialer Gegensätze auf dem kleinsten Nenner eingetreten war.

Die soziale Basis der SPD war, wie oben deutlich wurde, im Kreis Vechta von vornherein schmaler angelegt und sie konnte sich daher auch nicht auf berufsspezifische Popularitäten ihrer Kandidaten bei der Wahl stützen, er-reichte aber unter diesen Umständen mit 21% der abgegebenen Stimmen und drei Kreistagssitzen immer noch ein recht respektables Ergebnis. Man kann Dr. Siemer mit guten Gründen nicht nur als den Hauptgründer der CDU, sondern auch der SPD in Vechta bezeichnen. Das ist darauf zurückzu-führen, daß das britische Verständnis von Demokratie unbedingt minde-stens zwei Parteien verlangte und der Landrat als oberste deutsche Behörde eines Kreises für solche Verhältnisse zu sorgen hatte, wenn die Initiativen

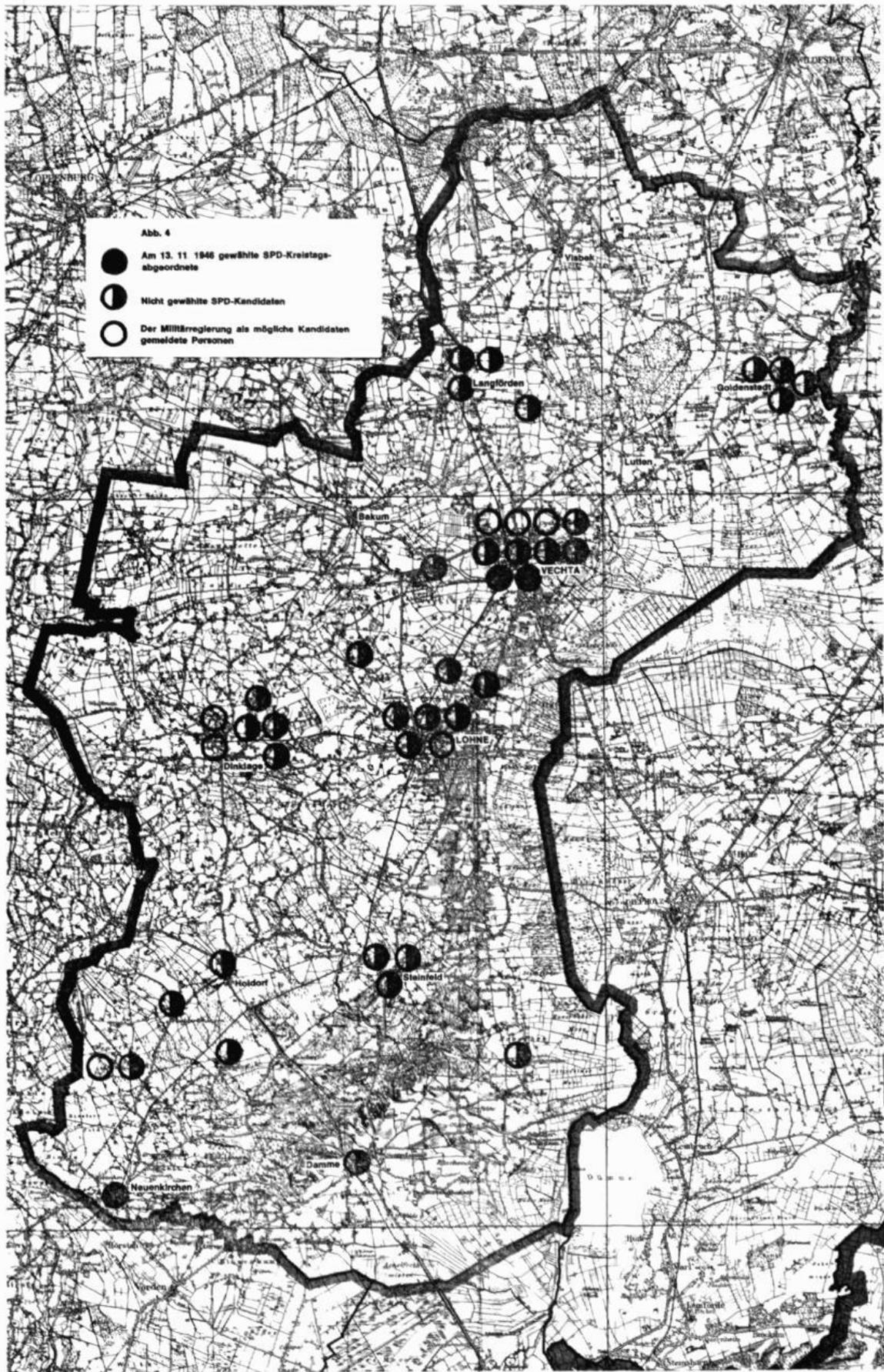
nicht von interessierten Bürgern kamen⁵⁴). Das führte teilweise zu grotesken Situationen, daß z. B. die auf einer Seite eines Tisches zufällig zusammensitzenden zur „Opposition“ erklärt wurden und diese Rolle dann nicht nur spielten, sondern innerhalb kurzer Zeit sich als engagierte politische Gegner der „anderen Tischseite“ verhielten⁵⁵! Die entscheidende Person für die SPD in Vechta wurde dann jedoch Kurt Fiebich, heute als „Aktionärsschreck“ in Unternehmenshauptversammlungen von den Vorständen gefürchtet, wenn er die „Kleinaktionärsinteressen“ artikuliert⁵⁶). Fiebich gründete die SPD unter stärkstem persönlichen Einsatz praktisch im Alleingang⁵⁷), wobei er und seine Freunde an die Zeit vor 1933 aus verschiedenen Gründen nicht anknüpfen konnten. Die politische Gesamtlage hatte sich in solchem Maße verändert, daß neue programmatische Ansätze ins Auge gefaßt werden mußten. Doch auch die Bevölkerungsstruktur des Kreises Vechta war durch den Zuzug der Heimatvertriebenen verändert worden, worauf es sich einzustellen galt. Die Gründungsversammlung der SPD in Vechta fand am 16. 2. 1946 statt⁵⁸). Klövekorn kommentiert: „Der Besuch soll gut gewesen sein. Zu Demonstrationen ist es nicht gekommen. Der Verlauf der Versammlung soll ruhig gewesen sein“⁵⁹). Schon diese Sätze lassen erkennen, daß es für die SPD im Kreise Vechta nicht allzu leicht gewesen ist, Fuß zu fassen. Der Zeitpunkt der Wiedergründung läßt vermuten, daß man sich in bezug auf das Parteiprogramm auf die Verlautbarungen der SPD um Schumacher stützte, was die Zeitgenossen bestätigen⁶⁰). Sieht man von Teilen der Situationsanalyse in den SPD-Programmerkklärungen ab, sind für die früheste Zeit gravierende Unterschiede zur CDU lediglich in der Einordnung der Kirchen in einen neu zu schaffenden Staat festzustellen. Selbst die Forderung nach Verwirklichung des Sozialismus ist äußerlich kein geeignetes Unterscheidungsmerkmal der beiden Parteien; wenn man auch ideologisch etwas Verschiedenes darunter verstand, so sind die praktischen Auswirkungen, die genannt werden, in vieler Hinsicht identisch. Ebenso wie die CDU-Gründer mit der CDU wollten die SPD-Gründer in Vechta — aber nicht nur dort — mit ihrer Partei eine politische Plattform für die Bewältigung konkreter Gegenwartsaufgaben schaffen⁶¹). Die Gretchenfrage für das stark durch das katholische Element bestimmte Südoldenburg stellte sich daher im Hinblick auf das Verhältnis der Sozialdemokratischen Partei zu den Konfessionen. Denn gerade Dr. Siemer war es, der in Südoldenburg Kurt Schumachers Ausspruch „Deutschland wird sozialistisch sein, oder es wird nicht sein“ den Satz Kardinal Faulhabers entgegenstellte „Das deutsche Volk wird christlich sein, oder es wird nicht sein“⁶²). Unter solchen Umständen kann es nicht verwundern, wenn die Nordwest-Zeitung am 20. 8. 1946 über SPD-Versammlungen im Kreis Vechta aus Lohne, Neuenkirchen, Holdorf, Langförden und Vechta berichtet, wo der Bezirkssekretär aus Bremen zum Thema „Christenlehre und Sozialismus“ sprach und dabei besonders „herausstellte, daß die Sozialdemokratie durchaus nicht antichristlich sei“⁶³). Das Dilemma der SPD in dieser Frage gerade in Südoldenburg wird schlaglichthaft deutlich durch das äußerlich nebensächliche Ereignis der Beerdigung eines Flüchtlings durch die SPD auf dem Friedhof bei Welpen⁶⁴). Der Verstorbene hatte dies in seinem letzten Willen gewünscht und damit das nicht gerade prochristlich

gefärbte Selbstverständnis der Mitglieder einer „Klassenpartei“ verdeutlicht, das mit den Heimatvertriebenen Eingang in die Neugründung der SPD gefunden und das Verhältnis zu Christentum und Kirche kompliziert hatte. Der geringere Erfolg der Partei bei den Wahlen dürfte aber nicht nur durch die Qualität der Argumentation in diesem Punkt beeinflusst, sondern zu einem großen Teil durch die Tradition aus der Zeit vor 1933 bestimmt sein. Der Einbruch in die ehemals Zentrum wählenden Schichten gelang der SPD auch nicht durch den Versuch, die Vereinbarkeit von Christentum und Sozialismus nachzuweisen, ein Gedanke, der ja auch die rheinischen CDU-Zentren bewegte (vgl. oben). Die für den Kreis Vechta nicht zuletzt als Multiplikatoren interessanten Schichten der selbständigen Kaufleute und Handwerksmeister, wie der Repräsentanten der bäuerlichen Bevölkerung konnten nicht ausreichend erfaßt werden. Die Verteilung der Kreistagskandidaten zeigt dies sehr deutlich (vgl. Abb. 4). Der SPD gelang es zwar, in den meisten größeren Orten Mitglieder zu gewinnen, die sich zur Kandidatur stellten, doch konnte man in den Gemeinden Lutten und Visbek gar nicht und in Bakum nur sehr ungenügend Fuß fassen. Die kleineren Orte und Bauernschaften waren so gut wie nicht vertreten. Die Herkunftsorte korrespondieren insoweit mit der sozialen Schichtung; nicht von ungefähr waren die Orte Vechta, Lohne, Dinklage und Steinfeld, ebenso wie die Angestellten und angestellten Handwerker, zumindest soweit das die Kreistagskandidatenliste ausweist, stark überrepräsentiert. Dieser Tatbestand hätte mit dem Anwachsen dieses Bevölkerungsteils auf die Dauer für die SPD sehr positiv sein müssen. Doch wird hier deutlich, daß sich die SPD-Mitglieder der Gründungsphase zu einem guten Teil aus den Heimatvertriebenen rekrutierten⁶⁵), die mit dem Beginn des wirtschaftlichen Aufbaus größtenteils in die Industriezentren abwanderten, bzw. sich dem BHE anschlossen, so daß die Kontinuität der Parteiarbeit sehr darunter litt.

Nach der Gründung zweier Parteien, deren organisatorischer Verfestigung und ihrer erfolgreichen Erfassung der Wählerschaft in den ersten Wahlen, ist das Phänomen des Aufstiegs der Zentrumspartei um so verwunderlicher und soll durch einige statistische Angaben zu den Kreistagswahlen verdeutlicht werden⁶⁶):

Kreistags- wahl vom	CDU		SPD		Z		BHE		DP		Unabh.	
	Sitze	%	Sitze	%	Sitze	%	Sitze	%	Sitze	%	Sitze	%
13. 10. 46	36	75,0	3	21,0	—	—	—	—	—	—	—	4
28. 11. 48	15	40,5	9	28,5	13	30,6	—	—	—	—	—	—
9. 11. 52	20	48,5	1	7,3	10	25,0	5	15	1	3,5	—	—
28. 10. 56	23	61,0	2	7,0	7	20,4	3	9	—	—	—	—
19. 3. 61	27	72,5	2	7,0	4	13,0	2	8	—	—	—	—
17. 9. 64	29	76,0	3	8,4	4	11,0	1	4	—	—	—	—

Es ist ersichtlich, daß die CDU ihre 1946 gewonnenen Wähler schon bei der zweiten Wahl im Jahre 1948 zu einem sehr großen Teil an die Kandidaten des Zentrums wieder abgeben mußte und bis in die sechziger Jahre



brauchte, um sie wiederzugewinnen. Gerade bei den Kommunalwahlen erwies sich das Zentrum im Gegensatz zu Landtags- u. Bundestagswahlen, wo es schon in den fünfziger Jahren keine Rolle mehr spielte, als außerordentlich zählebig. Es kann daraus zunächst gefolgert werden, daß die politische Innovation der neuen Partei CDU zwar organisatorisch gelungen, aber längst nicht in gleichem Maße erfolgreich war mit der Innovation eines neuen politischen Identifikationsmusters hinsichtlich Programm und Personen. Die Loyalitäten zur katholisch-christlichen Zentrumsparlei aus der Zeit vor 1933 konnten von der interkonfessionell-christlichen CDU nicht ohne weiteres übernommen werden und wurden in dem Moment erneut wirksam, als das Zentrum sich wieder formierte.

Nachdem der erste Versuch, in Vechta das Zentrum schon am 16. 7. 1945 durch eine Versammlung im Gesellenhaus zu reaktivieren, von der Besatzungsmacht unterbunden worden war⁶⁷⁾, ergriff Rechtsanwalt Dr. Krapp Anfang 1946 erneut die Initiative⁶⁸⁾. Hier zeigt sich eine gewisse Parallele zu den Anfängen der CDU, denn Dr. Krapp war ebenso wie Dr. Siemer sehr früh an die Spitze des Kreises Vechta berufen, und zwar vom ersten ernannten Kreistag am 23. 10. 1945 auf Vorschlag des Personalausschusses einstimmig zum Oberkreisdirektor gewählt worden⁶⁹⁾ und hatte dieses Amt bis zum 2. 2. 1946 inne. Über die Motive zur Neugründung des Zentrums, nachdem ein großer Teil der früheren Amtsträger dieser Partei aus der Zeit vor 1933 zur CDU gegangen war, läßt sich Schlüssiges nicht sagen. Einerseits wird dabei das Unbehagen an den in der CDU mitarbeitenden ehemaligen Mitgliedern der DVP und DNVP angegeben und wert auf die Feststellung gelegt, daß im Zentrum „Angesengte“⁷⁰⁾ keinen Platz haben sollten. Andererseits ist gerade in der Frühzeit das Programm der beiden Parteien kaum zu unterscheiden, denn auch das Zentrum verstand sich nun als christliche Partei beider Konfessionen⁷¹⁾ und war in diesem Moment gesellschaftspolitisch von den CDU-Gründern noch kaum entfernt. Daher läßt sich als Ursache für die Neugründung einmal die fortwirkende Kraft einer großen Tradition anführen, zum andern aber auch die Auswirkung verschiedenster Rivalitäten vermuten, für die es gewisse Anhaltspunkte gibt⁷²⁾. Wieck berichtet ebenfalls die „vielfach geäußerte Vermutung, daß die Neugründung der Zentrumsparlei durch persönliche Unstimmigkeiten hervorgerufen sei“ (Dr. Hamacher), schließt sich dieser Auffassung jedoch nicht an, sagt vielmehr: „Es mag sein, daß persönliche Unstimmigkeiten in untergeordneter Rolle mitgewirkt haben, aber das Zentrum wäre trotzdem gegründet worden, auch wenn Dr. Hamacher den Übertritt zu den Christlichen Demokraten vollzogen hätte.“⁷³⁾ Wiecks Konjunktive „wäre trotzdem gegründet worden, auch wenn . . . hätte“ sind in der Geschichtswissenschaft nicht sonderlich beliebt, wenn nicht konkretere Gründe aus der historischen Analyse beigebracht werden können. Aus den Erfolgen der Zentrumsparlei im Kreis Vechta bei den ersten Wahlen, an denen sie sich beteiligte, kann eher gefolgert werden, daß für das demokratische Bewußtsein ehemaliger Zentrumswähler eines agrarisch-konservativ geprägten Gebietes ein demokratischer Neubeginn am ehesten als Fortsetzung einer bewährten, nur unterbrochenen Bahn denkbar war. Als diese Erwartung 1945/46 vom Angebot her nicht erfüllt wurde, kam es zu einer Umorientierung zur CDU, eine

Neuorientierung, die für die Wähler eher experimentellen Charakter trug und größtenteils rückgängig gemacht wurde, als die Zentrumsparterie wieder auftrat und sich populäre Persönlichkeiten für sie entschieden⁷⁴⁾). Abstrakter formuliert könnte man sagen, daß die Spannung zwischen Erwartungshaltung umfangreicher Wählerschichten und faktischem Angebot durch die Initialzündung persönlicher Unstimmigkeiten möglicherweise überbrückt wurde und dieses immer und überall vorhandene Element im vorliegenden Fall zum auslösenden Moment in der Dialektik von Möglichkeit und Notwendigkeit wurde.

Überblickt man die Gründungsgeschichte der Parteien im südoldenburgischen Kreis Vechta in den Jahren 1945/46, so können trotz der nicht befriedigenden Quellenlage einige Strukturmomente festgehalten werden, die für die Folgezeit konstitutiv wurden. So erlangte das „Walten des Zufalls“ in Form der Personalauswahl durch die Besatzungsmacht — hier auch ironisch gemeint, da die Motivlage der Militärregierung für gerade diese Auswahl nicht geklärt werden konnte⁷⁵⁾ — für Neugründung und politische Innovation der CDU entscheidende Bedeutung. Sie lag vor allem darin, daß die Person des Landrats als deutsche Spitze des Kreises und einer der Initiatoren und aktivsten Gründer der CDU mit Verbindungen zu den CDU-Gründungszentren identisch war⁷⁶⁾. So konnten, pointiert ausgedrückt, die „Verwaltungswege“ für die Gründung mitbenutzt werden, ein Vorgang, der später beim Zentrum eine gewisse Entsprechung findet. Das heißt, daß durch die Auswahl der ersten politischen Spitzen schon gewisse Vorentscheidungen über personelle, programmatische und soziale Struktur impliziert wurden und hier eine Elitenbildung stattfand, die sich als sehr dauerhaft erweisen sollte. Aus diesen Gründen und solchen, die in der Mentalität der Bevölkerung zu suchen sind, wurde die CDU im Kreis Vechta auf einem Programmniveau angesiedelt, das dem Sekundärstadium der rheinischen Gründungen entspricht. Der Wunsch der Besatzung nach politischem Kontrast gab den Anstoß zur Gründung der SPD, die sich von der CDU gerade in diesem Gebiet weniger ideologisch unterschied, als durch ihre soziale Basis, indem sie zuerst verstärkt in sozialen Randgruppen Fuß fassen konnte. Beide Parteien verstanden sich zunächst als politische Aktionsplattformen zur Bewältigung der ungeheuren Nachkriegsnot. Trotz der „Gründungsverspätung“ gegenüber der CDU und der Abwanderung ehemaliger Amtsträger zu dieser Partei, gelang es dem Zentrum als weitere interkonfessionell-christliche Partei den Verfestigungsprozeß der CDU für einige Zeit zu verlangsamen, indem es politische Loyalitäten aus der Weimarer Zeit wiederzubeleben verstand, wobei weniger die politische Differenz, als der persönliche Einfluß von „Multiplikatoren“ in der Bevölkerung von Bedeutung wurde.

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. Bodo Scheurig, Einführung in die Zeitgeschichte, Berlin 1970, S. 35 f.

²⁾ So konnte z. B. Wieck noch das Archiv des CDU-Kreisverbandes Vechta benutzen, das beim Brand des Hauses von Herrn Dr. Siemer vernichtet wurde, vgl. Hans Georg Wieck: Die Entstehung der CDU und die Wiedergründung des Zentrums im Jahre 1945, Düsseldorf 1953, S. 231 und schriftl. Mitteilung an den Verfasser v. 13. 11. 1972; ähnlich bei F. Varelmann, schriftl. Mitteilung an den Verfasser v. 7. 9. 1972.

- ³⁾ Zur allgemeinen Situation vgl. Tagebuch von Josef Klövekorn, Privatbesitz d. Fam. Klövekorn, Vechta; zum Flüchtlingsproblem auch Nordwest-Nachrichten v. 18. 6. 1946, „Flüchtlingsproblem im Kreise Vechta“, Archiv der Nordwest-Zeitung, Oldenburg, und Protokoll der Kreistagssitzung vom 12. 6. 1946, Archiv des Kreisamts Vechta.
- ⁴⁾ Vgl. Heino Kaack: Geschichte und Struktur des deutschen Parteiensystems, Opladen 1971, S. 158.
- ⁵⁾ Vgl. Hermann Siemer: Das demokratische Prinzip der ersten Stunde, in: CDU Kreisverband Vechta (Hrsg.), Unser Weg zur christlichen Volkspartei, Vechta 1970, S. 71/72.
- ⁶⁾ Vgl. Klövekorn, Buch III, S. 27.
- ⁷⁾ Vgl. Protokoll der Kreistagsitzung vom 19. 10. 1945, Archiv des Kreisamts Vechta; teilweise gedruckt in: Unser Weg, S. 32 f.
- ⁸⁾ Vgl. Protokoll der Kreistagsitzung vom 19. 10. 1945, Archiv des Kreisamts Vechta, teilweise gedruckt in Unser Weg, S. 26 f; vgl. auch Klövekorn Buch III, S. 28 und Nordwest-Nachrichten vom 23. 10. 1945 „Vechta, Erster Kreistag in der britischen Zone“; vgl. auch Alfred Grosser, Deutschlandbilanz. Geschichte Deutschlands seit 1945, München² 1970, S. 76: Die Engländer „verwalteten Deutschland, wie, wenn sie eine Kronkolonie verwaltet hätten, mit der tatkräftigen Gelassenheit und der Verachtung gegen die E i n g e b o r e n e n, wie es zu einer solchen Einstellung gehört“.
- ⁹⁾ Vgl. Tagebuch Klövekorn, Buch II, S. 23.
- ¹⁰⁾ Vgl. Interview Schmücker.
- ¹¹⁾ Vgl. Interview Schmücker.
- ¹²⁾ Interview Siemer und ebenso Interview Schulting.
- ¹³⁾ Nordwest-Nachrichten vom 15. 1. 1946 „Genehmigung der Parteien“.
- ¹⁴⁾ Unser Weg zur christlichen Volkspartei, bearbeitet von Alwin Schomaker, herausgegeben von der Christlich-Demokratischen Union, Kreisverband Vechta, Vechta 1970.
- ¹⁵⁾ Ernst Deuerlein: Die Gründung der Unionsparteien (März-Dezember 1945), in: ders. CDU/CSU 1945 — 1957. Beiträge zur Zeitgeschichte, Köln 1957, S. 38.
- ¹⁶⁾ Vgl. Protokoll der Gründungsversammlung am 22. 9. 1945, Unser Weg S. 33.
- ¹⁷⁾ Vgl. Klövekorn, Buch III, S. 15.
- ¹⁸⁾ Vgl. Wieck, S. 53 f, S. 71 f. und Leo Schwering, Die Entstehung der CDU, Köln 1946, S. 5, S. 11 f. u. S. 15 f. und Werner Conze: Jakob Kaiser, Politiker zwischen Ost u. West 1945 - 1949, Stuttgart 1969, S. 39 f.
- ¹⁹⁾ Vgl. Protokoll, in: Unser Weg, S. 32 f., hier S. 40.
- ²⁰⁾ Protokoll S. 34.
- ²¹⁾ Unser Weg S. 45.
- ²²⁾ Protokoll, S. 34.
- ²³⁾ Protokoll, S. 35.
- ²⁴⁾ Protokoll S. 38.
- ²⁵⁾ Unser Weg, S. 46.
- ²⁶⁾ Vgl. Akten des Wahlleiters bei der Kreistagswahl vom 13. 10. 1945, Archiv des Kreisamts Vechta.
- ²⁷⁾ Protokoll, S. 33.
- ²⁸⁾ Protokoll, S. 35.
- ²⁹⁾ Unser Weg, S. 46.
- ³⁰⁾ Protokoll, S. 35 u. S. 38.
- ³¹⁾ Protokoll, S. 38.
- ³²⁾ Protokoll, S. 38.
- ³³⁾ Protokoll S. 35.
- ³⁴⁾ Vgl. Protokoll, S. 34.
- ³⁵⁾ Protokoll S. 35.
- ³⁶⁾ Protokoll S. 33.
- ³⁷⁾ Vgl. Protokoll, S. 33.
- ³⁸⁾ Vgl. Protokoll, S. 33.
- ³⁹⁾ Protokoll, S. 32.
- ⁴⁰⁾ Vgl. Ossip K. Flechtheim (Hrsg.): Dokumente zur parteipolitischen Entwicklung in Deutschland seit 1945, 2. Bd., 1. T.; Programmatik der deutschen Parteien, Berlin 1963, S. 30 — 36.
- ⁴¹⁾ Vgl. Unser Weg, S. 132.
- ⁴²⁾ Akten des Wahlleiters zur Kreistagswahl vom 13. 10. 1947, Archiv des Kreisamts Vechta.
- ⁴³⁾ Vgl. Abb. 1.
- ⁴⁴⁾ Vgl. Klövekorn, Buch III, S. 14 u. 26.
- ⁴⁶⁾ Vgl. Interview Siemer

- 46) Interview Siemer
- 47) Vgl. Namen in den Anwesenheitslisten.
- 48) Vgl. Abb. 2.
- 49) Vgl. Interview Varelmann.
- 50) Vgl. Klövekorn, Buch III, S. 39.
- 51) Hermann Klostermann, „Hauptstadt“ des Münsterlandes, in: Schönes Vechta, Hannover 1967, S. 6.
- 52) Ders. S. 5.
- 53) Vgl. Klövekorn, Buch III, S. 27.
- 54) Vgl. Interviews Siemer und Härtel.
- 55) Vgl. Interview Schmücker.
- 56) Fiebich stellte sich leider nicht zu einem Interview zur Verfügung, schriftliches Material über die Frühzeit der SPD ist nicht erhalten, auch nicht beim Bezirk Weser-Ems (schriftl. Mitteilung an den Verfasser vom 12. 7. 1972.)
- 57) Vgl. Interviews Härtel, Siemer und Schulting.
- 58) Vgl. Interview Schulting.
- 59) Klövekorn, Buch III, S. 33.
- 60) Vgl. Interviews Schulting und Härtel;
zur Programmatik der SPD vgl. den Aufruf vom 15. 6. 1945, Programmatische Erklärungen Schumachers vom 5. 10. 1945, Leitsätze zum Wirtschaftsprogramm-Entwurf Schumachers von 1945 und Politische Leitsätze vom Mai 1946, in: Flechtheim 3. Bd., Programmatik der deutschen Parteien, 2. Teil, Berlin 1963, S. 1 — 23.
- 61) Vgl. Interview Härtel und Schulting und Willi Eichler, 100 Jahre Sozialdemokratie, hersg. v. Vorstand der SPD, Bonn 1962, S. 72.
- 62) Vgl. Interview Siemer und Nordwest-Nachrichten
- 63) Nordwest-Zeitung v. 20. 8. 1946.
- 64) Vgl. Klövekorn, Buch III, S. 41.
- 65) Vgl. Interviews Härtel und Schulting und Namen in der Kandidatenliste zur Kreistagswahl.
- 66) In: Unser Weg, S. 89, werden für diese Wahl fälschlich gewählte Zentrumsabgeordnete angegeben. Das Zentrum beteiligte sich hier jedoch nicht, vgl. Akten des Wahlleiters, Archiv des Kreisamts Vechta.
- 67) Vgl. oben und Klövekorn, Buch III, S. 23/24.
- 68) Vgl. Interview Bünger.
- 69) Vgl. Protokoll der Kreistagssitzung von 23. 10. 1945, Archiv des Kreisamts Vechta.
- 70) Interview Bünger.
- 71) Vgl. das Soester Programm von 1945, in: Flechtheim, Bd. II, S. 244/45 und Interview Bünger.
- 72) Vgl. Klövekorn, Buch III, S. 32 und Buch IV, S. 9.
- 73) Wieck, S. 57.
- 74) Vgl. Klövekorn, Buch IV, S. 9.
- 75) Die Amerikaner gingen im allgemeinen nach zuvor aufgestellten Listen vor oder ließen sich die Bürgermeister und Landräte von Priestern, Lehrern oder ein paar Bürgern vorschlagen, worauf man versuchte, die Vorgeschlagenen möglichst genau zu überprüfen. Vgl. Michael Balfour, Vier-Mächte-Kontrolle in Deutschland 1945 — 1946, dt. Düsseldorf 1959, S. 103.
- 76) Vgl. Abb. 4.

1. Quellen

1.1 Ungedruckte

- Akten des Wahlleiters zur Kreistagswahl am 13. 10. 1946, Archiv des Kreisamts Vechta.
- Amtliche Ergebnisliste zur Kommunalwahl am 15. 9. 1946, Privatbesitz Wilhelm Müller, Vechta.
- Bünger, Bernd, Vechta, Interview mit Maria Weiß und Hedwig Korte vom 19. 12. 1972.
- Härtel, Werner, Vechta, Interview mit Dieter Knostmann vom 11. 1. 1973.
- Klövekorn, Josef, Tischlermeister in Vechta, Tagebuch über Fliegeralarme und damit zusammenhängende Ereignisse in der Stadt Vechta von 1942 bis 1948, Privatbesitz der Familie Klövekorn, Vechta.
- Koslowski, Albert, Delmenhorst, schriftliche Mitteilung an den Verfasser vom 12. 7. 1972.
- Nordwest-Nachrichten bzw. Nordwest-Zeitung, Jgge. 1945 und 1946, Archiv der Nordwest-Zeitung, Oldenburg.

- Protokolle der Kreistagssitzungen 1945/46, Archiv des Kreisamts Vechta.
Schmücker, Dr. h. c., Kurt, Lönigen, Interview mit Albert Böckmann vom
16. 12. 1972.
- Schulting, Willy, Neuenkirchen, Interview mit Dieter Knostmann und Jürgen Aumann vom 26. 1. 1973.
- Siemer, Dr. J. Hermann, Strohe-Deindrup, Interview mit Bernhard Twenhövel und Jürgen Aumann vom 12. 12. 1972.
- Siemer, Dr. J. Hermann, Strohe-Deindrup, schriftliche Mitteilung an den Verfasser vom 13. 11. 1972.
- Varelmann, Franz, Lohne, schriftliche Mitteilung an den Verfasser vom 7. 9. 1972.
- Varelmann, Franz, Lohne, Interview mit Anneliese Hempen und Annemarie Ostermann vom 18. 12. 1972.
- 1.2 Gedruckte
- CDU-Kreisverband Vechta, (Hrsg.): Unser Weg zur christlichen Volkspartei, bearb. v. Alwin Schomaker, Teil I, Dokumentarisches, S. 17—89; Teil III, Übersicht, S. 131—147.
- Flechtheim, Ossip K., (Hrsg.), Dokumente zur parteipolitischen Entwicklung in Deutschland seit 1945.
Bd. 1 Neubildung der deutschen Parteien nach 1945, Berlin 1962.
Bd. 2 Programmatik der deutschen Parteien, 1. T., Berlin 1963.
Bd. 3 Programmatik der deutschen Parteien, 2. T., Berlin 1963.
2. Literatur
- Balfour, Michael, Vier-Mächte-Kontrolle in Deutschland 1945—1946, dt. Düsseldorf 1959
- Conze, Werner, Jakob Kaiser. Politiker zwischen Ost und West 1945—1949, Stuttgart 1969.
- Deuerlein, Ernst, CDU/CSU 1945—1957, Beiträge zur Zeitgeschichte, Köln 1957.
- Eichler, Willi, 100 Jahre Sozialdemokratie, Bonn 1962.
- Grosser, Alfr., Deutschlandbilanz. Geschichte Deutschlands seit 1945, München 2 1970.
- Kaack, Heino, Geschichte und Struktur des deutschen Parteiensystems, Opladen 1971.
- Klostermann, Hermann, Schönes Vechta, Hannover 1967.
- Scheurig, Bodo, Einführung in die Zeitgeschichte, Berlin 1970.
- Schwering, Leo, Die Entstehung der CDU, Köln 1946.
- Wieck, Hans Georg, Die Entstehung der CDU und die Wiedergründung des Zentrums im Jahre 1945, Düsseldorf 1953.

Erzählungen und Gedichte

Old Vechte

VON ELISABETH REINKE

Vör lange Tied was Vechte eene Fürstbischöflich-Münstersche Festung. De Dinklager Chronist Klinghamer heff se beschreewen. Taun Sluss schreef he: „In Vechta lebte damals ein groß prangend Volk, so sich prächtig getragen.“ He menn' de Tied vor 1538.

Uk leepe Tieden harr Vechte achter sik. 1348 öwerfüllt se de „Engelske Sweet“. Tauerst hebbt de Lüe ganz gewaltig sweeten mößt, dann kreegen se so'n frieselligen Utslag, dann trück ehr dat up't Hart. Väle Lüe sünd dood bläwen. Kien Doktor heff't wüßt, wat dor van England ut heran kamen was. Dor was't herkamen, un so was't eenfach de „Engelske Sweet“. — 1350 bröchden Seefohrers de Pest ut Asien mit in't ganze Land. Do sünd in Vechte allen 600 Lüe storwen. Se hebbt up't leßde bold kiene Lüe mehr hat, üm de Dooden tau eerden. Bi de Seekenkapelle an de Lohner Chaussee is'n flacken Bült. Hier hebbt se de Lieken in een Massengraff bisettet. — Vechte harr sik also bi lütken wedder herut makt. Aber Ruh und Fräden was der nich in de Welt. De Fürstbischoff was bold alltied mit sien Kriegsvolk unnerwäges. Na alle Sieten möß he sik wehren, un de Olnborger Grafen, de Brämer, de Deefholter, de Brunswieker, de Freesen wehrden sik gägen üm. Ummertau mössen de Vechter Wapendrängers mit üm up den Kriegspad. Se hadden Wilshusen 1525 stürmt, plünnert un de Müren dalleggt. Den Bischof sien dapperste Hauptmann aus Wilke Steding ut Stedingsmöhlen bi Clonnenbord. He was de eerste up de Müren wäsen. Wilshusen harr de Fürstbischoff man taun Pand. Dat hörde an sik na Brämen. Un mit de Brämer hüllen de Wilshüsker tau, de Börgermester geew den Bischoff van Münster de Porten nich free, un nu wüdd he, Lüchtenborg, kortfarig 'n Kopp lütker makt.

Gliek dorna köm de Kunde van den groten Burenkrieg na Vechte. De süddütsken Fürsten hadde de unsässigen Buren gewaltsam wedder duket. Aber se blewen unruhig un unwillig. Uk hiertaulande. Eenmal köm de Tied, so dachden se, dann wullen se dat de Groten woll wiesen, dat se nich bloß ehre Packäsel wören. — Up'n Vechter groten Harwstmarkt — vandage hett he Stoppelmarkt — kömen Handelslüe van wiet her mit use Lüe tausamen. Se bröchden Kunde van alles, wat dor passeeren dö tüsken de Nordsee un Köln.

An eenen Morgen, dat was 1527, do köm up eenmal ganz Vechte tau Been. De Kauhirt van de Stadt harr all tutet, de Lüe harrn de Kaihe utlaten, un nu seeten se jüst bi'n Pannkauken, do kömen Soldatenwiewer anlopen un vertellden in de Hüser, ehre Keerls wören na'n Pickerwegg henräen. Se schullen dor'n Snieder ut Münster upluuren un gefangen na Vechte bringen. Wat was dat? Wat harr de Snieder dann verbraken? Dat was ja eene van

ehre Sort. Hastig löp Mann, Frau und dat Görenvolk äwer de Dal na buten. Alle stünnen up ehren reinlik mit Stroh afdeckden Meßfalt to täuwen. Intüschen was also een Borgmann mit Gefolge na'n Pickerwegg henräen. Disse urolle Handelswegg geiht dicht bi Vechte an't Moor langes. Een groten Planwagen köm heran, mit twee Peere bespannt, un mit twee Peere taun wesseln dorachter. Bitan Wächters tau Peerd un mit'n Püster tau Afwehr van Straatenröwers. De Vechter kaduckerden heran. De Borgmann kommandeerde: „Holt! — Is hier Knipperdölling ut Münster?“ Een Mann steeg ut den Wagen. Knipperdölling. He keek sik üm. Vör üm Soldaten, de Wächters utneiht. Um wüdd benaut — aber, jo nich sik dat marken laten. Patzig frög he: „Wat schall dat hier?“ — He drückte sik hen un her. „Gäwt mi den Wegg free! Ik bin 'n Handelsmann und up 'n Wegg na 'n Brämer Markt. Ji säuk woll anners eenen?“ De Borgmann röp gelassen: „Jüst di säukt wi! Befähl van den Rat to Münster.“ — He geew de Soldaten eenen Wink, un se rückden den Knipperdölling tau Liewe. Un wenn he uk mit'n Faut stampte, wenn he uk bölkede: „Ji öwerfallt mi ja, as wören ji Straatenröwers“ —, se packden üm an, un he möß tüsken twee Riehers tau Faute na Vechte gahn.

De Brämer Porten güng open. De Börgers keeken hochup. Wat — dat schull'n Snieder wäsen? Dat was ja kiene van ehre Sorte. Dat was de Gewandsnieder (Tuchhändler) Bernd Knipperdölling. He was in sowiet eene van ehre Sorte, as he sik in eene Handwakergilde upnāmen laten harr. So kunn he bāter up de Straaten unner't Volk lopen un dat Janhagel upstāpen. Mein Zeit, wo köm he derher! He treet ja up as de König van Spanien. Harr'n groten Haut mit'n Straußfeern keck un scheef up'n Kopp, fein sieden striepet Tüüg an mit Puffarmels un Kneebüxen mit golden Spangen. Un de vörnāhme Mantel mit kostbaren Pelzbesatz. Minnachtig un dicknāsīg keek he öwer de Vechter weg. Un in sik was he so grimmiq. Infangen haar'n se üm as wör he 'n Verbrāker. Un hier löten se üm, Knipperdölling, sotau-seggen Spießbruten lopen! — Nee — den Kerl, den möchden de Vechter nich lien. Wo kunn he sik so upspālen! Se brummden, un een son Witzemaker röp: „Hol de Nāsen man nich so hoch! Kiek man ees vör die dal!“ Jüst in dissen Ogenblick treet Knipperdölling mit sienen elegenten breeden Schauh — patsch — in de Kauhschiet. Wo seeg de Schauh ut, wat lachden de Lüe! Dor hadden se all up töwt, dat gūnnen se üm, dat harr he verdeent! Knipperdölling bölkede wütig: „Ji Dreckslüe in dit dreckiqe Vechte!“ He harr se gern alltausamen verdöschket. De Borgman reet gāgen üm. He sā argerlick: „Laten Se dat Ramentern öwer Vechte! In Münster löpp uk allerhand Veeh up de Straaten herüm.“ Bi de St.-Georgs-Karken un up de Borgstraate was't still. Bi dat Peergetrappel güngen dann aber in ale Fenster van de Borgmannshüser de Butzenschiewen apen. De vörnāhmen Damen wullen sik den Upruhrstifter ut Münster uk bekieken. Se wunnernden sik, dat son einfachen Handelsmann so riek was.

Up de Borg güng de Saaldör apen. De ganze Borgmannschaft was dor versammelt. Knipperdölling bleew patzig un breetbeinig stahn. Ja — wat was dor los? He möß dör de Riegen bit na achtern na den Disch hengahn, wor de Droste mit wecke anner Heeren seet. Een Soldat kippde üm den Haut van'n Kopp. Knipperdölling füng'n up, un as he vör den Drostē anköm, do

harr he sienen Schock bewältigt, un he bruusde los: „Wat bedüdd dat hier? Worüm holt ji mi up? Wat schall ik hier? Ik bin up'n Wegg na Brämen, un weer anfallen van jo, as sücke Straatenrövers dat doot!“ Dorbi keek he wild un wütig üm sik tau. De Droste sä stramm: „Ruhe! Wat dat hier bedüdd, dat wedd nu verläsen!“ — Bi den Drosten seet de Kerkherr van St. Georg. De was taugliek Borgkaplan. He nöhm een Schriftstück van den Disch. In den Saal wüdd dat ganz still. De Vechter Lüe kunnen nich schriewen un läsen. Dor hüllen se uk nich van. De Pastor harr dat ja up de Hoge Schaule leert un dat langde ja. Dat Schriftstück harr de Rat van Münster herstürt, un dat was Knipperdölling sien Sündenregister. He harr, so wüdd berichtet, dat Volk van Münster un de Umgägend Dag vör Dag gägen dat geestlicke un weltlicke Regiment upstachelt. Wenn de Fürstbischoff sik ees up sien Sloß in Walbeck verhalen dö, dann drechselde he tau siene Entspannung. Üm dat tau verhöhnen harr Knipperdölling bi sien Straatenlopen den Haut smücket hat mit'n lütke hölten Spindel un Haspel un dorbi luut un frech up den „Spillendreier“ schollen.

An eenen Morgen harr een Domherr so as alltied vör den Dom Gerichtsdag hollen. Eenen besönners upsässigen Gerd Kruse löt he up den Frauentoren inspinnen. Süh dor küm Knipperdölling, achter sik wilde Mannslüe un krietskende Wiewer anlopen un befreeden Gerd Kruse. Se marscheerden mit üm ünner groten Larm na'n Markt. Knipperdölling geew tau den Sieg up siene Kosten Sluck, Beer un Schinkenbotters taun besten vör de Ogen van den Hogen Rat.

De Droste sä strenge: „Nu wätet Se, wat dat hier hett! Vechte is woll vör'n tiedlang de rechte Platz vör sonen Mann, as Se eene sünd.“ — Knipperdölling knatterde dör de Tähnen: „Wat ik verbraken hebben schall, dat is dat minnste van dat, wat der noch passeeren mott!“ — „So — so“, sä de Droste, „ik hör't woll, ji in Münster hebbt noch wat vör.“ — „Ik dau, wat ik will!“ — „So — so“, sä de Droste noch eenmal. Wat was dat vör'n unverschämten Brasker. Dann köm dat: „Tauererst sett wi dissen Muulhelden dree Dage bi Water un Brot in't Borgverlies an de Käen.“ De Saal trampelde Bifall, un de Wachsoldaten trücken mit üm af.

Dree Dage bi Water un Brot in't Borgverlies an de Käen bi Müse un Spinnen un nix tau't Slaven as'n blote Bank! Wo seege Knipperdölling ut in sien kostbar Tüüde, wat was he stumm, as se üm dor herut halen döen. He möß nu hoch öwer de Wachstube in'n Toren sitten. Dor was't wat bäter. He harr Bedde un Disch un'n free'n Utkiek öwer Vechte un wiederhen. He kreeg tau äten, wat de Soldaten eeten. Eensam tau läwen, dat leeg üm nich. He fröge den Wächter, of he nich anner Tüüde ut Münster kriegen kann. Siene Lüe dröffen üm dermit versorgen. Achter de Hand steken se üm 'n Geldbül tau. — Siene Natur verlangde prussen un prahlen, sik wiesen un grot daun. Un nu harr he, wat der tauhört, Geld. Vör Geld kann'm den Düwel danzen sehn. Na 'n poor Dage steeg he all abends van sienem Utkiek herunner. He eet bi de Soldaten in de Wachstube, un se kunnen up siene Kosten soväl Sluck un Beer drinken, as se man laten kunnen. He hült düchtig mit un harr uk bold 'n lütken sitten, un wüdd wedder he sülwst. He proste rund üm sik tau, sprüng up un schräpelde: „Ho — ji Junges, wi holt tauhope, wi will't de Papen un den Rat woll wiesen!“ He sackde dal, un de Soldaten

släpden üm de Treppe henup, möken aber kiene Meldung van siene wilden Sätze. Dat fidele Supen güng wieder. Een, twee, drie güngen se uk all in'n Düstern mit üm up den Borgplatz up un af. Se güngen dann uk woll mit üm üm de Borg herüm up de Pagenborg, de Peerweide, de sik dor schreeg na'n Moorbach herunner trück. De Soldaten un de Vechter Börgers snackden faken öwer siene Amörge. De feine Dickdauen kreeg bold sienen Spitznamen. He was die „Ritter van de Älen“ (Elle). De Borgmannen wüssen uk bold öwer sien Daun Bescheid. Se löten üm gewähren. Wenn he man nich weg löp. He sä faken, he möß doch so nödig wedder na Hus un na sien Geschäft kieken. Wenn Vechter na Münster reehen, dann nöhmen se siene Ingaven mit. Man nee, se wullen üm dor nich wedder sehn. Sien freche Satz, wat he verbraken harr, dat was dat minnste, wat der noch passeeren möß, dat was na Münster henklungen. Twee Johre harr Knipperdölling all in Vechte säten. Inbinnen was he noch grimmig un wedderdänsch, na buten hen aber was he an't Swiegen.

He köm endlich up den richtigen Gedanken.

Vör Geld kannste den Düwel danzen sehn. He böt den Rat van Münster Geld an, väl Geld, woväl, dat is unbekannt bläwen, wenn se üm free löten. He köm free. Tauvörn müß he vör de versammelte Borgmannschaft de Hand upbören un Urfehde swören. Dat dö he dann uk, — ja — he dö dat. An'n 11. September 1529 reet Knipperdölling ut de Vechter Münster-Porten henut.

De Festung Vechte was nicht alltau faste, un rundümtau was Klopperee. Wo lange schull dat hier noch gaud gahn? Un so kömt in Vechte, as't allerwägens kump, wenn de Gefohr handgrieplick vör Ogen steiht. Och wat, nich an denken! Wi läwt ja noch! De Borgmannen löten sik Braen un Beer van ihre eegenhörigen Buren heran schaffen, un dat „großprangend Volk“ fierde bi Dage un bi Nacht. Großartig wör de Fackeldanz bi Steernschieen up den Burghoff. — Akerbörgers un Buren fierden up Pingsten, up'n groten Harwstmarkt, up Vullbuuksabend (Sylvester), un up Fastelabend. Dann trück sik dat Jungvolk bunte Plünnen an, settde de Narrenkappe up, un de Maske verbarq ehr Gelat. Dann güng de Spektakel los van Hus tau Hus, van Dörp tau Dörp. Öwerall klüng dat Lied: „Fastelabend, Fastelabend kling in't Land, kling dör alle Büschke!“ — De Lüe kömen ut de Hüser, un allerwägens geew dat Branntwien, den se ja sülwest van ehr Körn brennen döen. Wat Wunner, dat de mallen Junges de Wiewer knepen, de Wichter an sik reeten, de Tüüne ümsmeten. Hier un dor is de Pastor der mit'n Stock tüschen gahn.

In Münster köm wioldess eene Reform na de annere up, bit se bi dat Wedderdöpen ankömen. In't Johr 1532 klüng de Name Knipperdölling wedder na Vechte. De Donnerskeerl harr de Urfehde braken. He was wedder vörnewegg bi alle upsässigen Streiche, he was gägen alles, wat de Wedderdöper nich vör den richtigen Glöben hüllen. Münster wör dat nee'e Jerusalem worn, un de Fürstbischof belagerde siene eegene Hauptstadt. Use Borgmannen un ehre Knappen un Soldaten mössen uk na Münster. As dat Belagern sik hentrück, do mössen uk de Buren van hierut mit Peerd, Wagen un Schäufeln anträen un Schanzen upsmieten helpen. De Buren fleukden, ballen de Füüste in de Buxentasche, man, wat kunn dat nützen? Se mössen der man

hen, ganz na Münster. Dree Buren wegerden sik un blewen in'n Huse. Soldaten kömen, nöhlen se an't Strick un trücken mit ehr an Vechte vörbi na de Festung Minden, de jüst ees münstersch was. Kien Mensch heff wat wedder van ehr hört. — Na nägen Monate belagern wüdd dat ganz uthungerde Münster stürmt. De Eerste, de mit'n Vörtrupp öwer de Müren steeg, was use Wilke Steding, un dat was in den halwen Oktober 1535. — Jan van Leyden, de König van Sion, Bernd Krechting, sien Hofkaplan, un Bernd Knipperdölling, sien Hauptmann, dree „Haupt-Rädelsführer“ kömen up't Schafott, dann in'n isern Käfig, un as Börgerschreck kömen se an'n Lamberti-Karktoren tau hangen, un dor hanget se vandage noch.

De Fürstbischoff trück fierlick in sien Münster in, man Ruhe harr he nich wunnen, un sien Vechte uk nich. Dat geew Striet mit Grafen, mit Herzöge, mit de Brämer, mit de Nederlanders. Alltied wören Mannen ut Vechte mit üm unnerwäges. Bi lütken wüdd dat lustige Läwen lahmer. Sorgen un Bedenken kregen de Öwerhand. Een Borgmann na'n annern bröchde siene Familie na sien Waterslott in mehr Sicherheit. Wo hedden se? Van Dinklage, van Elmendorpe, van Kobrink, van Sutholte, van Voss, van Scagen un so wieder. Dat heff hier 27 Waterborggen gäwen. — Up Harwstmarkt wüssen de Handelslüe, de ja van wiet herkömen, väl tau vertellen. De Wäge wören so unsicher. Mal was ehr een Kriegsvolk begägend, een annermal afhürde Soldaten, de nich wüssen, worhen. De harren ehr utpowert. Se müssen ja uk läwen, harr'n se seggt, un ehre Wiewer harren lachtet. De Börgermester un de Stadtrat röpen de Börgers up. Se gewen ehr den Rat, tau öwerleggen, wor se woll mal'n tiedlang bi Verwandte of Bekannte unnerkamen kunnen. De Schrecken was allgemeen. Wat was der los? Bold wüß dat jedereene. Van Diskante van Oldenburg was Kundschaft kamen. De Olnborger Grafen kömen mit grot Kriegsvolk up Vechte tau. Se wassen all bi Ahlhorn. Do packden de Börgers ehre Wagen vull, spannden dat Peerd of de Kauh dervör un flüchden dör alle veer Porten in de Nacht henut. De Grafen van Olnborg wüssen, dat de Fürstbischoff wiet wegg was. Nu kunnen se Rache utüben an ehren Feind. He was ehr ja so lastig worn vör Delmenhorst, mit dat Kloster Hude un sowat mehr. As se vör Vechte ankömen, wassen de Porten dicht. Se hauden dergägen, gägen de Brämer-, de Münster-, de Steenporten un de van Klingenhagen. De Vechter Besatzung kunn der nich gägen an. Se steegen ehr öwer de Müren, se möken de Porten apen. De Borgwache langede de Wapen af, de Börgermester de Stadtslötels. De Soldatenflaut swarmde in, dör de Straaten in alle Hüser. De mautwilligen Keerls rappden an sik, wat se bruken kunnen, un wat se nich bruken kunnen. Häuhner, Swiene un Ingaud flatterde, löp un leeg up de Straaten, un de Plünneers pulterden der öwerhen. De Trumpetter blös, se sammelden sik. Luntun wüdden verdeelt un ansticket. Kommando: „Für!“ Hallo — nu güng't derbi. De spitzgäweligen Fackwarkhüser, mit Lehm of Törf utklemmt un mit Stroh decket, güngen in Flammen up. Aber uk de Steenhüser van de Borgmannen, de St.-Georgs-Karken, de ganze Borg wüdden verneelt un vernichtet. Wiethen was de Nacht hellerlecht.

So is Vechte in't Johr 1538 unnergahn. So räkeden de Grafen van Olnborg mit den Fürstbischoff van Münster af. Siene Festung Vechte schull ehr soläwe nich wedder in'n Wäge stahn.

Rheumatismus

VON ELISABETH REINKE

*Bur Schlotmann is in de Wisk an't Hein,
is dr ok mit lever bi,
dor kummt de ole Hinken Hein
so unverseehns vörbi.
„Du Jan“, segg Hein, „ik segg di dat,
lat jo dien Hei bineen,
dat dürt nich lang, dann giff dat wat,
ik fäuhl 't al in mien Been.“
Jan averlegg: Wat schall he daun?
De Hein krigg faken recht.
Dann iang he an tau Bültebaun,
in't Hei rinrängen is schlecht.
Knapp is he klor, süh dor, süh dat,
tornt sik dor Wolken up,
van Westen treckt den Himmelspadd
so'n pickswart Schuur herup.
„Hebb ik't nich seggt?!“ — In'n Humpellop
kummt ok de Hein weer trügg.
De beiden beschuurt sik unner'n Hoop
un hucket Rügg an Rügg.
„Du, Hein, du säst dat richtig wohr,
dat Hei werd nu nich natt.
So'n Rheumatismus, dat is klor,
de dögg ok noch tau wat!“*

Zum Tagesanbruch

Morgensprachen im Norddeutschen Rundfunk,

Sender Hamburg, 2. Programm

VON HANS VARNHORST

Dat nee Johr

De Neejohrsklocken swiegt. Heel nöchtern steiht een strankielen Warkel-
dag vör de Dörn un will wat van us.

In usen Kopp fluckert dat noch so 'n bäten achteran, un in use Beene prickelt
dat noch so wat. De meisten Lüe meen, dat möß woll so wäsen, dat dat nee
Johr mit Fiern un Klamauk, mit Spijök un Schandudel anfang. De een is
taufrä mit Äten und Drinken, änners wecke makt Spektakel un Schaber-
nack, holt den Naber för' n Narren, smiet't üm ok woll Kröchen un Schöer
in't Hus. Noch änners wecke makt dat fiener, se bringt lütke Breeve na
ehre Frönde, un dor steiht dann 'n ulkigen Snack of 'n Kumpelment uppe.
Een groten Drummel geiht na den Silvesterball, un dat kann dor dann ok
nich dull naug taukehr gahn'n. Wat schall dat al? Seukt se een bäten Glück,
seukt se Lecht un Sünn?

Dat is wohr, de Sünn krüpp nu al Dage bannig deep an 'e Grund langs, un de Dage sünd düster un sleperig. Is dat so, dat de Mensk dat brukt, dat he sik loslaten an fiern deit? Of sitt dor een nee Hapen achter na de Maitied und ehr Läven, de dat al weer lecht un bunt makt?

Man de Sünn geiht ehrn Gang, nimmt altied densülvigen Lop. Siet Dusende un Miljonen van Johre is dat so. Wi köönt de Johre gor nich telln. Se stört sik nich an den Bedriev van de Mensken, se löpp un löpp, egalweg. Dat süht tauminnten so ut. Wi wät't gaut, dat de Eern üm de Sünn spazeert, een'n wieten Weg, un dat düert een heel Johr, bet se weer an desülvige Stä ankamen is.

In de Midde van de Tied steiht de Mensk. He denkt meisttied nich väl na aver de Welt, aver den Himmel un aver Gott, de dat al leiten deit mit siene starke Hand. He röpp den ännern „Glück, Glück“ tau un mennt ok, dat schall woll kamen. Dat Mate van't Menskenläven is de Tied. Een van de Grenzpöhle steiht dor, wor he in't Läven kummt, de ännern, wor he dr wedder rutgeiht. Un tüsken düsse beiden spält sik al dat af, wat he deit un belävt. Of he slöpp, of he ätt, drinkt, lacht, arbeit't of he bäet of sündiget, dat Mate is de Tied. Dat grote Mate is dat Johr, un dat heff he sik indeelt in Dage, Stun'n, Minuten un Sekun'n. Un buten den Mensken un siene Welt giff dat kiene Tied. Dor steiht dat Ewige.

Un du un ik, wi sünd in de Tied. Is dat nich so, dat wi dor nich wäsen brukden? Dat kunn dusend ännern gäven, de nich tau 't Läven kamt! Worüm jüst du un ik? Dat Läven is bunt, un du un ik. wi sünd dr mit bi! Ut dat Nix heff de Heergott us ropen, Jüst us! Worüm, dat wät't wi nich, un wi segget, dat is siene Gnade

Use Tied is nich blot tau 'n Vertrödeln dor, se is dat, wat am meisten kost't, am meisten weert is. Dorüm mööt wi dor behott mit ümgahn'n!

Sekunn üm Sekunn sackt weg, dal in dat deepe Meer un kummt nich noch eenmal trügge!

Jedereen heff siene Dracht

Se wörn Siedlerslüe, bearbeitden eene lütke Buree, un dat güng ehr lange Johre gaut. Na un na kömen fief Kinner ankieken un wassen düchtig an —, Burnkinner waßt as Kohl. Stolte Söhns wörn dat, al fieve, un de Öllern harn rāken Freide an ehr.

Un dann köm de Krieg. De veer Öllsten wörden de Riege na introcken, blot de Jüngste bleev bi de Öllern up 'n Hoff. De Vader möß nu dubbelt arbeiden, un dat dö he ahn väl Snacken. So köm dat ok woll, an een'n Dag lä he sik in 't Bedde, un dat dünne ok nich lang mit üm, he stünd nich weer up. So wör nu de Mauder mit den Jüngsten alleen.

De Breeve van de Seldaten kömen, een na 'n ännern, un dat Hart kloppde ehr, wenn se een'n apenreeten kunn. Dat güng 'n Johr gaut, do slög dat Mallör mit grāsige Fust tau. Dat wör 'n sünnerboren Breef, den se kreeg, van frömmer Hand. Dat Hart puckerde ehr noch mehr as süß. Un dann wüß

se dat: Ehr Franz wör in Frankriek fallen! Se seet eene heele Stot stief in ehrn Stauhl un folde de Han'n in ehrn Schot. Dat wör meist, as wenn de Sünn unnergahn'n wör un nich weer upgahn'n schull.

Faken is dat so, well dat Ahnweer schüddelt, den schüddelt dat ahn Uphörn. Na'n Tied füllt de tweede bi Leningrad, un wedder na eene Tied de drüdde bi Schitomir. De veerde wörd verwund't, leeg 'n lang Tied in 't Lazarett, kröpelde sik so hendal, un in 't leste Kriegsjohr mössen se ok üm begraben. Dann wör de Krieg ute, un mit Mauder Gerken ehre Kraft wört't ok meist up 'n Enn. De Jüngste wör nu ehr eenzige, un se dö an üm, wat se man kunn. Man dat Mallör wör noch nich vull. He har 't mit de Ogen. Teihmal wör he woll na 'n Dokter wäsen, tauleste wüß he, dat üm nüms helpen kunn, he har 'n Aflösung van de Netzhut. För üm güng de Sünn ok för al Dage unner.

As dat nu so wiet wör, güng Mauder Gerken in den Staben. An de Wand hüng een lütket Krüz, dorvör sackde se dal, un de Tranen rullden ehr aver de Backen dör de Rillen, de de Tied dr ingraben har. Se wör heel tweibraken, man se vertwiefelde ok nu nich. Wenn se ehre Arbeit s'avends dan'n har, seet se in 'n Schummern unner 't Krüz, un ehre Lippen bewägdten sik liese: „Heer, du hest mi se gäven, du hest mi se nahmen, lat mien Hart gaut blieven un mi nich unnergahn'n!“

Söke Geschichten schriff dat Läven. Well nadenken deit, kummt dr boll achter, wat düsse üm vertellt.

Dat Hart

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ sä de rieke Fabrikheer un löt dör sien'n Prokeristen veerdusend Mark för de Armen an de Stadt averwiesen. Een'n Ogenstag löter bestellte he sien'n groten Stratenkrüzer vör de Villa un fohrde mit eene heel vörnähme Dame in de Stadt. Dor güngen se na den besten Juvelier, un dann köfde he ehr 'n Halsband un twee Ohrbümmels för twintigdusend Mark.

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ sä ok Toni, de Inbräker, dann hülfp he sien'n Spezi bi siene sure Arbeit. Se wulln een dick Panzerschapp knacken.

An 'n Rand van de Stadt wohnde de Baas van de Arbeiterslüe in eene fiene Villa. He har een gaut Böntken, un dat güng üm räken gaut. Sien Wief leeg up 't Kanapee un stickde ut Langewiele de Wörde van Goethe in een breet Dauk, wat se an de Wand hangen wull. Dann smheet se dat Wark biesiete un greep na een Blatt mit de Averschrift „Die Unzufriedene“, na een Stot kreeg se sik een Billerbauk „Die Spinne“. Tauleste nöhm se dat Wäkenblatt „Die lustige Kiste“. De Langewiele mök se meist dod. S'avends fohrde se mit ehrn Keerl in 't Arbeiterviddel, he möß 'n Råde holen. Dor wörd weust stänkert un schullen. Se dön'n meist, as wörn se an 't Verhungern tau. Dat Wief amüseeerde sik dägt dorbi.

In een lütket Hus een poor Straten wieterhen wohnde een Menske, de dat jüst nich tau gaut güng. Ehr Keerl möß sien Geld mit Lofharken un Stratenfägen verdeen'n. Dor köm nich rein väl bi rut. Un mit de poor Kröten möß

se ehrn smachtigen Keerl un de fief Kinner, de noch smachtiger wörn, dörsläpen. So har se nix aver. Man se schafuterde un waverde nich, se wurachde, wat se man kunn. Dorbi wör se altied lieker vergneugt un taufräe un mök ok s'läve nien sur Gesicht. Den S+rämel van Goethe sä se nich up, un se stickde üm ok nich in een moi Dauk. Van Goethe har se in ehr Läven woll nich mehr hört as den groten Namen. Dat köm ok vör, dat se mit dat bäten, wat se har, een'n ännern ut de Not helpen möß. Ehr Snack wör: "wi mööt taufrä wäsen, un use Heergott helpt us ok wieter!"

Süh, dor is 'n groten Verschäl tüsken de Mensken. Dat giff wecke, de hebbt al dat, wat se sik man wünsken köönt, man taufräe sünd se nich. Dat is kien gaue Ort! Se seeht ok gor nich, dat dat üm ehr tau väle Lüe giff, de dat 'n masse leeper geiht as ehr. Dat kummt dr nich up an, of een 'n groten Namen heff, of he riek is un of he sik wat tau gaue daun kann! Dat Hart mott gaut wäsen, dann is de Mensk „edel, hilfreich und gut!"

De Baas

Dat geev nien Twiewel: He wör 'n groten Keerl worn, de Marcell Friedmann! As he ut den reuklosen Krieg weerköm, har he nix und kunn ok nix. Man he har een'n anslägsken Kopp, un een Deel har he sik markt: Ik mott na baben, de Smachtlapperee mott uphöörn! So har he sik mit Lief und Seel insett't.

Van sien'n Vater har he 'n lütke Warkstä för Maschinen arvt. Dormit wörd he Unnernähmer. Fliedig wör he, mehr as fliedig. Wat he anpüek, dat slumpde üm. Af un tau mallörde woll wat, man dat güng bargup, wisseweg bargup. Na 'n Kriege wör dat so, well 'n klauken Kopp har un de Korn up den rechten Padd schöv, den drög de Tied licht na baben. Boll möß dr baut wern, boll brukde he Lüe, un dann möß dr Geld upnahmen wern, un de Wore möß up 'n Markt, un so wat dr her. So waßde sien Wark van Johr tau Johr, un ut de lütken Warkstä wör eene grote Maschinenfabrik worn. Un dann stünd he in de Riege van de groten Miljonäre. He har wunnen Spill! Do kreeg he den ersten Knacks. Sien eenzigen Söhn, wat ok sien Arve weern schull, löp üm weg un güng na de See, un dann dreev he sik in de wiete Welt ümtau.

Dat Spekelejern un Tausamenschrappen hörde nich up. Man he wör boll een unresterigen Keerl worn. Dagelang leeg he mit sien'n baldorigen Wagen up 'e Straten, telde nien Kilometers mehr. De meiste Tied seet he in vörnähme Konferänzen, faken bi nachtslapen Tied. Wull een mit üm snacken, har he kien Tied. Un mitees wör 't so wiet, he brök tausamen.

So leeg he nun in de Küssens un kunn sik nich dülligen. Gedanken tröken üm dör'n Kopp as Biller dör den Kinokassen. Sien Brauer, een eenfachen Bur, köm up Besäuk bi üm. He gnifflachde so 'n bäten un sä dann tau üm: „Tjä, nu hest du ok ja woll Tied tau 'n Nadenken.“

Dat is 'n Drom van de meisten Mensken: Ik will na baben, will weg van de Smachtlapperee! Dat geiht üm dat Geld, den Mammon. Wat een'n nich wieterbringen kann, dat gelt nix.

Dat dat noch bättere Dinge giff as de, de een Mensk hier up 'e Grund griepen un anpacken kann, werd vergäten. So een kummt meist gor nich tau Vernüll un markt dat nich, dat he ok 'n Verhaltied bruket. He denkt nich mehr aver sik sülben na, kennt sik sülben nich mehr, un siene Seele verschrumpelt.

Wi mööt aver us nadenken un ok an „gün Kante“ denken, wat dr löterhen kamen schall. De Verhaltied is kien wegsmäten Tied. Well blot an den Mammon denkt, klappt antleste tausamen, un dann mott he denken, wat ik dan'n heff, dat wör doch al ümsüß. Ich glöve, dat willt wi al nich.

Vör'n Spegel

VON HANS VARNHORST

*Se drömt un glurt so geern
in düssen blanken Grund,
dor lücht't twee gralle Steern,
dor smüstert lies de Mund.*

*De Grund is deep un blank,
meist as de Himmelsdom,
üm ehre Ogen hang
unwies een seuten Drom.*

*Een Sünschin spält so fien
jüst aver dat Gesicht,
as wör 't van Glück een Schien,
segg mi, wat drömt dat Wicht?*

Välen Dank för den feinen Tee

VON ERIKA TAUBER

As us lütt Jung ankäm — wi harrn in Krieg heirat un söben Johr up em luurt — gäw dat noch nich allns to kööpen. Up Raten afbetahn oder anschrieben laten, so wat kenn man dor noch nich, nä, jedereen keek to, dat he trechkeem. Un dat weer jo faken swar.

Een Koken harr ik een Dag vörher bi'n Bäcker afbacken laten, feinen Appelkoken. Appeln harrn wi jo nog — ok in Februar. Een Tut vull Koffi-bohnen weer ok noch dor. De harr us goode Tante ut Amerika us röberschickt. Weer doch nett, nich? Wi sülben drünken blot Koffi, wenn een Hogen Fierdag weer oder wenn Besöök keem. Bohnenkoffi weer jo een „Rarität“ un ganz wat Besünners.

Besöök harr sik jo anmeldt: us lütt Jung un de Hebamm. Twee wichtige Gäst — un beide keemen se pünktlich. Nu harr mien Mann dat jo hild. Em full dat Amt to, den Koffidisch to decken un Koffi to maaken. Ik leeg jo in'n Bedd — fuul as ik wöör — un ik höög mi ok noch.

Annars harr ik jo nich bit to de Nääs todeckt ünner de Buntkarierten lägen — ik weer upsprungen un harr allns sülsen maakt — man an dissen Dag weer ik to mö un glücklich na de sware Arbeit. Ik drusel in un höör laterhen, dat de Hebamm van Disch upstunn, mien Mann up de Schuller klopp un fründlich sä: „Un denn noch välen Dank für den feinen Tee!“

„Tee?“ dach ik un dreih mi na de beiden üm.

„Giff mi ok mal 'n Tass vull her!“ sä ik. „Heff so bannigen Döst!“

„Dat is good!“ reep de Hebamm. „Man bäter weer för so'n lütt Fro eene moie Tass Koffi! Dat bringt ehr wedder up de Been!“

„Dat, dat weer jo Koffi. Extra ut Amerika röberschickt. Wi wulln doch wat antobeen hebben!“ sä de junge Vadder un keek richtig trurig ut.

„Och!“ lach de Hebamm. „Un wenn dat Kakao weesen weer, ik harr dat nich markt. Ik lutsch jümmer Pastillen un do mi ok noch drüppels in de Nääs.

Vandagen mutt man sik jo vörsehn — vanwegen de Grippebazillen!“

Mien Mann nikkopp un keek ehr sälig an, as he mi den Koffi broch.

„Nu drinkt Se man düchtig!“ sä de Hebamm. „Dat Se wedder up de Been kaamt!“ Se nikkopp mi to, ei us Söhn un gung ut de Döör.

„Is he nich nich wunnebar?“ frog mien Mann mi. Nu wüß ik nich, meen he den Jung oder meen he den Koffi? Ik nikopp un lang na sien Hannen.

„Magst wat äten? Appelkoken? Is noch nog dor!“

Ik schüttkopp, drümk mien Koffi. He weer jo man een bäten plörig, mit Water harr mien Mann warraftig nich spart —, und drusel in. Hör blot noch so eben, as he seggt: „Un ik heff dat doch so good meent. Doch wat schall ', he weer heet un sööt — dat wichtigste an dissen kohlen Februardag: wat Warms in'n Liew!“ Un he dee noch twee groote Torfsoden ünner Herd, dat sien lüttje Familie dat ok buutenrüm een bäten warm harr.

Un wenn ik nu, tweeuntwintig Johr later, mal mien Koffi an't Bedd krieg — mal so af un to an Sünndagmorgen, denn bruk ik nich to seggen: „Välen Dank för den feinen Tee!“ Dat bruk ik nich. Koffimaaken kann de Vadder van us Söhn. Man sparen deiht mien Mann jümmer noch. nich an Koffi-bohnen — nä — nu . . . an Water!

Up Grootvadders Knee

VON ERIKA TAUBER

*Kind up Grootvadders Knee
kennst nich Külle, noch Snee,
nich den ieskollen Wind.
Büst ahn Sorgen, lütt Kind.*

*Tied singt di 'n Ringelreihn.
Wiet sünd Kattuhl un Kreihn.
Leewde deckt di warm to. —
Is nich öwerall so.*

*Nich jeder weet vandag,
wo sien Kind slapen mag.
Kind up Grootvadders Knee,
kennst nich Külle, noch Snee!*

Wie wird das Wetter?

VON ERIKA TAUBER

Bei unbeständiger Witterung schaut man häufig aus und fragt sich: „Wie wird das Wetter?“

Trotzdem man Wetterkarten hat, Wetterberichte liest, verzichtet man nicht auf den Blick aus dem Fenster oder Tritt vor die Tür, um selber das Wetter „auszumachen“.

Ein trüber Himmel am Morgen kann sich aufhellen — vor allen Dingen — wenn es frühmorgens dunstig oder neblig ist. Eine grelle, stechende Sonne dagegen zieht Regen an. Man sagt auch: „Schuult de Sünn dör't Lock, ward noch natt de Rock!“ Mit dem „Lock“ sind die Durchlässe zwischen Wolkengebilden gemeint.

Wir wissen auch, daß tieffliegende Schwalben und das Schreien der Krähen Regen bedeutet. Aber auch ein Regenbogen, so schön wie er sein mag, schon am Morgen, verspricht kein gutes Wetter.

„De Koh birst, dat gifft Gewitter!“ sagte unser Nachbar oft — und er hatte recht.

Rannten die Hühner bei plötzlich einsetzendem Regenwetter in die Scheune, wußten wir: dies Wetter würde nicht lange anhalten. Der Schauer würde bald vorbeiziehen.

„Die Fliegen kommen ins Haus, es gibt Unwetter!“ sagte meine Mutter zu uns. Von ihr wußten wir auch, daß Tannenzapfen sich bei anhaltend schönem Wetter öffneten, bei feuchtem Wetter aber geschlossen blieben.

Es gibt auch Blumen, die nur bei schönem Wetter ihre Blüten öffnen, wie zum Beispiel die Schlafmütze und der Milchstern sowie die Winden. Wenn die Mücken tanzen und die Katze sich putzt, gibt es gutes Wetter. Wir kennen auch den Spruch: „Abendrot, Wedder good!“ „Morgenrot bringt Water in'n Soot!“

„De Anten treckt, dat gifft bold Küll!“ sagte mein Vater manchmal, wenn die Wildenten rufend über unser Haus zogen.

Tiere und Pflanzen, früher beobachtete man sie mehr als Heute.

„Steht die Gans auf einem Fuß, dann kommt bald ein Regenguß!“

Mit Regen ist auch zu rechnen, wenn Geräusche besonders deutlich von weither zu hören sind.

Wir wissen, daß die Sonne „Wasser zieht“ und daß die Sterne bei Kälte heller funkeln.

Sieht man die Milchstraße nachts sehr deutlich, ist gutes Wetter zu erwarten, doch gehen die Kühe lang nicht nach Haus, bricht am nächsten Tag schlechtes Wetter aus.

„Halten die Krähen Konzilium, so sieh nach Feuerholz dich um“

Wie wird das Wetter?

Wetterkarten und Wetterberichte informieren uns täglich. Das Wetter beschäftigt uns sehr. Wettervorboten in der Natur — auch sie gibt es noch. Vielleicht interessiert es uns, an ihnen das Wetter „abzulesen“?

Die Schnecke und die Schwalbe

VON CONSTANZ VOGEL

Eine Schnecke und eine Schwalbe stritten sich über Langsamkeit und Eile, genauer gesagt: über den Leistungswert ihrer Fortbewegung. Sie vereinbarten eine Erweisprobe. Die Schnecke sollte auf dem Sandweg die kleine Strecke bis zur nahen Birke kriechen, und während derselben Zeit sollte die Schwalbe in entsprechend gleichwertiger Beanspruchung im blauen Sommerhimmel zur fernen weißen Wolkenbank fliegen. An der Zielstelle, dem Birkenstamm, wollten sich beide wieder treffen.

Um ein sachgerechtes Urteil zu gewährleisten, beschlossen sie, Wertung und Entscheidung einem unbeteiligten Dritten zu überlassen. Die Schwalbe schlug als Begutachter den heiligen Ambrosius vor, und die Schnecke war schließlich einverstanden, nicht so sehr wegen seiner Heiligkeit als vielmehr wegen des Vertrauens, das die breitmelodische Lautung seines Namens einflößte.

Sankt Ambrosius waltete gerne dieser ebenso reizvollen wie aufschlußreichen Aufgabe. Er hob als Starter den Arm und kommandiert, scharf taktierend, in seinem wundervollen Latein: „Attendere — intendere — contendere!“ Was in profan-moderner Übertragung heißt: Achtung — fertig — los!

Nach einer Viertelstunde war die Schnecke am weißen Stamm der Birke angelangt, und zur selben Zeit landete auf dem untersten Ast auch die Schwalbe. Aber während die Schnecke behaglich unter ihrem Gehäuse ruhte, zitterte die Schwalbe von der Anstrengung des Wettfluges am ganzen Leibe.

Der heilige Ambrosius legte seine beiden Handflächen zu einer Gebetsgebärde zusammen: „Vor Gott gilt jede Bewegung nur danach, ob sie die Regungen der Seele sammelt oder verstreut.“ Und dann zückte er vor der Schwalbe seinen langen Zeigefinger und sagte: „Du warst bei deinem erstaunlichen Eilflug völlig außer dir, gehörtest mehr dem fremden Raume als deinem eigenen Dasein, und ich sehe, du hast noch jetzt viel Mühe, wieder zu dir selbst zu kommen.“

Dann bückte er sich zu der Schnecke hinab, breitete wie segnend seine Rechte über ihr aus und sagte: „Du warst sehr langsam, aber in jeder Sekunde deiner Fortbewegung warst du mit der Bürde deines Daseins bei dir selber. Der Preis des Wettbewerbs gebührt deswegen dir!“

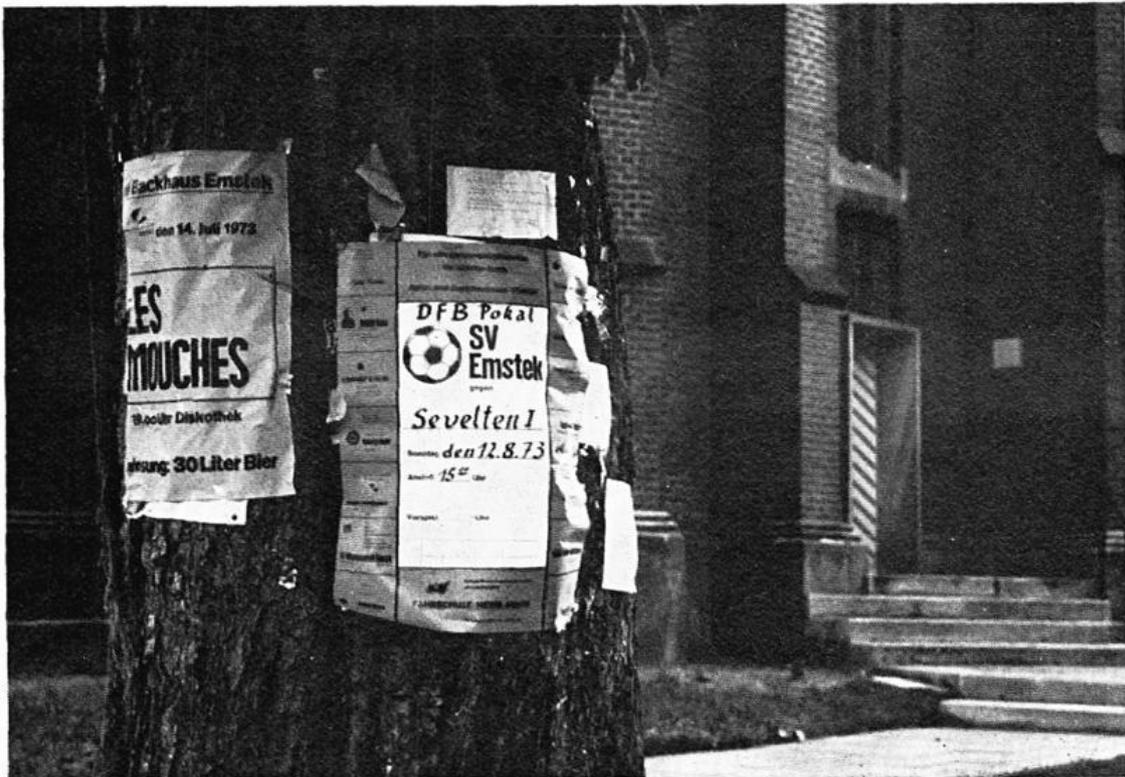
Dat stünd an'n Boom

VON FRANZ DWERTMANN

Bi us tau Lande steiht meist bi jede Karken so'n besünnern Boom, un he is't wert, ein bäten van üm tau vertellen. Kien Boom in't ganze Kespel is sit hundert un mehr Jaohren so in Anseihn as disse Boom. Wenn't hett: „Dat stünd an Boom“, dann weit jederein, wat meint is — dat kann blot de Boom bi de Karken wäsen.

De Boom bi de Karken is meist ein dicken Eiken, ower hier un dor in Mönsterland kann't uck ein Beuken oder ein Linden wäsen. He steiht so'n tein bit füftein Träe van de Karkdörn weg, un jeden Sönndag hangt he buntvull van Zädels, Blör un Plakaote. Vör un nao de Karktid staoht de Mannslüe üm den Boom un kiekt, wat dat Nees giv. Jeden Sönndag un Fierdag sünd dor eine Riege Saoken tau läsen, de de Lüe in't Dörp angaoht. De Kerls läst jedet Blatt meist andächtiger, as wenn se achter in'n Torn in ehr Karkbauk kiekt. Wat giv't dor al tau läsen:

Nächsten Dönnerdag is Holtverkop in Krusen Busk. De Gemeinde laod Dingersdag in tau'n Raotsversammlung. De Füerwehr will Middewäken för't Füerwehrfest üben. Buer Harms hev'n poar beste Bullenkalver tau verkopen. Heinrich sin Heinrich will Farken un Löperschiene offgäwen. Pastors Hushöllerske hev ehr Rad verlorn. Timpken Kaline is de Hund weglopen. Feldkamps Gerd will Roggenstroh gägen Runkelreuben tusken.



Wat vandoage de „Littaßsäule“ inne Stadt bedütt, dat is siet hunnert un mehr Joahren de Boom bi de Karken
Use Bild wiest den dicken Boom bi St. Margarethen in Emstek

In Brinkmanns Saol spält de Spälkoppel Sönndag „Wenn de Haohn kreiht“. De Genossenschaft bütt ene Ladung Kunstdünger an. Lampen Bur hev'n paor Keihe in'n Schüttstall krägen. Wecker mit Kortuffelkäfer oder anner Untüg behaftet is, kann sick bi Eilers Jop melden. De Wägegenossenschaft laod Montag in tau eine wichtige Versammlung. De Frauenslüe will't Sönndag eine Wallfohrt nao Beithen maaken.

Dit un noch väles mehr steiht bi de Karken an'n Boom. Jeder nimmt sin Deil mit, wat üm angeiht. Naoher an'n Stammdisk, an'ne Teke oder bi'n Söndagsbraoden wert dat noch maol dörschnakt.

As use Zeitungen ut Vechte un Cloppenburg noch nich in de Hüser kömen, wer de Boom bi de Karken de enige Platz, üm wat antaupriesen. Un dat hev sick uck vandaoge nich väl ännert. Wat an Boom steiht, dat gelt un kost kin Geld. Wecker wat verlutbaoren will, de nimmt ein Blatt Papier, schriwt dat dorup un haut dat mit'n paor Pintkes an'n Boom.

Weckentied staobt dor Mannslüe ümtau un vertreckt ehr Gesicht taun Grien, wenn't mit dat Dütschk nich so ganz utkummt. Over dat is an'n Boom nich so wichtig, Hauptssaoke, dat jederein weit, wat meint is.

Dicht bi de Karken steiht uck ein Gidderkasten van de Gemeinde, over dor kiek bold kien Mensch in. Dörüm schriv de Gemeinde ehre wichtigen Saoken öwer Stüern un so nich blot in denn Kasten, sünnern bringt dat uck an'n Boom an, dor wert dat sicher läsen.



Uck bi St. Vitus in Vestrup steiht as bi de meisten ännern Karken in Mönsterland sönnndoags dat Neieste an'n Boom



Buntvull hangt jeden Sönndag in Elsten der Boom bi de Karken

Ower nich alles dröft man jedertied an dissen Boom anbringen. Vör dat Konzil wer noch an väle Stäen baoben an'n Boom eine Holttaofel anbraocht, dorup stünd van'n Pastor unnerschräwen, dat't verbaoden was, Mitteilungen van Danz oder ännere Lustbaorkeiten hier antauschlaon. De Boom bi de Karken wer und is äben ein besünneren Boom — so'n bäten van de Hilligkeit van de Karken ligg up üm.

Lästen Sönndag stünd an'n Boom, dat de Karkplatz nei maoken werden schull un rundüm Parkplätze plaont sünd. Off dann use Boom bi de Karken uck dran glöwen mott? Ich schriewe nächsten Sönndag an'n Boom, dat he bliewen mot!



Dicht bi de Karkdörn steiht disse Eiken in Markhusen

Dat stünd uck an'n Boom

VON FRANZ DWERTMANN

Tante Fintchen ut Osterhusen — al'n Dag öller ower noch in de besten Jaohren — wull ehre Weide, de se arwt har, nei verpachten. Un so schrew se up ein groden Baogen Papier:

Habe eine Weide zu verpachten.

Liebhaber mögen sich bei mir melden.

Fintchen Möhlenkamp.

Un dit Blatt braochde se an den Boom bi de Karken an, dat't jederein inne Oogen füllt.

De lüttke Vikar güng den Sönndag morgen fröh nao de Karken tau, denn he wör dran mit de Fröhmesse. Up'n Karkplatz schmet he ein Ooge up de Zädels an'n Boom un he lees uck den van Tante Fintken. Do kunn he sick nich eigen. He nehm dat Blatt runner, knickte dat einmaol dör un mökt wer an den Stamm faste.

Naoher stünden de Mannslüe üm den Boom tau, üm dat Neeste wistauwern. Do lachde erst de eine, dann de annere, un baold lachde de ganze Sellschkup. Dor stünd tau läsen: „Liebhaber mögen sich bei mir melden. Fintchen Möhlenkamp.“

Ein Bild hinter Glas

VON HANS PILLE

Was ist das: Heimat? Seit jenem Sonntag in Handorf weiß ich, daß Heimat die Erfahrung eines Kindes in einer eng begrenzten Umgebung ist, eine sinnliche Wahrnehmung, die über die Realität hinausdrängt. In der Frage verbirgt sich aber auch ein Zweifel, der unwiderlegbar klingt, denn Heimat verliert man wie Illusionen, sie löst sich auf wie Nachtdunst, schrumpft in der Erinnerung, und zurück bleibt Ernüchterung, dahinter erscheint die Wirklichkeit.

Ich hatte lange gezögert, das Dorf aufzusuchen, mich dann jedoch überreden lassen. Auf der Fahrt im Auto, mit anderen zusammen, sträubte ich mich, sachlich darüber zu sprechen. Den Berichten meiner Begleiter nach war das Dorf sehr verändert, moderner geworden, weniger staubig und „gottverlassen“.

„So“, sagte ich einsilbig und ignorierte ihre warnenden Schilderungen, indem ich Erlebnisse und Geschehnisse, die von der Erinnerung befeuert aus ihren Dimensionen herauswuchsen, als wahrhaftig einmalig hinstellte. Ich merkte zwar, daß sie mir helfen wollten, dem Dorf gefaßt entgegenzutreten, doch ich fühlte eine beklemmende Ungeduld, die dem Trotz eines Kindes glich. Was vermochten sie schon gegen meine passive Hartnäckigkeit, mit der ich an meinem Bild von Handorf festhielt! Es brauchte nicht mehr geschaffen zu werden, es hing mir, wenn ich wollte, vor Augen, ein Hinterglaspild, leicht getrübt, dennoch unverwechselbar: an die 20 Höfe und Häuser, die Landstraße mit dem Kopfsteinpflaster, das Kreuz am Anfang der Allee, der kleine Bahnhof, die Schule und Sextros Kneipe, eine Wassermühle mit stillen Teichen, und der Wind vom Langenberg her und — nein, nicht einfach Menschen, sondern Leute: Olberdings und Többen und Vahrmanns und der und jener und gar keine glatten Gesichter.

Und die Einsamkeit an Sonntagen . . . Die den Heranwachsenden bisweilen unsäglich gequält hatte.

„Gleich sind wir da!“ sagte einer. Wir fuhren schnell. „Hast du schon gemerkt — die Straße! Ist Asphalt jetzt. Das lobe ich mir. Wenn ich noch an das Katzenkopfpflaster von früher denke!“

Natürlich hatte ich den Asphalt bemerkt, aber Fortschritt an diesem Ort stimmte mich feindselig. In der Kutsche früher, heimkommend spät abends von einem Besuch über Land: Das rumpelte und stieß, man sank in Löcher, wurde wieder herausgerissen, die Lider fielen herunter, man träumte und erwachte und schlief wieder ein. Die Fahrt in beengter Lage, im stoßenden, schwankenden Wagen, kam mir jetzt märchenhaft vor.

„Die flackernden Wagenlaternen!“ murmelte ich.

„Was sagst du? . . . Nichts? Auf dem Pflaster früher wurde man seekrank. Man muß auch die guten Seiten des Fortschritts sehen.“

„Straßen sind keine Wege mehr, sondern Fließbänder.“

„Notgedrungen. Schließlich leben wir im Zeitalter der Rakete . . . Da, die Mühle! Aber das Wasserrad läuft nicht mehr.“

Die Teiche waren verschilft, halb ausgetrocknet, das weiße Haus, das mir zu jener Zeit wie ein Schlößchen erschienen war, sah grau und fleckig aus, unscheinbar. Eines Morgens hatte Frau d'Eleux, eine blasse, hochmütig wirkende Dame, dort an einem der oberen Fenster gestanden und zugehört, wie wir im Schilf nach ihrem Mann gesucht hatten, der über Nacht verschwunden war. Ich hatte darüber geschrieben, aber beides, das Geschehnis und die Geschichte, hatte keine Realität mehr.

Spaziergänger kamen uns entgegen, die ich nicht kannte, nicht einen erkannte ich wieder: eine neue Generation, fremde Menschen in einem fremd gewordenen Dorf. Wir hielten auf dem Schulplatz. Die einklassige Schule wurde nicht mehr benutzt, sie hatten irgendwo eine neue gebaut, und das Klassenzimmer lag leer da.

„Der alte Ofen ist weg!“ sagte ich. Und Windeler gab es nicht mehr, den Lehrer, der uns beigebracht hatte, daß man sich durch fleißiges Lernen „Klugheit fürs Leben“ aneignen konnte.

„Jetzt haben sie Ölheizung. Und was die heutzutage alles lernen!“

Alles ist relativ, wißt ihr das nicht, ihr Fortschrittsapostel? Was nützt aller Wissensstoff, wenn er nicht aufgenommen wird. Ich bestreite entschieden, daß die Ölheizung im Klassenzimmer ein Merkmal höheren Begabungsindexes ist . . . Ich wette, sie werden die Schule abreißen, sie werden es tun; Abreißen ist ein Zug der Zeit.

Die Gaststätte hieß schon lange nicht mehr Sextro. Der Wirt hatte auch die Poststelle übernommen. Sextro: Das waren vier auffallend schöne und auch stolze Mädchen gewesen, Nichten der Frau d'Eleux, denen das Dorf zu eng geworden war. Nur eine hatte sich hier verheiratet.

„Was ist mit dem Kreuz?“

„Das war verrottet. Sie haben es abgebrochen.“

„Abgebrochen — die Narren!“ knurrte ich.

Wir gingen am Rande der Straße. Früher war ich auf dieser Straße nach Hause gegangen, oder von ihm weg, aber immer zurückgekehrt, unfreiwillig oft, Groll im Herzen über widrige Umstände oder getrieben vom Verlangen nach Geborgenheit. Jetzt ging ich auf unser Haus zu, aber nicht nach Haus, denn nach dem Tode meiner Mutter waren fremde Leute eingezogen.

„Was ist mit der Bahn?“ fragte ich. Um diese Zeit, nachmittags, war immer ein Zug nach Damme gefahren, ein gemütlicher, langsamer Zug.

„Die fährt nicht mehr. Sie haben eine Omnibuslinie eingerichtet.“

„Und die Haltestelle?“

„Das Haus steht noch da, sonst ist alles passé.“

Passé — ja, das war das Wort! Es drückte mehr aus als das sanfte „Vergangenheit“ — es klang resignierend und spöttisch und bitter; sie wußten es nur nicht.

Die neuen Bewohner hatten unser Haus radikal verändert. Das Fachwerk war überputzt worden, das Strohdach verschwunden, das Haus war aufgestockt worden und sah unansehnlich zementfarben aus, ein mieser Niemandbau. Auf dem Hof lag Gerümpel, aussortierte Tröge standen da und verrostete Mischmaschinen; der Besitzer mußte was mit dem Bauen zu tun

haben. Den Kastanienbaum vor der Tür hatten sie abgehauen . . . An Sommerabenden saß ich in dem dichtbelaubten Baum, als „Prinz von Kastanien“. Herr über ein Reich der Phantasie. Wenn der dunkle Tatzelwurm vom Zug, glühende Augen im Kopf, durch den Wald kroch, der Mond über den Wiesen hing, im Bach . . . Mutter in der Tür stehend, Vater, meine dunkel- äugige Schwester, die es in die Stadt zog — tot jene, graugeworden diese. Ein Mann beobachtete uns vom Fenster aus. Ich spürte, daß es mir in der Kehle würgte. „Laßt uns gehen!“ stieß ich hervor.

„Kein erfreulicher Anblick, was? Aber so geht es überall: Im Laufe von Jahrzehnten häutet sich eine Landschaft — heutzutage.“

Im Wartesaal, klein wie ein Arrestloch, roch es muffig, der Damm, auf dem die Geleise gelegen hatten, versteppte. In meiner Kindheit war das Bahnhofsgebäude, der Wartesaal — überhaupt alles war viel größer gewesen.

Das Begriffsvermögen des Kindes war enger und eigensinniger gewesen, seine Phantasie, aus der die Bilder entstanden, auch das Bild „Heimat“ hinter Glas, unendlich größer.

Eine neue, helle Schule. Ein moderner „Sakralbau“ von Kirche. Früher waren wir kein Kirchdorf gewesen. Ich ging nicht hinein; das war nicht meine Schule, nicht unsere Kirche. Und Villen, Bungalows. Sie waren vornehm geworden, bestürzend vornehm, ein neues, zeitgemäßes Wohngebilde und doch ein restaurierter Torso. Ich hatte hier nichts mehr zu suchen, denn ich hatte nichts wiedergefunden. Oder doch?

Als wir weiterfuhren, wollten meine Begleiter wissen, was ich von diesem Dorf Handorf hielte.

„Die glauben nicht mehr an Märchen“, sagte ich. „Der Brunnen ist zugeschüttet. Der Name heißt noch Handorf, aber er hat nichts mehr mit meinem Dorf zu tun; das liegt woanders. Ich werde in Zukunft keine langen Wege mehr zu fahren brauchen, um es wieder zu sehen. Das ist gut so. Und es muß wohl so sein . . . Fahre schneller!“

Dat Lecht

VON HEINZ VON DER WALL

As doont in de Nacht över Bethlehem in 't Jodenland de Steerns uplüchtet sünd, hebbt de Lüe sik nich minn' verschrocken. So wat geef dat doch gar nich, dat de Himmel un de Eern midden tüsken Avend un Morgen so över alle Maaten hell würd: Schullen se weglopen, in de dunkelsten Timpen van de Höhlen, wor eener nix seeg un eener nich sehn werden kunn?

Man de Stimm', de se dann höört hebbt, hefft ehr Kuraasche maakt. Se klüng nich leep.

„Wäst nich bang“, heff se seggt, „ji schööt eene grote Freude hebben!“
Un van den Fräden hefft de Stimm' schnackt, den dit Kind, dat in disse Nacht upstahn was, för de ganze Welt bringen schull.

Ja, de Lüe hebbt dat höört. Se sünd bi ehre Schaape un bi ehre Füürs weg-rönnt un hebbt dat Kind söcht. Dat Lecht hefft den Weg wiest. Aver nich alle hebbt dat Lecht sehn. Se sünd achter de ännern an steertket, hebbt uk wat in de Hannen dragen, wat se dat Kind bringen wulle. De Nacht is so moi wesen, un se hebbt Maut krägen, wat wegtaugäven. Man dat Lecht hebbt se nich sehn.

Un as se dann bi den Stall ankamen sünd, hebbt se sik ümkäken. Dat lööt doch een bäten tau armsälig. Un dat Kind — seeg 't nich akkraat so ut, as alle ännern Kinder uk?

Wat schull dort Besünners an wäsen? Den Fräden up de heele Welt wullt 't bringen! Dat wassen doch dōnnersken överspönsche Wöer! Dat kunn een nich glöven.

Un was dor ampatt een Lecht, dat över den Stall stünd un van dat Kind her kööm? Se hebbt nix sehn.

Se hebbt sik stillken anstött un sünd mit dat, wat se in den Hannen harn, weer trügge schläken

Un so is dat bit nu bläven: Wekker nich glööv't, sütt dat Lecht nich.

Leed up de Straatens

VON HEINZ VON DER WALL

*De Böme hebbt mehr Appels,
as ik upäten kann.
Dor klopp ik an de Huusdöörns
tau Middag bäter an.*

*De Bäken hefft mehr Water,
as ik updrinken kann.
Man krieg ik een Glas Klaren,
drink ik dat leever an.*

*De Straatens hebbt mehr Steene,
as ik verschlieten kann.
Ganz mö werd miene Beene
un Fööte dor maal van.*

*Dat Läven is een Wannern,
dor schnackt de Straatens van.
Gaut is 't, wenn een' heel stillken
tauleßd' na Huus gahn kann.*

Die geheimnisvolle Stimme

VON HEINZ VON DER WALL

Alle waren sie gekommen zu Vaters Geburtstag: Die freundliche Tante Jule mit ihrem etwas asthmatischen Mann, Onkel Karl, Tante Meta in ihrem altmodischen, von Vater „Pyjama“ genannten Kleid; und Onkel Kuno, der solche schönen Ringe mit dem Rauch seiner Zigarre blasen konnte; und Tante Auguste mit ihrem Ältesten, Vetter Ralph, der etwa zehn Jahre mehr als wir zählte und der unsere unbestrittene Bewunderung durch seine Ruhe erregte, die für einen jungen Menschen beinahe unglaublich erschien.

Wir Kinder fühlten uns an diesem Tage mehr übersehen als sonst; in dieser Hinsicht erging es uns nicht anders als Mutter, deren selbstgebackene Kuchen — sonst von allen gelobt — diesmal nicht die erwartete Beachtung fanden.

Vater bemerkte es nicht. Es wurde ihm heute nachgesehen, solches nicht zu bemerken, denn es war sein Geburtstag, dazu ein ganz besonderer: Seit knapp einer Woche war er stolzer Besitzer eines Radios, als zweiter im Dorf nach dem Erlhofbauer.

Draußen im Garten kündeten zwei rohe Holzmasten, deren Spitzen über Eierketten durch Antennendraht miteinander verbunden waren, von Vaters Anteil an der neuen technischen Errungenschaft, und drinnen prangte das braungetönte Empfangsgerät in der bevorzugten Ecke unseres besten Zimmers. Oben darüber an der Wand hing der violett-gesprenkelte, zwölf-eckige Lautsprecher.

Vater drehte zur Probe an einigen Knöpfen, stöpselte an der Anoden-batterie und am Akkumulator und zeigte dann bedeutsam auf den Lautsprecher, der sozusagen das Mundwerkzeug des Ganzen sei. Nun erwies sich, daß Vetter Ralph gar nicht so ruhig war, wie wir geglaubt hatten. Er mochte alles erklärt haben, und Vater schwelgte in fachlichen Ausdrücken, die er dem Radiohändler abgelauscht hatte, und Augen und Ohren der versammelten Verwandtschaft waren abwechselnd ihm und dem neuartigen Apparat zugewandt.

Wir Kinder standen hinter dem mächtigen Rücken von Onkel Karl oder dem langwallenden Kleid von Tante Meta als abgedrängte Zaungäste, bis Mutter endlich das tat, was ihr gar nicht lag: Sie forderte in energischem Ton die ganze Gesellschaft auf, sich zu setzen und am Aufgetragenen gütlich zu tun. Das wirkte, aber mancher Blick zwischen einem Trunk Kaffee und einem Bissen Kirschtorte galt der geheimnisvollen Apparatur.

Dann wurde es Abend; letzte Sonnenstrahlen fielen zwischen den Zweigen der Lindenbäume an die Tapete und auch auf den Lautsprecher an der Wand und schufen ein zauberhaftes Zwielflicht. Da legte Vater die „Funk-Wacht“ beiseite und verhiß: „Nun wollen wir hören!“

Ich weiß heute nicht mehr, welcher Sender und welche Sendung auf langen oder mittleren Wellen in unser Haus gelangte, ich sehe nur noch ein knappes Dutzend Menschen gebannt dem Wunder der Übertragung von Musik und Worten über eine riesige Entfernung hinweg lauschen. Kam auch mancher Takt verzerrt und manche Silbe von Heul- und Pfeiftönen begleitet an —

Tante Auguste fragte sicher für alle mit, wenn sie immer wieder seufzte: „ist es möglich? Ist es möglich —?“

Vater hatte im Sessel Platz genommen, meine kleine Schwester saß auf seinem Knie; gelegentlich gab er noch einige ihm nützlich oder notwendig erscheinende Erläuterungen. Mein Bruder hatte sich zu Onkel Kuno gestellt, der ihm unablässig wohlgeformte Rauchkringel zauberte, und ich — — ? Für mich gab es noch einen Genuß eigener Art. Ich war derjenige in unserer Familie, dem ein Butterbrot mit Honig oder noch lieber Honig ohne Butterbrot der Gipfelpunkt kulinarischer Annehmlichkeiten darstellte. Da Vater vor einiger Zeit von einem ihm bekannten Imker einen Eimer Heidehonig geschickt erhalten hatte, machte es meiner Mutter nichts aus, mir zu gestatten, mitten in der Geburtstagsgesellschaft und während dieser feierlichen Radiostunde die letzten Ecken des genannten Eimers von dem köstlichen, aber klebrigen Süß zu säubern. Dazu bedurfte ich keines Löffels. Mutter hatte mir, etwas zögernd zwar und erst, nachdem ich ihr jene Sentenz zitiert hatte, mit der sie jeden Morgen meiner Schwester zuredete, nämlich daß Honig so nahrhaft und so gesund sei, den rechten Ärmel aufgekrempt und den Eimer gegeben.

Nun lehnte ich in der Nähe von Tante Jule am Tisch und strich mit Daumen und Zeigefinger immer wieder am goldblanken Blech des Eimerinnerns bis in die tiefsten Gründe hinab entlang und führte darauf meine Hand zum Mund. Tante Jule nickte mir wohlwollend zu und deutete mir an, daß ich doch vorsichtig mit meinen guten Anzug sein solle. Zum Dank für diese freundlichen Zeichen machte ich ihr verstohlen das Angebot, sich auch einmal meines versüßten Fingers zu bedienen, was aber nur durch ein sanfters Kopfschütteln, verbrämt mit einem kurzen Lächeln, beantwortet wurde. Auf die Sendung im Radio zu achten, war mir nicht möglich, denn wer kann zwei Herren dienen? Vielleicht war sie auch wenig kindertümlisch und — geeignet. Doch gerade als ich zu neuer Beutesuche im Eimer ansetzte, vernahm ich aus dem Gerät einen Satz, den ich seither noch oftmals höre und der — wie konnte es geschehen? — offensichtlich mir galt. Eine dunkelklingende Männerstimme sagte, ein wenig schalkhaft und ein wenig ernst: „Daß du nicht zu viel von dem Honig schleckst!“

Tante Jule hat mir später erzählt, daß ich nach diesen Worten vor Schreck hätte fast den Eimer fallen lassen. Reglos und mit erstaunt-bangen Augen hätte ich den Lautsprecher an der Wand angestarrt.

Lange stand ich nicht so da. Ich ergriff, das weiß ich aus eigenem Erinnern, von Schauer gepackt, die Flucht in die angrenzende Küche, wo ich mich hinter einem Schrank versteckte. Dorthin konnte der Mann im Radio doch ganz sicher nicht schauen. Das Gefäß hielt ich in zitternden Händen.

Dann habe man — so wieder Tante Jule — mich schluchzen hören. Mutter und sie hätten mich getröstet und mir immer von neuem versichert, daß in dem Radiokasten kein Mann — und kein noch so kleiner! — verborgen sei. Aus der Stube klangen währenddessen zu mir her abgerissene Fetzen einer Melodie, zwischen die sich verhaltenes Sprechen mischte. Ich war froh, daß weiter niemand zu mir kam. — — —

Oftmals noch ist bei Besuchen und anderen Anlässen von diesem Erlebnis die Rede gewesen. Nur ich sprach selten davon. Aber manchmal bin ich noch

heute zu glauben geneigt, es habe mit dazu beigetragen, daß mich in einer Zeit, in der wir überall von mannigfachen und im ganzen sehr nützlichen und hilfreichen Geräten der Technik umgeben sind, gelegentlich ein Gefühl der Furcht vor diesen seltsamen Mächten überkommt.

Jedoch — und dies rechne ich mir als Trost aus —: Eine zweite, vielleicht auch mögliche Folge hat dieser Tag für mich Gott sei Dank nicht gehabt: Es hat mir nicht die Freude am Genuß edlen Honigs genommen.

Tippelbräuers

VON MARIA HARTMANN

Se wör'n at de Togvoegel, köm'n in'n Fräujohr mit de eiersten Sprein, un in'n Harwst, wenn dei Swölken sik up den Telegraofendraocht koppelden, wör'n se weer verswunn'n, dei Tippelbräuers. Hannwarksbussen sä man dor uk woll tau. — In us lüttken, windscheiwen Baufinkenschürn leeg alltied Hei un Stroh genau, dor fänn'n se'n weik Nachtlaoger.

Dei eierste, dei in de Maitied aover de Sietdörn keek, wör Heidbössenfiti. Hei köm ganz tau Faute achter van'n Hümmling, trück so'n lüttken Hottewaogen achter sik an, dei bett baoben vullpackt wör mit Heidbössen, dei he in'n Winter ut dünn'n, taoe Heidewuddeln bunn'n har. Dor güng he nu mit tüsken Hüsen un verköfde se, dat Stück för'n Grösken.

Wi Kinner keeken blos stur un stief up Fitis Fäute. Dei Snuten van sien Schau stünn'n pielup nao de Maon, un dat wör för us'n grot Raoels, of sien Tehn uk woll so pielup stünn'n, bett ik üm eis driest dornao frög. „Du Näsewies“ sä hei un smeeet ein Schau ut. Un dat wör us gor nich nao de Müss'n, dat sien Tehn liek wassen wör'n. Bestvaoder, dei boll nägenzig Johr wör, möch sik gern mit Fiti targen, un ik möch gern taulustern.

Eis frög Fiti üm: „Wat menst du Josep, of wi beide up de Dur woll in'n Himmel kaomt?“ „Ik jao“, sä Bestvaoder dröge un du nich, du Heidsnucke. Du kanns ja gor nich Alleluja sing'n mit dien Präumken achter de Kusen.“ „Och du olle Moßbort“, röp Fiti, „dor ligg mi uk nix an'n dat Jiffken aoverlaot ik di. Väl leiwer binn'n ik Heidbössen för de himmelsken Heerschaoren,“ — un hei schöv den Präumken achter de Kusen hen un her. — Un Bestvaoder lachde, dat de lange, witte Baort up sien Schemisettken up un daol wippkede.

De tweede Taogvaogel wör Jan Enk. Hei köm aohn Hottewaogen un Bädelbühl. — Jan wör'n lustigen Keerl, he fleitde un süng den ganzen Dag, un bi jeden Bur kreeg he'n tietlang Aorbeit. — Blot dat Leipste wör, Jan wör'n Lichtfink. Har he'n Daoler verdeint, brenn'n üm dei in de Tasken. Up'n hellechten Dag güng he in'n Kraug, wor Meiken Bernd un Gert sien Gertken all up üm lur'n. Dor möß de leßte Grösken in Sluck un Beier ümsett't weer'n. Köm he dann aobends dör de Wiske sägeln, möß he forts in't Hei, wägen dat leipe Bispill för us. — Wi bär'n, at wenn wi Verschulken späl'n, — löpen achter de Schürn un flüster'n: „Jan sing'n.“ Un Jan süng. Hei begünnt mit: „Steh ich in finstrer Mitternacht.“ — Dann köm ein Lied, un dat spiet't mi van Daoge noch, dat ik dat meist vergäten hebb: „Ach Mädchen willst du

freien, es wird dir noch gereien, gereien wird es dir ja dir, gereien wird es dir.“

Us güng dat blos üm „dei holde Gärtnersfrau.“ Bi de leßten Riegen: „Bis der-einst mein müdes Auge bricht, Schatz lebe wohl, vergiß den Wandrer nicht“, füng Jan alltiet bedurlick an tau schrein, un dor nüsselde he dann so sinnig bi in.

Wenn de Sünn höger steeg, un al de Voegel Eier lä'n, köm Eierpapm. — Hei güng mit'n Kiepen up de Nacken van Hus tau Hus un köffde Eier up, dei he in de Stadt up'n Markt weer ümsettd. Dorvan har he uk den Naom. Eierpapm wör'n vörnähmen Pinkel. Hei drög alldaogs Slips un Kraogen, un sien Bux'n har'n Knick, wogägen al Mannslü bi us Rookpiekenknei in de Bux'n har'n. Einmaol frög hei mien Süster, hei woll Sönndaogs geern nao de Karken, of sei üm de Bux'n woll uppläten kunn. Sei har dat uk daon — man, dei Knicke seeten nich vör un achter de Bein'n, dei seeten van binnen un van buten, un dat seeg plietsch ut. Wi har'n Eierpapm geern. Hei hülپ us allerwägen bi, haolde de Keih ut de Wiske, dreef dei Önte un Küken in'n Stall, süskede us lüttkeste Kind in'n Slaop un har Engelsgedür mit mi, wenn ik dat Räken nich kunn. — Einmaol naomdaogs, dat wör in'n September, möß ik up't Hus un up mien lüttke Süster uppassen. De ännern wör'n al bi de Tüffelken. — Ik wör dull, dat ik allein inheuen möß un har Lange-wiele. Langsaom drömelde ik üm't Hus tau un güng in de Schürn.

Un dor füllt mi wat in — us Heini sien Müllest un de dicke Gravensteiner-appel, den hei van sien Schaulmester krägen har för't Hefte drägen. Ik har mi ampat tau de Tiet mit Heini vertörnt, un hei hüllt mi wisseweg den Gravensteiner ünner de Näsen. — Wat dreef mi dor blos tau — of ik woll of nich, ik mößt einfach dau'n — ik nöhm den Appel un eet'n up mit Stump und Stäl. Un nu slög mi dat Gewäten. Scharp dachde ik nao — und fünd'n Utweg.

Ik steeg up de Leddern, fummelde 'n Stück Kriede ut min Schörtentasken un schreef mit grote, witte Bukstaoben an den eiken Querbalken: „Lieber Heini, sei nicht böse, Eiervater hat einen Apfel ausgenommen.“ Un jüst, at ik noch'n dicken Punkt mök, köm Eierpapm aover'n Esk stappen. So frau? Dor har ik nich mit räkt. Wat güng hei swoor ünner de vullen Kiepen. Nao jeden Tratt weihde de dicke, griese Stow achter üm an. — Bevör he üm'n Dreih köm, löp ik in't Waogenschur un keek dör de Ritzen.

Deip haolde hei Ohm, settde behott de Kiepen daol un sackde mäue up dei Mählkist'n. — Up eis keek hei hoch, un sien gauen, waoterblauen Kinner-ogen kreegen so'n seltsaomen, verwunnerten Utdruck. — Un nu flög'n Schadden aover sien Gesicht. Sien Schullern sackten nao vörn, un beide Hann'n slög he vör de Ogen.

Dat wör'n Bild, so vuller Verlaotenheit un Einsaomkeit, dat mi ganz öwel wör. Ik löp in't Waskort, haolde 'n meßnatten Schöddeldauk un reew un reew, bett de leßde Bukstaoben utlösket wör. — Of he dat markt har? He rögte sik nich.

Ik güng nao buten. — Vadder verbrenn 'n Tüffelkenranken. De griese Damp trück aover't Euwer un miskede sik mit den griesen Näwel, de weik aover de Wiske krööp. Dat röök nao Harwst. Mien lüttke Süster schreide, un up den Telegraofendraocht sammeln sik de Swölken.

Plattdeutsche Vertellsell

Die Oldenburg-Stiftung hat 1972/73 den 4. Vertellselwettbewerb durchgeführt; 360 Vertellsel wurden eingereicht, davon 229 aus dem Oldenburger Münsterland. Acht Damen und Herren haben die eingereichten Erzählungen geprüft und 54 Preisträger am 28. 6. 1973 ermittelt. Erste Preise aus dem Oldenburger Münsterland haben erhalten:

Annegret Thöle, Gymnasium Cloppenburg II (Dat rotbunte Kalw)

Martine Fangmann, Grundschule Lohne (Us Veih)

Sigrid Behrens, kath. Grundschule Altenoythe (Angst vör Müse)

Annegret Bruns, Engelbert-Wulf-Mittelpunktschule Lastrup (Dei Kauh-knaoken)

Josef Herbrügge, kath. Volksschule Lutten-Osterende (In't Mauer)

Alfred Gerdes, kath. Volksschule mit Förderstufe, Visbek
(Mien eirste Ritt opn Perd)

Die Vertellsel von Annegret Thöle, Annegret Bruns und Josef Herbrügge veröffentlichen wir in diesem Jahre.

Die Redaktion

Dat rotbunte Kalw

VON ANNEGRET THOLE

„Dei Maidag kumt und dei Kalwer möt tolehrt wern!“ sä Vadder to us Kinner.

Dat löt sik use Hannes nich tweimaol seggen.

Jeden Dag kömen nu dei Bester int Tau. Erst wullen sei überhaupt nich vör noch trügge. Over mien Broder wull ja'n Bur wern, un dat wull hei doch wäten, off hei ehr dat Gohn an Strick bibringen kunn.

Nu han wi ein rotbuntes Kalw dorbi, un dat schull für den Waogen, richtiger geseggt för den hochbeinigen Kinnerwaogen, den us use Mamm taun Spähn overlaoten har. Pappen wull us kin Pergeschirr gäven, un so güngen wi bi un möken us ein't ut Tau un Packsband.

Endlik wör dat nu so wiet und dei Fohrt schull losgaohn. Hannes hölt dat Kalw un ik den Kinnerwaogen. Use ganze Kraft mössen wie upbringen, üm dat Best för den Waogen to kriegen. Erst wull't nich antrecken, Hannes nöm de Pietsken un haude üm ein upn Schinken. Dat wör toväle für üm, un hei löp wat hei kunn. At wi bi dei Straoten wörn, güngt al ganz gaut.

Un Hannes mennde: „Laot us doch in den Waogen stiegen.“ So kömen wi bit taun ersten Dreih. Jüst at wi dor wörn, füng dei Kloken van den Karktorn an to lün. Dat Kalw verschröck sik ganz gewaltig, un füng an tau lopen un tau springen. Et wüdde ganz wild un de Kinnerwogen flög hen un her. „Holl di faste!“ prohlde Hannes to mi lüttket Wicht. „Ik har soväl Angst, dat ik lut krietschken dö. Nu kömen wi uk noch van dö Straoten af.

Hannes ret ant Tau, doch dat Kalw löp al man wieder, liek up dat grote Drecklock to. Nu ret dat Tau uk noch, un de Kinnerwogen füllt rundöwerkopp in dat Drecklock. Dor legen wi nu un wörn natt un schmerig. „Junge“ säg Hannes, „morgen kump hei wäller in't Tau! Ik will üm dat woll lehrn!“ Doch ik dacht bi mi: „Ik stieg ower nicht mehr in den hogen Kinnerwaogen.“

Dei Kauhknaoken

VON ANNEGRETE BRUNS

Vandaoge will ik jau eis wat van Piepenbrinks Marie vertellen. Dat mag woll all an dei dartig Johr her wäsen, dat disse Geschichte passeiert is. Tau dei Tied was dat Doenseggen noch grot in Maude. Wenn ein storben wör, güngen Lüe ut dei Naoberskupp in Dörpe un in dei Bruskuppen van Hus tau Hus un döen Doensäggen. Dat güng so: „Schwatten Hinnerk is Maondag storben. Hei wedd Freidagmorgen üm tein Uhr henbrögg.“

Einmaol mößte us Oma ok hen tau Doenseggen. Sei günk van Hus tau Hus un sä ehren Spruch up. Väle Stäen wörd ehr Kaffee anboen. Wenn Mannslüe kömen, gef et uk woll 'n Schluk off'n Zigarn. Nu köm sei uk bi Piepenbrinks Marie. Dor har sei all väl van hört. Sei wull nu eis kieken, off dat dor woll so schmärig wör, as dei Lüe immer seggen döen.

Marie har den Middagspott neben dei Käökendörn stellt — taun affkühlen. Grüne Fietzebohnen gef't, mit ein dicken Kauhknaoken dorin. Marie har uk ein Hund, so'n richtigen schwattbunten Röen. Dei leg näben dei Kaokmaschine up ein ollen Sack. Hei kek blot nao den Middagspott hen. Nu mök use Oma dei Käökendörn oppen un wull wedder weggaohn. Dat har dei Alli sein. Hei sprüng up, schnappde den Knaoken ut den Pott un wull dormit nao buten hen. Marie grep den Füerprökel un röp: „Teuw, teuw Karo, den Knaoken mott use Heini erst noch hebben, den kannst du nu noch nich kriegen!“ Dei Hund verschröck sik un löt den Knaoken falln, midden up dei Daol. Den Stert tüsken dei Beine neide hei nao buten. Marie grep den Kauhknaoken un schmet üm — schwupp — wedder rin in den Middagspott. Off Piepenbrinks Heini dei Knaoken woll gaud schmecket heff? Hei wüß ja nich, dat dei Karo den all vör üm hat har. Düt Vertellsel is bestimmt waohr. Use Oma hef dat beläwt un faoken daröwer schnakt. Ji könt ehr ja eis fraogen.

In't Mauer

VON JOSEF HERBRUGGE

„Dei Kronsbeern sünd riep, laot us in't Mauer fäuhern!“ sän miene Öllern an ein Sönddag in Harwst.

Dat Middagäten schmeckde gaud. Vaoder un Mauder wullen noch bäten schlaopen. Wi wörn am leiwsten forßen losfäuhert. Dör unsen Speктаokel waokden use Öllern wanneier weller up. Um drei Uhr wüdde use Oma haolt, un wi drünken ale tauhope Kaffee. Mauder mennde, wie schullen man nich tauväle Pötte mitnehmen. Dann güng dat los.

Dei Sandwäge wörn dröge; nu kunnen wi mit us Auto ganz wiet int Mauer fäuhern. Bin witten Paohl, dat is'n Stä, wo dei „Parowat“ anfang, leeten wi dat Auto staohn, un güngen tau Faute wieder. Rund üm us tau wör't ganz still. Van dei Drockte in dei Welt wör hier niks tau marken. Dann un wann hörden wi dei Klocken schlaon van dei Karken, dei rund ümt Mauer leegt.

Vadder wull mit uns dorhen, wor die meisten Kronsbeern stünn. Wi kömen an eine Stä vorbi, wor us Naober leßens bit Törfstäken Dinger ut aole Tien funnen har. Dat wör ein Klaun Gorn un noch wat mehr. Dat als is int Landesmuseum in Ollenborg kaomen. Ik hebb gaor nich wüßt, dat vor mehr as dusend Jaohr hier al Lüe wäsen sünd.

Oma vertellde, dat sei fräüher uk al bit Törgraoben holpen har. Vaoder wiesde us dei Stä, wo hei dat Törfstäken leert har. Wor vör twintig Jaohr noch Törf graoben worn is, is nu eine grote Weide. Van dei Weide güngen wi wieder int Mauer herin, un fünnen dei välen riepen Kronsbeern. Sei seeten in dichte Drubbels un löten sich ganz licht afstriepen. Ik hebb nich dacht, dat up so'n schrohen Bodden so schöne Beern wassen kunnen. An eine Stä, wor dei gäle Sand dör dei Heide keek un wor Löcker in ein Sandbarg wörn, harn dei Jägers ein Voßbau utgraoben. So at Vadder sä, harn sei dor ein ollen Voß un seß Junge krägen.

Wi sprüngen öwer ein deipen Graoben, dei vant Harwst man wenig Waoter har. Us Vaoder sä, dat dei Graoben, dei liek dört Mauer geiht, vör fiefundartig Johr van den Arbeitsdienst anleggt worn ist. In den Graoben schieet sik dat Waoter tüsken Hunte und Haose.

In dei Tied, at wi käken un fraogt harn, harn Oma un Mauder fliedig plückt. Wi hebbt dann ale hulpen un ale Pötte wörn wanneier vull van Kronsbeern. Wenn Mauder nu Pannkauken backt, kriegt wi dor Beern up.

Nao dissen Utflug in't Mauer weit ik, wörüm Vadder so gern in Sömmer morgens ganz frauh in't Mauer geiht. Nächsten Sömmer will ik uk maol mit.

Zur Situation der plattdeutschen Sprache

Untersuchungen im Landkreis Cloppenburg und in der Gemeinde Cappeln

VON FRANZ DWERTMANN

In den Bauerschaften und Landgemeinden unseres Oldenburger Münsterlandes bedienen sich die Bewohner besonders der älteren Generation noch weitgehend der plattdeutschen Unterhaltungssprache. Auf den Bauernhöfen, an den Arbeitsplätzen und in Betrieben, Gaststätten und Geschäften, auf Versammlungen und Ratssitzungen ist noch immer das Plattdeutsche dominierend. Oberflächlich betrachtet ist der Eindruck vorhanden, daß es um die plattdeutsche Sprache noch gut bestellt ist. Seit hundert Jahren wird von Zeit zu Zeit immer wieder prophezeit, daß der Untergang der plattdeutschen Sprache nicht aufzuhalten sei. Ist es so?

Um die Situation der plattdeutschen Sprache in unserer Zeit festzustellen, habe ich in den letzten zehn Jahren verschiedene Untersuchungen in einem überschaubaren Raum angestellt. Die meisten Befragungen wurden im Landkreis Cloppenburg, in der Gemeinde Cappeln und vereinzelt im Landkreis Vechta durchgeführt.

Vorweg seien hier einige allgemeine Bemerkungen zur Entwicklung der niederdeutschen Sprache angeführt:

Sie ist unsere eigentliche Muttersprache, sie ist uralte, und durch viele Jahrhunderte war sie die einzige Sprache unseres Raumes. Zur Zeit der Hanse war sie noch eine Art „Weltsprache“, man konnte sich mit ihr in Brügge, London wie in Bergen und Nowgorod verständigen.

Nach der Reformation mit der Verbreitung des Hochdeutschen mittels der Buchdruckerkunst drang die hochdeutsche Sprache in den niederdeutschen Raum vor. In den großen Städten nahm sich das Bürgertum der neuen Sprache an, die sich dann allmählich in allen Städten verbreitete aus Gründen des Prestiges, der Mode oder auch der Zweckmäßigkeit (Hochdeutsch als Schriftsprache).

Wie auch aus meinen späteren Untersuchungen hervorgeht, wurde die plattdeutsche Sprache dort immer verhältnismäßig schnell zurückgedrängt, wo das Hochdeutsche festen Fuß gefaßt hatte. Die gebildeten und wohlhabenden Kreise waren die ersten, die sich der neuen Sprache bedienten. Dadurch kam die alte Muttersprache allmählich in den Ruf der Minderwertigkeit, was dann wiederum ein weiteres Abwenden von ihr bewirkte.

Blicken wir in den Kreis Cloppenburg, so kann aus den Untersuchungen festgestellt werden, daß hier um die Jahrhundertwende das Plattdeutsche fast ausschließlich als Unterhaltungssprache diente. Das Hochdeutsche fand zunächst einen festen Platz in Cloppenburg, Friesoythe und einigen zentralen Orten wie Essen und Lönigen.

Erst nach dem 2. Weltkrieg, etwa ab 1965, ist in unserem heimatlichen Raum der Rückgang der plattdeutschen Sprache deutlicher zu vermerken. Einige allgemeine Gründe dafür seien hier aufgezeigt: Der Rückgang landwirtschaftlicher Betriebe, die Auflockerung der geschlossenen bäuerlichen Welt, das Eindringen der Industrie in die ländlichen Bezirke, die Technisierung auf allen Gebieten, Presse, Rundfunk und Fernsehen erreichen jedes Haus, die Auflösung der Landschulen, die Zusammenfassung der Kinder in großen zentralen Schulen und Kindergärten, die Erschließung aller Orte durch den Verkehr, die vielseitigen Möglichkeiten der Berufswahl und Bildung, die Wahl des Arbeitsplatzes, die allgemeine Hebung des Wohlstandes und der Lebensbedingungen auf dem Lande.

Im Landkreis Cloppenburg ist nach den Untersuchungen zu erkennen, daß für den Rückgang des Plattdeutschen folgende Faktoren sich auswirkten: Die Größe des Ortes, seine Verkehrslage, die Bodenverhältnisse und seine wirtschaftliche Entwicklung, die gesellschaftliche Struktur aufgrund von Schulen, Behörden, Verbänden usw.

Statistische Erhebung zur Situation der plattdeutschen Sprache

In der Zeit von 1963 bis jetzt wurden von mir verschiedene Erhebungen zur plattdeutschen Sprache gemacht. Ich möchte an dieser Stelle allen Lehrern, Schülern, Eltern und Behörden danken, die mich dabei unterstützt haben.

Die meisten Untersuchungen gehen auf Umfragen in den Schulen zurück. An fast alle Klassen und Schulen des Landkreises wurden Fragebögen gegeben, die von den Klassenlehrern nach Aussagen der Schüler ausgefüllt wurden. Die angeführten Tabellen 1 bis 3 zeigen die Ergebnisse einer Befragung von 1963. Die Tabellen 4 bis 6 geben das Resultat einer Erhebung in den Schulen aus dem Jahre 1970 wieder. Die Tabelle 7 befaßt sich mit der Situation des Plattdeutschen in der Gemeinde Cappeln (1973). Tabelle 8 zeigt eine Übersicht über die Sprachverhältnisse an den Vechtaer Schulen (1972), und Tabelle 9 stellt die Situation im Saterland dar.

Die folgenden Übersichten sollen im Rahmen dieser Arbeit von mir nicht weiter ausgewertet werden. Den interessierten Leser werden durch Vergleiche viele Einsichten in die Sprachsituation und Sprachentwicklung unseres Raumes vermittelt. Nur auf einige wichtige Ergebnisse soll hier besonders hingewiesen werden.

Anmerkungen zu den statistischen Erhebungen

In der Tabelle 1 sind die Ergebnisse der Schulbefragung (1963) in den Hauptorten (mit Gemeindegemeinschaft) des Landkreises Cloppenburg aufgeführt. Die Reihenfolge ist nach dem Umfang des plattdeutschen Anteils als Muttersprache bei den schulpflichtigen Kindern gewählt. In der Spalte a ist die Zahl der Kinder (in Prozenten) aufgeführt, die von kleinauf plattdeutsch gesprochen haben. Vergleicht man die Zahlen, ist zu vermuten, welche Faktoren zu diesem Ergebnis geführt haben. So ist anzunehmen, daß z. B.

bei Garrel (78 ‰), Lastrup (46 ‰) und Essen (28 ‰) die wirtschaftliche Entwicklung eine Rolle gespielt hat. Vergleichen wir Friesoythe (32 ‰) mit dem benachbarten Bösel (82 ‰), so haben wohl die Verkehrslage und der Amtssitz mit Behörden und Schulen zur Sprachsituation beigetragen.

Interessant ist auch ein Vergleich der Umgangssprache der Kinder (Spalte d) mit der der Eltern (Spalte f). Wir stellen dabei einen deutlichen Rückgang fest. Der Rückgang ist dort um so stärker, wo die hochdeutsche Umgangssprache schon einen großen Einfluß hatte (Vergleiche Markhausen von 87 ‰ auf 70 ‰, Lastrup von 73 ‰ auf 44 ‰ oder Löningen von 57 ‰ auf 22 ‰).

In der Tabelle 2 sind die Ergebnisse aus 21 Bauernschaften des Kreisgebietes dargestellt. Es ist deutlich erkennbar, daß hier die Situation des Plattdeutschen günstiger liegt. Auch in dieser Tabelle sind ähnliche Vergleichsmöglichkeiten wie oben anzustellen.

Tabelle 1 (1963)

**Schulumfrage zur Situation der plattdeutschen Sprache
Schulen in den Hauptorten des Kreises Cloppenburg**
(in Prozenten)

Ort	A				B	
	a	b	c	d	e	f
Altenoythe	87	3	10	86	91	96
Neuscharrel	85	10	5	98	86	94
Bösel	82	8	10	70	73	87
Markhausen	79	9	12	70	81	87
Garrel	78	10	12	73	77	81
Molbergen	69	19	12	54	68	82
Lindern	58	18	24	63	63	80
Emstek	44	25	31	40	54	75
Barßel	53	30	17	48	52	77
Lastrup	46	36	18	44	45	73
Cappeln	42	22	36	41	40	80
Löningen	34	27	39	22	32	57
Friesoythe	32	16	52	21	30	52
Essen	28	32	40	20	22	55
Cloppenburg	11	21	68	7	9	40
Durchschnitt	55	19	26	51	55	74

A — Wer spricht plattdeutsch?

- a) Plattdeutsche Muttersprache
- b) Hochdeutsche Muttersprache, aber Plattdeutsch erlernt
- c) Hochdeutsche Muttersprache

B — Welches ist die Umgangssprache?

- d) Kinder untereinander
- e) Kinder mit den Eltern
- f) Eltern untereinander



Tabelle 2

**Schulumfrage zur Situation der plattdeutschen Sprache
Schulen in 15 Bauerschaften (ohne Gemeindesitz)**

(in Prozenten)

Ort	A				B	
	a	b	c	d	e	f
Grönheim	100	0	0	100	96	95
Beverbruch	97	3	0	100	95	94
Neumarkhausen	92	6	2	100	95	95
Peheim	91	5	4	98	93	93
Dwergte	89	9	2	96	93	94
Ellerbrock	88	7	5	100	97	97
Elsten	87	11	2	85	87	97
Sevelten	76	7	17	80	80	77
Calhorn	75	13	12	74	75	76
Thüle	73	11	16	84	66	85
Hemmelte	54	31	15	52	53	82
Bethen	48	32	22	47	47	79
Höltinghausen	45	34	21	38	46	70
Brokstreek	43	17	40	25	29	67
Ambühren	33	36	31	27	33	63
Durchschnitt	73	15	12	73	72	84

A — Wer spricht plattdeutsch?

- a) Plattdeutsche Muttersprache
- b) Hochdeutsche Muttersprache, aber Plattdeutsch erlernt
- c) Hochdeutsche Muttersprache

B — Welches ist die Umgangssprache?

- d) Kinder untereinander
- e) Kinder mit den Eltern
- f) Eltern untereinander

In der Tabelle 3 wird die Sprachsituation nach Ortsgrößen dargestellt. Hier wird die These bestätigt, daß größere Orte verhältnismäßig schneller sich von der Heimatsprache abgewandt haben. Die Tafel zeigt das Gefälle von der kleinen Bauerschaft zur Stadt, in einer Kurve verdeutlicht.

Anmerkungen zur Schulumfrage im Jahre 1970

Diese Umfrage erfaßte besonders die Schulen des Schulaufsichtskreises Cloppenburg, dazu wurden einige Schulen aus dem Aufsichtskreis Friesoythe ausgewählt. Die Ergebnisse dieser Erhebung sind nicht immer mit denen von 1963 zu vergleichen, weil sich inzwischen die Verhältnisse durch Zentralisierung an den Mittelpunktschulen geändert haben. Aber trotzdem sind gute Vergleichsmöglichkeiten gegeben.

Die Fragen richteten sich wieder an beide Komplexe: Muttersprache und Umgangssprache. In der Tabelle 4 sind alle Kinder erfaßt, die Plattdeutsch als **Muttersprache** haben. Die Ergebnisse sind nach Schuljahren wiedergegeben, um hier das Gefälle vom 8. bis zum 2. Schuljahr zu zeigen. Es ist zu beachten, daß in den Oberklassen (ab 5. Schuljahr) der Mittelpunktschulen sich auch Kinder aus Bauerschaften der Gemeinde befinden.

Plattdeutsch als Muttersprache

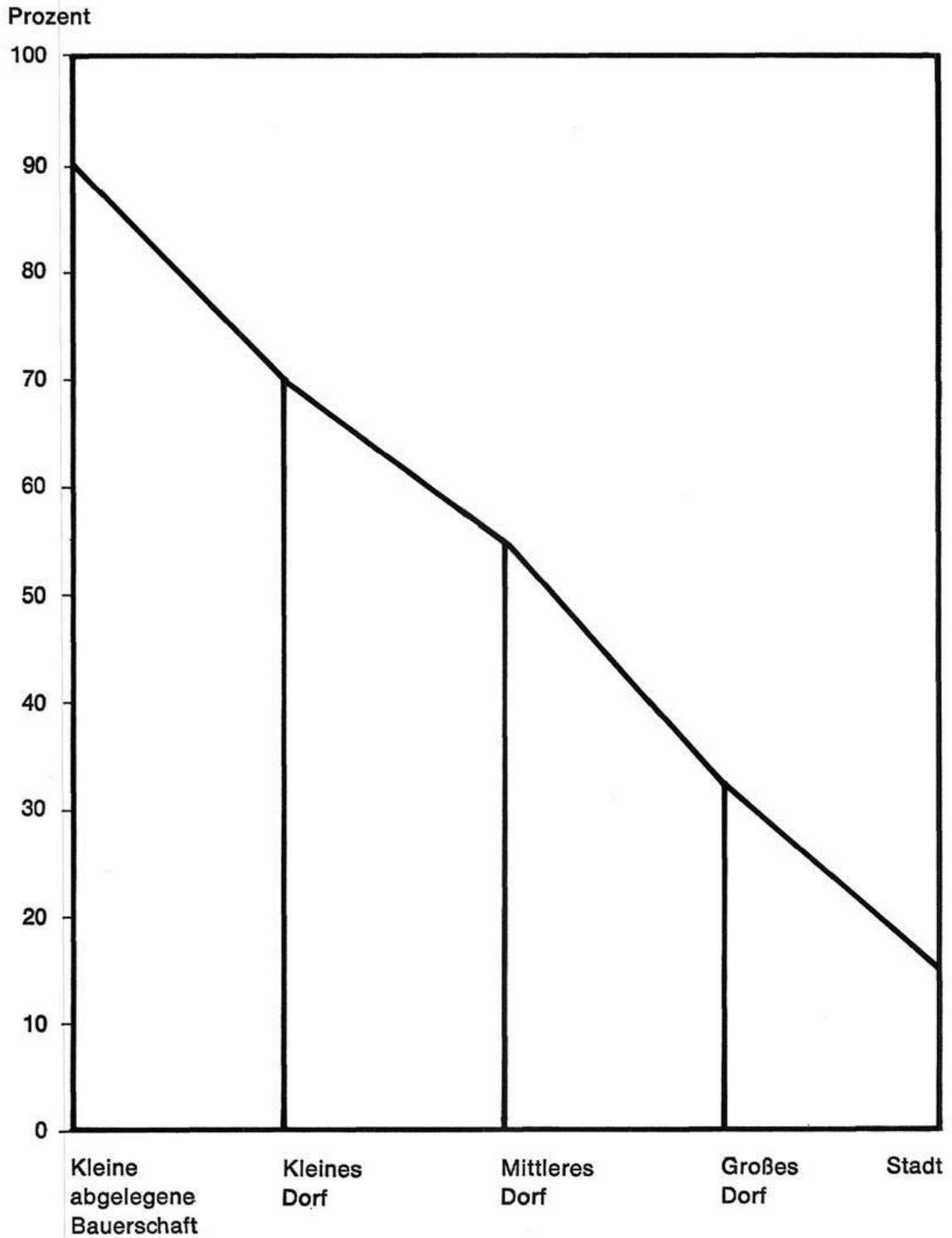


Tabelle 4

**Befragung in Mittelpunktschulen zur Situation der plattdeutschen
Sprache**

Plattdeutsch als Muttersprache in verschiedenen Schuljahren

(in Prozenten)

Gemeinde	Schule Mittelpkt.-	2. Schj.	4. Schj.	6. Schj.	8. Schj.	Durch- schnitt
Lindern	Schule	52	66	84	84	72
Garrel	"	50	63	78	75	67
Markhausen	"	47	69	76	74	67
Molbergen	"	40	51	76	93	65
Bösel	"	25	38	71	80	54
Lastrup	"	34	44	52	58	47
Emstek	"	25	29	41	60	39
Cappeln	"	25	25	44	50	38
Löningen	"	21	22	28	37	27
Essen	"	16	18	36	32	26
Cloppenburg (Stadt)	Mehrere Schulen	2	4	28	32	16
Durchschnitt groß. Schulen		30	39	55	61	46
		Durchschnitt 35				

Tabelle 5

Befragung der Grundschulen in Bauerschaften (1970)

Plattdeutsch als Muttersprache im 2. und 4. Schuljahr

(in Prozenten)

Gemeinde	Bauerschaften	2. Schulj.	4. Schulj.	Durchschnitt
Molbergen	Grundschulen	81	93	87
Garrel	"	83	82	83
Lastrup	"	77	84	80
Neuscharrel	"	69	90	80
Cappeln	"	70	65	67
Emstek	"	57	66	61
Altenoythe	"	49	59	54
Löningen	"	49	51	50
Friesoythe	"	36	45	40
Essen	"	32	41	36
Barßel	"	20	44	32
Cloppenburg (Land)	"	20	39	30
Durchschnitt in Bauerschaften Grundschulen		54	63	58

Tabelle 6

**Umfrage an Mittelpunktschulen (A) und Grundschulen
in Bauerschaften (B) (1970)**
Plattdeutsch als Umgangssprache bei Kindern und Eltern
(alle Angaben in Prozenten)

Gemeinde	A			B		
	Mittel- punkt- schule	Kinder	Eltern	Grund- schulen	Kinder	Eltern
Molbergen	schule	60	77	"	87	93
Garrel	"	59	79	"	82	93
Lindern	"	57	76	"	nicht erfaßt	
Bösel	"	49	73	"	nicht erfaßt	
Lastrup	"	35	72	"	81	89
Emstek	"	34	62	"	65	87
Cappeln	"	27	60	"	62	78
Löningen	"	22	45	"	58	76
Essen	"	19	43	"	37	60
Cloppenburg	"	8	34	"	33	67
Durchschnitt Mittel- punkt- schulen		37	62	Durchschnitt Grundschulen in Bauer- schaften	64	80

Die Tabelle 5 betrifft eine Übersicht der Grundschulen in den Bauerschaften. Die Kinder mit plattdeutscher Muttersprache kommen hier im Durchschnitt auf 58 %, während es in den Grundschulklassen der Mittelpunktschulen durchschnittlich nur 35 % sind (vergleiche Tabelle 4 und 5).

Die Tabelle 6 zeigt das Ergebnis hinsichtlich der plattdeutschen **Umgangssprache** an Mittelpunkt- und Grundschulen. Es ist hierbei eine Gegenüberstellung erfolgt von plattdeutsch sprechenden Kindern und Eltern. Auch hier erkennen wir, daß der Rückgang in größeren Orten stärker ist als in den kleineren. Der Gesamtdurchschnitt aller plattdeutsch sprechenden Kinder in dem erfaßten Bezirk lag 1970 bei 50 %.

**Umfrage zur Situation der plattdeutschen Sprache
in der Gemeinde Cappeln (Tabelle 7)**

Diese Erhebung, bei der 412 Familien aus der Gemeinde Cappeln befragt wurden, sollte in einem überschaubaren Raum Hinweise erbringen über die Entwicklung der plattdeutschen Sprache. Die Umfrage gliedert sich wieder in zwei Gruppen, von denen sich die eine mit der von kleinauf erlernten Sprache (Muttersprache, Tabelle 7 A), die andere mit der meist gesprochenen Sprache (Umgangssprache, Tabelle 7 B) befaßt. Die Übersicht zeigt, daß Großeltern und Eltern noch fast ausschließlich plattdeutsch aufgewachsen sind, während bei den Kindern mit abnehmendem Alter ein Rückgang der plattdeutschen Muttersprache sehr deutlich wird. Damit macht

sich eine für die plattdeutsche Sprache sehr bedenkliche Entwicklung bemerkbar: von der Jugend her nimmt ihre Anwendung ständig weiter ab!

Die Übersicht läßt erkennen, wie der Anteil des Plattdeutschen nach Bauernschaften verschieden ist. So ist das Plattdeutsche in Elsten am stärksten und beständigsten vertreten; in der Grundschule Elsten ist der Anteil von 72 % heute noch weitaus am höchsten.

Die Entwicklung, die sich in der Gemeinde Cappeln abzeichnet, wird in anderen Gemeinden unserer Heimat ähnlich verlaufen. Die Zahl der Kinder mit plattdeutscher Muttersprache wird voraussichtlich in den nächsten Jahren zurückgehen. In den 8 Klassen der Grundschule Cappeln und den 4 Klassen des Kindergartens Cappeln sind zur Zeit etwa 20 % der Kinder mit der plattdeutschen Muttersprache aufgewachsen. Das bedeutet, daß i.

Tabelle 7

**Umfrage in 412 Familien der Gemeinde Cappeln
zur Situation der plattdeutschen Sprache (1973)**

A. Plattdeutsch als Muttersprache

Ort	Groß- eltern	Eltern	Kinder über 15 Jahre	Kinder 10—15 Jahre	Kinder 6—10 Jahre	Kinder 4—6 Jahre
Cappeln	96	76	34	Haupt- schule	Grund- schule	Kinder- garten
Schwichteler	96	79	48			
Elsten	97	83	75			
Sevelten	98	76	60	47	38	20
Warnstedt	100	82	62			
Nutteln	100	84	70			
Durchschnitt Gem. Cappeln	98	80	58	47	38	20

B. Plattdeutsch als Umgangssprache

Ort	Groß- eltern	Eltern	Kinder — Kinder	Kinder — Eltern	Hat Plattd. Nach- teile? Ja	Noch Plattd. an- fangen? Nein
Cappeln	95	75	21	23	74	75
Schwichteler	94	78	43	45	44	77
Elsten	96	85	70	70	45	55
Sevelten	100	76	58	60	60	76
Warnstedt	96	84	40	51	52	62
Nutteln	100	87	71	71	40	78
Durchschnitt Gem. Cappeln	97	81	50	53	52	71

Angabe in Prozenten

den mit durchschnittlich 35 Kindern besetzten Klassen etwa je 5 Kinder plattdeutsch sprechen. Es erhebt sich bei dieser Feststellung die Frage, ob diese plattdeutsche Minderheit in den Klassen gewissen Nachteilen unterworfen ist. Man muß wohl zu einer Bejahung dieser Frage kommen, wenn man zusätzlich bedenkt, daß die in den Grundschulklassen unterrichtenden Lehrkräfte oder auch das Personal in den Kindergärten die plattdeutsche Sprache meist nicht mehr beherrschen. Von den 21 Lehrpersonen der Schule Cappeln sind nur noch 3 mit dem Plattdeutschen echt vertraut.

Als ein Großteil der Kinder noch in kleinen Landschulen aufwuchs und von Lehrkräften betreut wurde, die sich mit den Kindern im plattdeutschen Klima bewegen konnten, so daß die Schule der sonstigen Umwelt angepaßt war, entstand für die Entwicklung kein Nachteil. Doch die Auflösung der Landschulen und die Zusammenfassung zu größeren Schulsystemen setzten besonders für die Schulanfänger ganz neue Akzente. Wenn die plattdeutsch sprechenden Kinder so zur Minderheit werden, ist es wohl verständlich, wenn sich junge Mütter, die ja überwiegend beim ersten Kind die Umgangssprache der Familie bestimmen, sich mehr und mehr für das Hochdeutsche entscheiden.

In der Umfrage in der Gemeinde Cappeln (Tabelle 7 B) wurden den Familien noch zwei besondere Fragen gestellt: Die Frage „Bringt die plattdeutsche Sprache Nachteile?“ wurde von 51 % mit „ja“ beantwortet, also etwa die Hälfte der befragten Familien meinte, daß die plattdeutsche Muttersprache sich nachteilig auswirken könnte. Die zweite Frage lautete:

Tabelle 8 (1972)

Plattdeutsch in Vechta
Umfrage an 8 Schulen der Stadt Vechta
durch stud. paed. Hildegard Meerpohl, Holzhausen
 (Angaben in Prozenten)

Schule	Klasse	Schülerzahl	a	b	c	d	e
Alexander-Schule	1—4, 9	258	6,6	35,7	3,9	—	—
Lioba-Schule	1—9	579	12,1	33,9	8,6	—	6,9
Overberg-Schule	1—9	616	22,8	46,3	17,9	12,5	14,0
Hagen	1—4	174	28,8	39,6	25,9	—	21,8
Oythe	1—4	162	35,2	19,8	33,9	27,2	27,2
Martin-Luther-Schule	1—4, 9	224	0,0	6,7	0,0	0,0	0,0
Elisabeth-Schule	8 Klassen	142	20,3	26,8	21,1	—	14,1
Realschule	5—10	487	39,0	37,8	30,2	9,0	27,5
Durchschnitt Stadt Vechta		2 642	20,6	30,8	17,6	6,1	13,9

Spalte a Schüler, die plattdeutsch sprechen

Spalte b Schüler, die plattdeutsch verstehen, aber nicht sprechen

Spalte c Schüler, die zu Hause vorwiegend plattdeutsch sprechen

Spalte d Schüler, die auf dem Schulhof manchmal plattdeutsch sprechen

Spalte e Schüler, die beim Spielen manchmal plattdeutsch sprechen

„Sollte man heute noch mit der plattdeutschen Muttersprache beginnen?“ Diese Frage wurde zu 71 % verneint — die große Mehrzahl der Familien lehnte somit das Plattdeutsche als Anfangssprache ab.

Diese Einstellung ist nicht daraus zu erklären, daß die plattdeutsche Sprache als minderwertig und gewöhnlich betrachtet wird, sondern es liegt hier die nüchterne Überlegung zugrunde, daß sie die Entwicklung des Kindes in der heutigen veränderten Welt nicht mehr dienlich ist. Wenn im nächsten Jahrzehnt die Kinder in den Schulen fast ausschließlich hochdeutsch aufwachsen, besteht für sie auch nach der Schulzeit immer weniger die Notwendigkeit, die plattdeutsche Umgangssprache anzuwenden, so daß sie von unten her mehr und mehr verdrängt wird.

Tabelle 9 **Schulumfrage (1968)**
Sprachverhältnisse im Saterland
(In Prozenten)

Gemeinde Schule	A. Mutter sprache	B. Umgangssprache					
	Sater- länd. Sprache	Kinder			Eltern		
		Sater- länd.	Plattd.	Hochd.	Sater- länd.	Plattd.	Hochd.
Scharrel	16	8	20	72	22	44	34
Ramsloh	26	21	36	43	28	45	28
Strücklingen	15	13	35	52	19	52	29
Durchschnitt	19	14	30	56	23	47	30

Plattdeutsch in der Stadt Vechta

Eine Umfrage zur Sprachsituation in der Stadt Vechta wurde im Jahr 1972 von stud. paed. Hildegard Meerpohl durchgeführt, und uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Die Durchschnittszahl von 20,6 % liegt ein wenig günstiger als in der Stadt Cloppenburg. Sie besagt, daß noch etwa ein Fünftel aller Schüler der Stadt Vechta mit der plattdeutschen Muttersprache aufgewachsen ist.

Die Sprachverhältnisse im Saterland (Tabelle 9)

Im Zusammenhang mit den anderen Erhebungen an Volksschulen (1970) wurden auch die Sprachsituation im Saterland erforscht. Es wurde ermittelt, daß im Durchschnitt noch 19 % der Schulkinder die saterländische Sprache von kleinauf erlernt haben. Überraschend ist der verhältnismäßig hohe Anteil des Hochdeutschen gegenüber dem Plattdeutschen und dem Saterländischen im alltäglichen Sprachgebrauch.

Abschließende Betrachtungen zu den Umfrageergebnissen

Bei der erwachsenen Bevölkerung ist die plattdeutsche Sprache noch stark verbreitet, bei der Jugend jedoch wird sie weitgehend verdrängt. Junge Eltern entscheiden sich in zunehmendem Maße für die hochdeutsche Sprache,

so daß über kurz oder lang in den meisten jungen Familien keine plattdeutsche Unterhaltung zwischen Eltern und Kindern mehr sein wird.

Unsere plattdeutsche Sprache hat in Stadt und Land viele Freunde, die ihren Wert schätzen und ihren Bestand sichern möchten. Vom Kultusministerium bis zu den Heimatverbänden gibt es heute zahlreiche Bemühungen um den Erhalt der plattdeutschen Sprache. So wurde in diesen Tagen das „Niederdeutsche Kulturinstitut“ in Bremen gegründet, das eine intensive Forschung betreiben und anstreben will „Niederdeutsch als wesentlichen Bestandteil der Umwelt zu erhalten“. Neben dieser Einrichtung gibt es eine Reihe anderer Institutionen, die sich um die plattdeutsche Sprache bemühen. So wendet sich z. B. die Oldenburg-Stiftung alljährlich an die Jugend in den Schulen mit einem Lese- oder Vertellselwettbewerb.

Von den vielen Vorschlägen, die zur Förderung der plattdeutschen Sprache gemacht werden, seien einige aufgezeigt: Immer wieder die Besonderheit und den Wert der Sprache herausstellen, sie von dem Makel der Minderwertigkeit befreien, Hemmungen abbauen, sie zu sprechen, mehr Darbietungen in Presse, Rundfunk und Fernsehen bringen, das plattdeutsche Laienspiel pflegen, Lehrstühle für Niederdeutsch an den Universitäten einrichten, an den pädagogischen Hochschulen das Plattdeutsche fördern, die jungen Lehrer ermuntern, sich der Sprache mehr anzunehmen, an den Schulen ihr mehr Aufmerksamkeit widmen, Arbeitsgemeinschaften für Niederdeutsch einrichten, plattdeutsches Schriftgut zur Verfügung stellen, Behörden, Politiker, Priester usw. mehr zum Gebrauch der plattdeutschen Sprache ermuntern.

An einigen Stellen haben sich Gruppen und Vereine gebildet, in deren Statuten der Gebrauch der plattdeutschen Sprache bei den Zusammenkünften zur Bedingung gemacht wird. Es läßt sich erkennen, daß es nicht an guten Absichten fehlt, doch ist ein überzeugendes und wirksames Konzept noch nicht gefunden.

Aus meinen Untersuchungen ging hervor, daß die plattdeutsche Sprache in Gefahr ist, von unten her mehr und mehr abgebaut zu werden. Kann man dagegen etwas tun? Die jungen Eltern überzeugen zu wollen, bei den Kindern wie früher mit der plattdeutschen Sprache zu beginnen, ist eine Utopie. Aber es könnte angestrebt werden, das Plattdeutsche als Zweitsprache in den Familien zu erlernen. Leider ist es heute in vielen Familien so, daß die Eltern, die selbst plattdeutsch aufgewachsen sind und untereinander auch so sprechen, sich mit ihren Kindern fast ausschließlich hochdeutsch unterhalten. Wenn das Plattdeutsche in den Familien bewußt gepflegt würde, könnte das Kind in unserem Raum noch leicht und spielend die Heimatsprache erlernen, auch wenn es hochdeutsch aufgewachsen ist.

Als nach dem Kriege die Vertriebenen in unseren Raum kamen, lernten deren Kinder in unseren Bauernschaften sehr schnell die plattdeutsche Sprache, so daß man nach zwei Jahren kaum noch sprachliche Unterschiede feststellen konnte.

Wir müssen die plattdeutsche Sprache wieder interessant machen, ihr in den Familien und Schulen mehr Aufmerksamkeit widmen, dann werden auch unsere Jugendliche sie wieder schätzen lernen und Freude daran finden.

Sitte und Brauch im Wandel der Jahre

VON FRANZ KRAMER

Dreikönigstag und Sternsingen

I

„Wohl das rätselhafteste unter allen Festen unseres Kirchenjahres ist das Erscheinungsfest. Rätselhaft ist seine Entstehung, rätselhaft die bunte Mannigfaltigkeit seines Inhalts, rätselhaft sein Name bzw. seine Namen“ (Bilfinger a. a. O. S. 1). Dieses Wort umreißt die Probleme um den Dreikönigstag und deutet zugleich Glanz und Pracht des Tages in frühen christlichen Jahrhunderten und die Vielfalt von Feier und Brauchtum um diesen Tag an.

Das Epiphaniest (Epiphanie griech. Erscheinung oder Besuch), das Fest der Erscheinung des Herrn, d. h. der Offenbarung seiner Gottheit, ist in der Katholischen Kirche ein Fest 1. Klasse mit privilegierter Oktav zweiter Ordnung. Es ist in der christlichen Welt bis ins 3. Jahrhundert nachweisbar; es ist älter als das Weihnachtsfest. Schwerpunkt des Festes war in den verschiedenen Gebieten der alten Kirche nicht einheitlich. Im 3. Jahrhundert stand der Taufgedanke, die Erinnerung an die Taufe Jesu durch Johannes im Vordergrund, während im 4. Jahrhundert an diesem hohen weit verbreiteten Feste die drei Offenbarungen gefeiert wurden: die Verherrlichung Christi durch den Vater in der Taufe, die Herrschermacht Christi über die Elemente (Wunder auf der Hochzeit zu Kana) und die Offenbarung des neugeborenen Gottessohnes an die Heidenwelt (Anbetung der Hl. Drei Könige). Der Ursprung des Festes liegt wohl in Alexandrien und ist wahrscheinlich die christliche Umformung eines heidnischen Festes am 6. Januar, das — genauer in der Nacht vom 5. zum 6. Januar — als Geburt des Gottes Aion, der Verkörperung des Zeit-Ewigkeitsbegriffes, gefeiert wurde. Das Fest kam vom Morgenlande im 4. Jahrhundert zum Abendland. Durch die „verschlungene Geschichte des Epiphaniest“ (Lexikon für Theologie und Kirche) gab es in der christlichen Kirche zwei Geburtsfeste: das orientalische am 6. Januar und das occidentalische am 25. Dezember. Für das römische Volk war seit Aurelian (270—273) der 25. 12. der Festtag des unbesiegtten Sonnengottes, des sol invictus, das Hauptfest des Mithraskultes. Auf den gleichen Tag legten die Christen in Rom seit 336 das Geburtsfest des Heilandes. Im Jahre 354 verordnete Papst Liberius (352—256) dieses Datum als Tag des Geburtsfestes; aber erst allmählich wurde der 25. 12. allgemein. Je mehr nun das Weihnachtsfest an diesem Tage gefeiert wurde, desto stärker trat der 6. Januar als Tag der Erinnerung an die Weisen und ihren Stern in den Vordergrund.

Einzelheiten des biblischen Berichtes von der Anbetung der Weisen fanden neue Deutungen. Die kirchlichen Denker stimmen fast alle darin überein, daß die Magier Perser waren; ihre Zahl folgerten sie schon im 3. Jahrhundert aus der Dreizahl der Opfergaben (Origenes, 185—254) und aus Weissagungen der Hl. Schrift; (in der Katakombenmalerei schwankt die Zahl





Abb. 1. Fresko in der Katakombe S. Pietro e Marcellino zu Rom.
(Nach A. de Waal.)

Bild aus dem Werk Hugo Kehrer a.a. O. II, S. 1. Es gilt als das älteste Anbetungsbild, ein Fresko aus den Katakomben, Beginn des 3. Jahrhunderts. Darstellung: Die Jungfrau mit dem Kind und „zwei Magier“ mit „phrygischer“ Mütze (kegelförmige Zipfelmütze mit nach vorn hängender Spitze — Kleinasien); sie bringen zwei flache Schalen dar, wahrscheinlich mit Goldstücken.

zwischen 2 bis 4). Tertullian (gest. 220) bezeichnete die Magier um 200 erstmals als Könige; seit dem 6. Jahrhundert wurde es allgemein Brauch. Die Namen Kaspar, Melchior und Balthassar lassen sich zwar aus dem Persischen ableiten, sind aber wohl frei erfunden (Kaspar, pers. Schatzmeister; Melchior, hebr. König des Lichtes; Balthassar, hebr. Form des babyl. assyr. Belsazar, Bel Baal: Gott schütze das Leben des Königs). Die Namen sind wahrscheinlich zuerst durch einen unbekanntem Mönch des Merowingerreiches in den „Exerpta Latina Barbari“ übermittelt und durch Beda (engl. Benediktiner, 674—735) in der Literatur eingeführt. Durch den Stern geführt, der Sternenglaube hatte im Orient eine große Bedeutung, zogen die drei Weisen nach einigen Annahmen ein Jahr nach der Geburt Christi aus dem Morgenlande (Persien oder Mesopotamien) zur Anbetung nach Bethlehem.

Durch die Reliquien der drei Könige ist ihre Verehrung neu belebt worden. Die Geschichte der Translation der Reliquien vom Orient nach Konstantinopel und von dort durch den Bischof Eustorgius nach Mailand gehört ins Reich der Legende. Als sichere Daten gelten, daß im Jahre 1158 die Mailänder bei der Zerstörung der Vorstädte in der vor den Toren gelegenen Kirche des hl. Eustorgius drei Särge mit Reliquien entdeckten, die allgemein als die von Konstantinopel herübergebrachten Gebeine der Hl. Drei Könige gehalten wurden. Kaiser Barbarossa, der Eroberer von Mailand, schenkte einzelnen Bischöfen Reliquienteile, seinem getreuen Kanzler von Dassel (1156—1159 Kanzler Friedrichs Barbarossa, 1159—1167 Erzbischof von Köln, 1167 in Rom an der Pest gestorben) die eigentlichen Gebeine. Am 10. 6. 1164 trat der Erzbischof die Rückreise aus Mailand an und erreichte am 23. 7. 1164 mit den Reliquien die Stadt Köln. Der Dreikönigsschrein, geschaffen nach einem Plan des Nikolaus von Verdun für die Reliquien, ist ein Spitzenwerk der deutschen romanischen Goldschmiedekunst, um 1220 fertiggestellt. Mit der Überführung der Reliquien in den Dom zu Köln erlangt das Dreikönigsfest in germanischen Landen eine hohe Bedeutung.

Bevor nun das Brauchtum um den Dreikönigstag gedeutet werden soll, wird ein Rückblick auf die Zeit der Jahreswende bei den germanischen Völkern gegeben. Die germanische Jahreseinteilung wich von der römischen und altchristlichen ab; Beginn der Jahreszeiten, Schwerpunkte im Jahresablauf hängen von vielen Faktoren ab; ich weise auf die Ausführungen von Tille und Bilfinger hin.

Die germanischen Völker rechneten vielfach mit dem Mondjahr; ein Monat, ein Mondumlauf von einer Mondphase bis zur Wiederholung der gleichen Phase umfaßte etwa $29\frac{1}{2}$ Tage; das Mondjahr dauerte 354—355 Tage, also 12 Tage weniger als das Sonnenjahr. Diese Tage wurden kalendermäßig als 12 Zuschlagstage am Ende des alten Mondjahres am 24. Dezember bis zum Beginn des neuen Jahres, am 6. Januar, hinzugezählt; sie führten in weiten deutschen Sprachgebieten die Namen die Zwölften, die Zwölfnächte, die Zwischennächte, die Rauh- oder Raumnächte. Während dieser Zeit stand nach altem Glauben die Sonne still, die Zeit lief nicht weiter. Es war eine Zeit, reich an Brauchtum und Sitte, an Aberglauben und Geheimnisse, an Sagen und Mythen. Jeder Tag war Lostag für die Monate des kommenden Jahres, besonders für die Witterung. In den Nächten hielten die Götter ihre Umzüge durch ganz Deutschland, fast überall mit Ängstlichkeit beachtet. Wodan auf seinem Schimmel jagte mit der Wilden Jagd, Frau Perchta, in süddeutschen Gebieten vielfach ein grausliches Weib, oder Frau Holle zogen durch das Land und überprüften die Mädchen in den Spinnstuben. In vielen Bräuchen herrschte der Gedanke vor, feindliche Mächte abzuwehren (gemeinsames Tosen, Peitschenknallen, Schießen, Glockenläuten), Segen und Fruchtbarkeit zu erzielen (Schlag mit der Lebensrute, Wassergüsse), Wohnungen und Ställe auszurauchern (Raumnächte) oder die Zukunft zu erforschen (Bleigießen, Schuhwerfen, Zwiebelorakel).

In den Zwölften waren die Straßen von allerlei Umzügen belebt, Verkleidete in Masken und Tierhäuten gingen von Haus zu Haus, oft unter Lärm und Getöse; Hirten bliesen auf Horn und Schalmei. Im bayrisch-österrei-



Abt. 21. Sternsinger
 Nürnberger Holzschnittstock (15,5 x 11 cm) zwischen
 1680 und 1700
 Aus Anzeiger des Germ. Rat.-Museum Nürnberg 1894,
 S. 26.

chischen Alpengebiet zogen um Dreikönige die Perchtenläufer oder Perchtenspringer in Masken von Dämonen lärmend umher, um die Perchta mit ihrem Gefolge zu verscheuchen und Gedeihen in Feld und Haus zu sichern. Eine besonders gefährliche Nacht war die Nacht zum 6. Januar, die letzte Rauhnacht, die Perchtennacht.

Das Brauchtum um den Dreikönigstag, den 6. Januar, ist in der Entwicklung der Jahrhunderte in dreifacher Hinsicht beeinflusst worden: als Abschluß der Zwölften, als Perchtentag und in der christlichen Welt als das älteste Hochfest; es ist teils germanisch-mythischen Ursprungs, teils christlich geprägt, erwachsen aus dem biblischen Bericht über die Weisen aus dem Mor-

genlande. Viel altes Brauchtum am Dreikönigstage ist bei näherer Betrachtung Neujahrsbrauch; der Grund liegt darin, daß der 6. Januar in vielen Ländern in alten Zeiten Neujahrstag war; so hat er noch lange Namen getragen wie Großneujahr oder Hochneujahr. Sehr alt und weit verbreitet ist die Auffassung, daß die Macht der drei Könige Unglück abwehrt und Schutz verleiht.*). In der Handschrift cod. germ 504 (15. Jahrhundert) in der Staatsbibliothek München heißt es: „Von den heyiligen drei Künigen leben und legendt: ‚Wer sy anruft, verr oder nahet, auff wasser oder land oder mit wz (was) siegtag ein man begriffen wirt, dem hilft got gnadiglichen davon durch ere der heyiligen drey Kunigk . . . als der almachtig gott mit den heyiligen drey kunigk viel wunderss tet in irem leben, also tut auch nach irem todt.‘ “ (Nach Kehrer, S. 90/91). Peter Dörfler schreibt: „An Epiphanie hob die Kirche ihre Hand nicht nur, um die an den Altar gebrachte Natur zu segnen, sondern sie wanderte von Haus zu Haus, schrieb geweihte Zeichen, sprengte heiliges Wasser und reinigte die Lüfte mit frommen Weihrauch.“ In weiten Teilen Mitteleuropas wird das Dreikönigszeichen 19 C+M+B 74 mit geweihter Kreide auf die Türpfosten geschrieben, ein Zeichen, das Haus und Hof schützen und Unglück abwenden soll, insbesondere Feuersgefahr (Süddeutschland), das Hilfe gewährt gegen das Unwesen der Perchta, bei Abwehr böser Wetter, bei der Behandlung widerspenstiger Tiere. Die Könige sind Helfer bei Krankheiten (Fallsucht, Blutungen), bei Gewinnung von Wünschelruten und Erforschung der Zukunft; sie sind Patrone der Reisenden: „Die heilige Dreifaltigkeit sei ober mir; Jesus, Maria Joseph sei vor mir; Kaspar, Melchior, Balthassar sei hinter mir“ (Böhmer Wald). Nach ihnen sind Wirts- und Gasthäuser benannt: Zu den drei Kronen. Zu den drei Königen. Zur Krone. Zum Stern. Zum Mohren. Als Schützer der Reisenden sollen sie vor plötzlichem Tod bewahren und eine gute Sterbestunde erlehen. Die Anrufungen gehen dann in die zahlreichen gedruckten und geschriebenen Schutzbriefe, Himmelsbriefe, Haus- und Reisebriefe ein. Es gab auch besondere „Dreikönigszettel“, vielfach mit Abbildungen, deren Tragen Schutz und Segen bot. Als ältester Text gilt der Dreikönigssegens von Beda (674—735). Seit dem 14. Jahrhundert werden Dreikönigsmedaillen als Talismane getragen. Als kirchlicher Brauch gilt die Segnung der Kreide, die Weihe des Wassers (Abwehr und Heilmittel) und die Weihe des Salzes (Mittel gegen Krankheiten von Mensch und Vieh, Schutz gegen Gewitter).

Noch auf einem anderen Gebiet hat die biblische Erzählung von den Drei Königen großen Einfluß gehabt, bei der Entstehung und Entwicklung der geistlichen Spiele. Unter dem Einfluß der Gregorianischen Liturgie und der Tropendichtung entwickelten sich zuerst in Frankreich die geistlichen Spiele und in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts die lateinischen Magierspiele. Die Tropen sind kunstvolle Erweiterung kirchlicher Texte für den

*) Von großem Einfluß auf die Ausgestaltung der Verehrung der drei Könige in deutschen Landen ist „Die Legende von den Heiligen Drei Königen“ des Johannes von Hildesheim, um 1370 in lateinischer Sprache geschrieben, 1389 erstmalig ins Deutsche übertragen; geschrieben auf „Geheiß“ des Bischofs von Münster, Florentius von Wevehoven; später auf Goethes Anregung ins Deutsche übersetzt.

kirchlichen Wechselgesang. Ausgang war das Osterevangelium, das bereits im 10. Jahrhundert durch Tutilo von St. Gallen für den Wechselgesang zu-gerichtet wurde. Auch die Weihnachtsliturgie gab für spielerische Gestaltung willkommenen Anlaß (Krippendarstellung, Herbergssuche); vor allem die Anbetung der Weisen (das Erscheinen, Verschwinden und Wiederauftauchen des strahlenden Sterns, die Weisen in königlicher Pracht, die Diener mit den Geschenken, die Anbetung).

In Frankreich hat das Mysterium im 12. und 13. Jahrhundert rasch seinen Höhepunkt erreicht (Spiel von Rouen). Dann ruht die Weiterentwicklung, bis die Darstellung des geistlichen Spieles aus dem Kirchenraum ins Freie verlegt und neue Motive gestaltet wurden.

Zu den ältesten deutschen Dreikönigsspielen gehört das von Einsiedeln und von Freising (Manuskript aus dem 11. Jahrhundert). Um 1250 hören wir von einem Kölner Spiel. Das letzte in dieser Entwicklung ist das Mysterienspiel aus Freiburg in der Schweiz zu Beginn des 15. Jahrhunderts.

Nachdem die Spiele etwa seit Ende des 14. Jahrhunderts aus dem Kirchenraum gewichen, waren nicht mehr Priester die Darsteller, sondern zunächst Zöglinge von Kloster- und Domschulen, später sogar wandernde Truppen in Weihnachtsmasken, die von Haus zu Haus oder von Dorf zu Dorf zogen und sich für ihre Darbietungen durch kleine Geschenke belohnen ließen (Geld, Eßwaren).

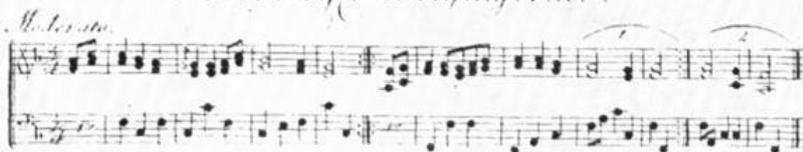
II

Im 16. Jahrhundert wurde der Brauch des Dreikönigssingen bekannt, vermutlich ist er schon früher geübt worden. Es ist kaum schlüssig nachzuweisen, ob sich in diesem Brauch Reste aus den Dreikönigsspielen erhalten haben, ob der Dreikönigsumzug ein christlich umgewandelter heidnischer Zwölfenumzug ist oder ob er eine eigene Entwicklung gehabt hat. Bilfinger glaubt, daß in diesem Brauchtum viel Heidnisches, Germanisches eingegangen ist, vor allem der Charakter des Heischegangs; die mythologische Richtung im 19. Jahrhundert suchte den Umzug der drei Könige als den Umzug einer Götterdreiheit zu deuten.

Vor dem Jahre 1550 ist in den Umzügen wie Weihnachts- und Neujahrs-singen oder in Klöpfelgängen nirgends der Stern oder das Auftreten der drei Könige erwähnt; auch bei Sebastian Frank (1499—1542), der in seinem „Weltbuch“ (1534) vom Brauchtum in den Zwölften berichtet, fehlt jeder Hinweis auf Stern und König. Um 1550 ist der Brauch da. In einem Bericht um 1531—1540 heißt es (nach einer Abschrift aus dem 17. Jahrhundert): „An den Hayligen drey Khönigtag so sendt die Schueler zue nachts umhergangen mit einem großen Stern und gesungen umb Gottes willen vor den Häussern.“ Aus den Jahren 1550—1575 liegen aus dem bayrischen Raum zahlreiche Belege vor, die von Sternsängern berichten (vgl. Moser). Im Ortsarchiv Wasserburg (Obb.) steht im Jahr 1550: „Item (Entgelt) geben dem Schulmaister von Chiemyng so mit dem Stern auff der Heiligen drey Kinniktag herumb zu singen begehrt, aber Ime nit gestat zu einem Drinkgelt geben.“ Am 3. 1. 1614 erhielten nach einer Rechnung des St. Floriansstiftes in Oberösterreich in Ebelsperg die Ebisperigen Sternsinger Geld,



Nürnberg. Sternsingerlied.



Mit Genehmigung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Bild zu einem Gedicht des Nürnberger Lokaldichters, „die in und um Nürnberg herumziehenden Sternsinger“. 1803.

1617 die Sternsinger von Linz. Im Herzogtum Crain (Laibach) steht 1689 in einer Beschreibung: „Dieselben nennt man von ihrer Verrichtung Koledneke, das ist Singer. Sie gehen herum im ganzen Land, wo sie wollen, gleichwie die Sternsinger in Deutschland, denen sie füglich zu vergleichen sind.“

Sicher sind die Sternsingerumzüge angeregt und belebt worden durch die Dreikönigsspiele, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts in vielen Orten stattfanden, durch das Auftreten der Drei Könige in Festprozessionen und durch die Kölner Reliquienverehrung. Wie auch immer die Entwicklung gewesen sein mag, es ist erstaunlich, daß das Volk durch alle Jahrhunderte die Gestalten der Könige lebendig erhalten hat, während andere aus Volksschauspielen und Umzügen vergessen sind. „Jedenfalls vereinigten sich gerade in dieser Form des Heischens verschiedene Züge, die deutschem

Wesen stark ansprachen: der poetische Zauber, der die drei geheimnisvollen Gestalten auf ihrem Gang durch die Winternächte, hinter dem kreisenden Lichte her, umschimmert, der symbolische Gehalt in dieser mühseligen Wanderung dreier Mächtiger zur Wiege des Heils und ihres freiwilligen Opfers an der Stätte der Armut und nicht zuletzt der hintergründige Humor der Brauchausübung . . . nun wandeln Kinder der Armut sich zu Königen, aber nicht zu geben, sondern zu holen, die Krone auf dem Kopf und den Bettelsack am Rücken" (Moser a. a. O. S. 30).

Die gebräuchlichsten Namen für den Umzug am Dreikönigstag sind Dreikönigssingen und Sternsingen; die drei Könige heißen Sternsinger oder Sternsingerbuben, Sterndreher, Sterndreier (Ostfriesland), Sternlöpers (Schleswig-Holstein) oder Sternkieker (Mecklenburg, Brandenburg). Interessant ist die Charakterisierung der Personengruppe nach dem Stern, der leuchtend und meist drehbar eine ungeheure Einbildungskraft auf die Menschen ausgeübt hat (die Macht der Sterne). Der Dreikönigsumzug ist ein Singebrauch; meist ziehen die drei Könige, drei verkleidete Männer oder später Knaben, einer als Mohrenkönig mit geschwärztem Gesicht, in der Zeit von Weihnachten bis Dreikönige; der eine trägt den Stern, der durch eine Haspel gedreht werden kann; sie singen ihre Lieder, meist erzählend. Ein altes Ansingelied, zuerst erschienen um 1590 in einem Nürnberger Druck, lautet:

In Gottes Namen heben wir an!
Die heiligen drei Könige sind wolgetan!
Wir kommen daher ohn allen Spott;
Einen seligen Abent geb euch Gott!
Ein seligen Abent, ein fröhlich Zeit
Verleih uns der Herr vom Himmelreich.

Den Schluß bilden Bitten um Gaben; erhalten sie nichts, folgen meist Verwünschungen, z. B. aus dem Möllthal:

Mir han mer wol gesungen,
und hamp uns nix goben.
Hies loas mer das Joar
mit Bauchweh auslöben (Nach Weinhold)

In einigen Gegenden in deutschen Landen (so auch in Ostfriesland, Wangerooge) trugen die Sternsinger beim Umzug außer dem Stern gelegentlich den „Herodeskasten“, in dem Herodes als Puppe oder Bild dargestellt war; die Figuren konnten mit einem Faden so gezogen werden, daß Herodes aus einem Fenster guckte — wohl ein Hinweis auf die Strophen in einigen Sternliedern:

Sie kommen vor Herodes Haus,
Herodes guckt zum Fenster raus
oder
Herodes, der im Fenster lag, die drei Weisen wohl kommen sah.

Auch Goethe erinnert sich an das Sternsingen und schreibt 1826: „Aus dieser vorpolizeilichen Epoche erinnere ich mich auch noch des beweglichen Sterns, der am Abend vor Epiphania von Knaben herumgetragen, gleichfalls heischenden Knaben zum Vorwand zu dienen pflegte und wovon uns nur noch in Gemälden und Kupfern der Niederländer noch das Gedächtnis

übrigbleibt. Jener unfromme Anfang des Liedes: „Die heiligen drey König mit ihrem Stern, sie essen und trinken und bezahlen nicht gern“, wird nur dadurch heiter und erklärlich, wenn man sich diese munteren Gäste mit Papierkronen und Einen darunter mit geschwärztem Gesicht denkt. Sie wünschen zu essen und zu trinken und hätten die Bezahlung dafür noch obendrein gern mitgenommen.“

Dörfler glaubt, daß in den Versen
So weit dieser Hall klingt,
döss nöt schauert und nit brinnt

wohl der ursprüngliche Sinn der Sternsinger liegt: Als eine segnende Macht sollte ihr Spruch und ihr Sang um das Gehöft und über die weiterliegenden Fluren klingen, den Dreikönigssegens aus den Räumen der Kirche und des Hauses im Freien ausweiten. Die Gaben bedeuten dann nur Ehrengaben.

Das Sternsingen ist ein Heischebrauch. Heischezüge hat es in deutschen Landen von altersher gegeben in den Zwölften, zur Fastnacht, als Palmeselumzüge, als Mai- und Pfingstgänge und im Herbst vom Martinstag bis in den Winter zum Dreikönigstag fast an jedem Tage. Heishegänge waren meist mit lärmenden Umzügen verbunden und führten Gestalten von böserartigen und gutmütigen Wesen mit sich. Es kommt bei diesen Umzügen nicht allein auf die eigene Leistung an, sondern auch auf die Gegenleistung. Heischen steht oft neben betteln, ist aber in seiner ursprünglichen Bedeutung nicht dem Betteln gleichzusetzen (heischen, mhd eischen, dringend fordern). Goethe sagt in seinem Bericht „Über Volkslieder und Kinderlieder“ zum Fastnachtsabend: „Auf alle Fälle betteln sie nicht, sie heischen nur.“ Dann schreibt er vom Johannisfeuer in Weimar: „Besonders lassen in der Stadt die unfertigen, immer fertigen dienstbaren Knaben das Recht nicht nehmen, dringend und wohl ungestüm alte Besen und sonstiges Brennbares von den Mädchen zu heischen.“ Heischen ist ursprünglich mehr als Betteln, ist Fordern und Begehren aus brauchhaftem Anspruch (vgl. Wetter a. a. O. S. 23).

Vielfach hat der Brauch zu Unsitten geführt, so daß mancherorts Kirche und Staat ihn bekämpften; oft war der tiefe Sinn des Brauchs verloren gegangen; er ging zwar zurück, aber wurde nicht vergessen.

Sternsingen und Dreikönigsumzüge können wir in den letzten 5 bis 6 Jahrhunderten nachweisen. Aus dem 19. Jahrhundert liegen aus dem ganzen deutschen Raum noch viele Zeugnisse vor. Im Laufe der Entwicklung ist auch ein Wechsel im Termin zu beobachten, an allen Tagen der Weihnachtszeit finden Dreikönigsumzüge statt, so daß gelegentlich auch Elemente aus dem Weihnachts- und Neujahrssingen in den Sternsingerbrauch eingeschlossen werden.

III

Auch im Oldenburger Lande war früher in der Zeit von Neujahr bis Dreikönige das Wandern mit dem Stern an vielen Orten üblich; Strackerjan-Willoh berichten uns darüber. Lieder von den Umzügen aus alter Zeit sind uns aus dem Oldenburger Münsterland überliefert aus Bösel, Lindern und Langförden. Das Bösel Lied enthält Verse aus den Neujahrsumzügen, die

früher in vielen Gemeinden des Münsterlandes üblich waren. Die Langfördener sangen früher:

Jetzt treten wir ins Haus hinein,
Im Namen des lieben Jesulein,
Im Morgenlande, da scheint der Stern,
den wollen die lieben Weisen lern'.
Die Weisen, die zogen wohl aus und ein,
Sie zogen 5 Tage 500 Meil.
Sie zogen wohl durch Herodes sein Land,
Herodes war ihnen unbekannt. Herodes fragt aus falschem Sinn,
wo wollt ihr lieben Brüder hin?
Nach Bethlehem steht unser Sinn. Da wollen wir lieben Brüder hin,
Der Stern stand stille wohl über dem Haus,
Und was wir suchen, das finden wir auch.

In Lindern lebt der Brauch noch heute; davon wird weiter unten die Rede sein. Das Lied, das früher zu Neujahr und Dreikönige im Raum Damme — Holdorf — Dinklage gesungen wurde, nimmt keinen Bezug zu dem Fest; es ist ein Heischelied zum Jahreswechsel.

Rausenblatt, schöne Stadt,
Schöne Juffer gäwt us wat,
Gäwet us einen Kauken,
Wi könt nich länger raupen,
Einen Kauken sünner Krut,
Tauken Johr junge Brut
Mit gäle kruse Hoare.

Aus der Zeit vor 1939 liegt mir ein Bericht aus Höltinghausen vor. Am Vorabend von Dreikönige zogen junge Burschen in Gruppen bis zu 15 bis 20 Mann durch das Dorf und besuchten alle Häuser. Drei waren Könige mit einer Krone, einer davon als Neger, die übrigen Gefolgsleute. Im Gefolge war einer mit einem Schleier ausgestattet, der die Gottesmutter darstellte. Voran trug ein König einen Stern, einen Stab von etwa 3 m, der oben ein Rad mit bunten Federn, unten ein ausgedientes Spinnrad mit Drehhebel und Schnur zum Runddrehen trug. Die Sternsinger sangen:

Nun lasset uns singen, Gott loben den Herrn
Die heiligen Drei Könige mit ihrem Stern!
Sie sind so weit gefahren in dreizehn Tagen vierhundert Meil.
Sie kamen vor Herodes Tür. Herodes sprach: Wer ist dafür?
Herodes sprach mit falschem Sinn: Wo wollt ihr lieben Brüder hin?
Nach Bethlehem steht unser Sinn, da wollen wir lieben Brüder hin.
Der Stern stand still wohl über dem Stall,
Das war dem Herrn ein Wohlgefall.
Sie gingen in den Stall hinein und fanden Maria mit dem Kindelein.
Maria tat ihre Schürze auf, und sie empfing das Gold darauf.

Jetzt hielt „Maria“ den Sack auf, und sie erwartete eine Gabe. Die Gruppe sang nun in stetiger Wiederholung:

Es muß noch was zum Sack hinein, fiderallalla, fiderallalla!

Die Hausbewohner warfen in den Sack eine Mettwurst oder etwas Geld (10—50 Pf.). Die Dankstrophe hieß:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
der liebe Gott laß euch in Frieden leben,
in Frieden leben immerdar,
wir wünschen euch alle ein glückseliges Jahr.

Erhielten die Sternsinger nichts, so folgte der Schmähgesang:

Sie haben uns keine Verehrung gegeben,
der liebe Gott laß euch keine Stunde mehr leben,
keine Stunde mehr, keinen Augenblick,
wir wünschen euch alle den Galgenstrick.

Der Ertrag der Sammlung wurde früher in einem Heuerhause verzehrt, das Geld in Bier und Schnaps angelegt. In den älteren Jahren ging es noch gesittet zu. Später kam es zu Auswüchsen; das machte den Brauch unbeliebt. Nach dem Weltkriege ist er nicht wieder erneuert worden.

In Ostfriesland gingen früher die Sterndreher, meistens arme Leute aus dem Brookmeerland, des Norder- und Harlingerlandes. Die Sänger erhielten eine Mettwurst oder ein Stück Speck oder ein Band Updrögtbohnen. Der Brauch ist ausgestorben.

In den letzten Jahren hat das Dreikönigssingen eine unerwartete Wiedergeburt gefunden. Jugendliche, als Könige verkleidet, ziehen heute wie früher durch die Gemeinden, singen ihre Lieder und sagen ihre Sprüche. Der Lohn der Sänger ist nicht in erster Linie Süßigkeiten und Lebensmittel, die Sternsinger sammeln für Kinder in Not in den Hauptentwicklungsländern, für die Missionen. Ein alter schöner Brauch hat einen neuen Sinn bekommen. Aus Pfarrgemeinden unseres Landes liegen Berichte über die Ausübung des Brauches vor; im folgenden eine kurze Übersicht.

Lindern

In der Gemeinde Lindern ist der Brauch des Dreikönigssingen bis 1873 nachzuweisen; sicher ist er älter (vgl. Strackerjan—Willoh II a. a. O. S. 45). In der Nachbarschaft von 13 Familien der Bauernschaft Grossenging, Kurrhauk genannt, ziehen die Könige mit ihrem Gefolge im Alter bis zu 15 Jahren mit ihrem Stern durch den Bereich der 13 Familien und singen. Jedes Kind bekommt in jeder Familie 3 Neujahrskuchen, jeder König 4. Die Nachbarschaft wacht von altersher über die genaue Durchführung des Brauchs.

Aus dem Sternsingerlied nun einige Strophen:

Wir kommen wohl her mit unserm Stern
und suchen den Herrn und haben ihn gern.
Wir kommen wohl vor Herodes Tür,
Herodes, der König, stand selber dafür . . .
Stern, du mußt noch nicht stille stehn,
du mußt mit uns nach Bethlehem gehn.
Bethlehem, du schöne Stadt,
wo Maria mit klein Kindlein saß,
kleines Kind, du großer Gott,
der Himmel und Erde erschaffen hat.



Sternsinger Kurrhauk Gemeinde Lindern 1973

Jetzt fallen wir alle auf unsere Knie
und beten Herrn Jesus an allhie.

Für die Neujahrskuchen bedanken sich die Sänger und schließen mit dem
Vers:

Und haben wir es nicht gut gemacht,
So haben wir's doch zu Ende gebracht.

Seit 5 bis 6 Jahren hat die Pfarrgemeinde den Brauch auf den Ort Lindern
ausgedehnt. 1973 zogen 12 Sternsingergruppen aus. Nach Anweisung konn-
ten die Teilnehmer ihre Ausrüstung beschaffen. Als Lied sangen sie eine
Neuschöpfung.

Die Welt, in der wir leben,
trennt zwischen schwarz und weiß,
doch Christus kennt nur Brüder,
drum reißt die Mauern ein!
Die Welt, in der wir leben,
kennt Haß, Gewalt und Tod,
der Weg des Herrn ist anders,
drum ändert diese Welt.

Das Ergebnis des Dreikönigssingens brachte 1973 2500 DM für die Missio-
nen.



Sternsingergruppe 1973 St. Antoniusstift in Damme

Foto Zurborg, Vechta

Damme

Das Dreikönigssingen der Kinder des St. Antoniusstiftes hat eine Tradition. Wahrscheinlich ist der Brauch schon so alt wie das Haus, das am 1. 5. 1886 entstanden ist; er hat alle Härten der Zeit überdauert. Die Schwester der Jungengruppe bereitet den Umzug vor, meist ziehen drei Gruppen, jede von einem Dammer Bürger begleitet, von Haus zu Haus und singen ihr Lied.

Auf, ihr Könige, auf zu Feld,
Auf, auf nach Bethlehem eilt!
Kamel und Roß zur Reise bestellt,
Auf, auf nicht lange verweilt!
Laßt Pauken und Trompeten dröhn,
Laßt Fahnen und Standarten wehn!

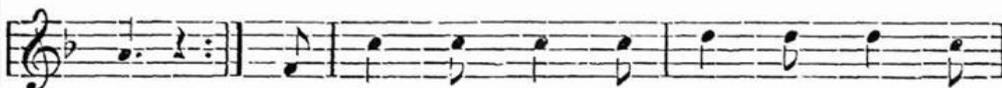
Auf, auf, auf, auf zu Feld!
 Wir haben gesungen in diesem Haus,
 Das Unglück fahre zum Schornstein hinaus.
 Wir wünschen euch eine vergoldete Kron,
 aufs andere Jahr einen jungen Sohn.
 Wir wünschen euch einen goldnen Kranz.
 Wir müssen heut abend noch weiter ins Land.

Das Lied enthält offensichtlich Verse aus alten Neujahrsliedern. Früher erhielten die Singer für das Waisenhaus vorwiegend Naturalien; heute überwiegend Geld. So war das Ergebnis des letzten Singens etwa 2000 DM.

Dan:me. [Aus: H. M. Sambeth, Oldenb. Volkslieder-Sammlung; mitget. von Meyer, Bergfeine.]



Auf, auf, ihr Kön'ge, auf zu Feld, auf, auf, nach Bethle-hem
 Ka-mel und Roß zur Rei-se be-stellt, auf, auf, nicht lan-ge ver-



eilt. } Laßt Pau-fen und Trom-pe-ten gehn, laßt
 weilt!



Fah-nen und Stan-dar-ten wehn, auf, auf, auf, auf, zu Feld!

2. Laßt euch nicht von der Tyrannei Herodes' schrecken ab! Laßt lauter Spott und Würgerei von Bethlehem wenden ab! Auf, auf, zur Reis' macht euch bereit! Der Stern gibt euch sein gut Geleit, auf, auf, auf, auf, zu Feld! — 3. Es ist ein großes Königreich im Stall zu Bethlehem; daselbst ja auch der große Gott zur Welt hat wollen gehn. Mit schneller Post das Pferd bestellt, das bald viel tausend Meilen rennt, auf, auf, auf, auf, zu Feld!

Löningen

In den Bauernschaften der Gemeinde Löningen wird der Brauch seit altersher gepflegt. Im vorigen Jahrhundert ist der Brauch vom benachbarten Hümmling beeinflusst worden. Männliche Einwohner beteiligen sich an dem Umzug. In Borkhorn ziehen am Vorabend des Festes die drei Könige mit ihrer Begleitung mit einem Stern von Haus zu Haus, wünschen ein „glück-säliges Neijaohr“ und singen, nachdem der Sterndreier den reich verzier-ten Stern in Bewegung gesetzt hat, ihr Lied, in dem es u. a. heißt:

Nu laot us den hogen Barg upgaohn,
 dor, wo dei Stern bliff stille staohn.
 (Der Stern wird angehalten)

Stern steiht stille, hei rudert nich mehr,
is dat nich'n Teiken van Gott, usen Herrn?
dor, wo dei Stern bliff stille staohn.
(Stern wird in Bewegung gesetzt)

Du moßt mit us Menschen nao Bethlehem gaohn.

Die Könige erhalten eine oder mehrere Mettwürste; diese Gaben werden an einem der nächsten Abende in der Dorfwirtschaft auf dem Wosteball beim Wostäten verzehrt. In anderen Bauernschaften findet das Wurstessen bei einem Bauern statt. In einigen Bauernschaften (Elbergen, Angelbeck) pflegen die Kinder den Brauch und erhalten Süßigkeiten.

Dinklage

Der Heimatverein Herrlichkeit hat bereits 1961 das Sternsingen in Dinklage wieder belebt. Mehr als 200 Kinder nahmen im letzten Jahr am Dreikönigssingen teil. In Gruppen von 3 bis 5 ziehen die Kinder durch die einzelnen Bezirke; vor Beginn ist in der Pfarrkirche eine kurze Aussendungsfeier. Die Kinder tragen die Attribute der biblischen Vorbilder mit Stern



Dreikönigsumzug 1973 in Dinklage

Foto Archiv Heimatverein, Dinklage



Lutten 1973, Sternsinger

oder drehbarem Stern. Bei dem Rundgang singen die Kinder ortseigene Lieder, z. B.:

Seht ihr unsern Stern dort stehen,
helles Licht in dunkler Nacht?
Hoffnung auf ein neues Leben
hat er in die Welt gebracht.
Gloria in exelsis Deo!

Dann tritt der Sprecher vor:

Nun ziehen die Weisen wieder fort,
Als letzter komme ich zu Wort
und bitte euch um eine Spende,
die ich den behinderten Kindern sende.
So helft ihr hier durch euer Geld,
daß möglichst bald in aller Welt
das kranke Kind die Gesundheit erhält.

Das Ergebnis des Sternsingens hat jährlich 2000—3000 DM gebracht und hat sich stetig gesteigert; 1972 waren es 3428,43 DM, 1973 4127,65 DM.

Lutten

1965 fand das erste Dreikönigssingen statt, zunächst in einer Bauernschaft, dann dehnte sich der Brauch allmählich auf ganz Lutten aus. 1973 zogen am 5. und 6. Januar drei Gruppen durch die Gemeinde. Bei der Ausstattung der „Könige“ half der Paramentemverein. Die Könige sangen ihr Lied

Es stieg ein Stern am Himmel auf,
wir Könige folgten seinem Lauf.
Aus Morgenland führt uns der Stern,
aus Saba unserer Heimat fern.

Den Erlös der Sammlung erhielt Schwester Gerda Herbrügge für ihre Missionsstation Umtata in Südwestafrika; seit 1965 steigerten sich die Spenden von 200 DM auf 3342,56 DM im Jahre 1973.

Schortens

Die kath. Gemeinde Schortens führte 1973 zum ersten Male das Dreikönigssingen durch; die Kinder (Mitglieder der Kinderschola) sollten durch ihren Einsatz einen Blick für Menschen in Not bekommen; sie fertigten sich mit Hilfe der Eltern ihre Kleider an. Drei Gruppen wurden gebildet. Neuzeitliche Gesänge nach Volksliedern aus Deutschland, Frankreich und Polen wurden gesungen. Die Aktion, in Tagespresse und Kirche angekündigt, brachte für die Missionen 840 DM.

Bakum

Seit 1969 ziehen in Bakum die Sternsinger. 1973 sammelten 13 Meßdiener 850 DM, in diesem Jahr für den Missionar P. Neufeld SVD auf den Philippinen. Das Lied: „Wir kommen aus dem Morgenland, wir kommen geführt von Gottes Hand“ wird mit Flöten begleitet.

Lastrup

In 2 Bauernschaften ist das Sternsingen schon lange im Brauch. Die Sänger sammeln Eßwaren, die Grundlage für einen geselligen Abend bilden. Im Wechselgesang vor jedem Haus singen sie:

Die Heiligen drei Könige mit ihrem Stern
sie bringen dem Kinde das Opfer so gern,
sie reisen in schneller Eil
in dreizehn Tagen vielhundert Meil.

Am 7. und 8. Januar 1973 zogen 7 Gruppen zum ersten Male durch den Ort; es waren Meßdiener, verkleidet als Könige, sie baten um eine Geldspende für 4 Missionsschwester in Afrika und Südamerika, gebürtig aus Lastrup. Neben vielen Süßigkeiten erhielten die Sternsinger 3200 DM.

Essen

1973 waren die Essener Sternsinger am Sonntag nach Dreikönige unterwegs. Im Vorjahre wurde der Brauch zum ersten Mal ausgeübt. Etwa 4 Stunden lang zogen 5 Gruppen durch den Ort und die Siedlungen Ahausen und Hülsenmoor. Den drei Königen folgten Jungen in Meßdienerrocken. Für die Missionen spendeten die Bewohner 1100 DM, außerdem viele Süßigkeiten, die zum größten Teil einem Hildesheimer Kinderheim zur Verfügung gestellt wurden.

Emstekerfeld

1972 führte die Gemeinde St. Bernhard—Emstekerfeld zum ersten Male mit Erfolg das Sternsingen durch. Am 6. 1. 1973 zogen 8 Vierergruppen, von Erwachsenen begleitet, durch die Gemeinde. Die Ausrüstung der Könige



Sternsinger 1973 aus Emstekerfeld

war in den Familien angefertigt worden. Durch ihren Umzug wollten die Kinder Licht und Freude in die Familien und Hilfe für die Missionen bringen. Das Ergebnis war 1450 DM. Zu Beginn fand ein kurzer Wortgottesdienst als Aussendungsfeier, als Abschluß die Vorabendmesse statt. Im Sternsingerlied heißt es u. a.:

Wir bitten für ein fernes Land,
für Menschen fremd und unbekannt,
hilft, daß auf dieser Erden,
alle Kinder Gottes werden.

Das Lied schließt:

Wir tun die geweihte Kreide herfür,
nun laßt uns schreiben an eure Tür!
So wünschen wir ein gesegnetes Jahr,
Kaspar, Melchior und Balthassar.

Cloppenburg. Seit etwa sechs Jahren wurde das Sternsingen auf Anregung der Geistlichen in der Pfarre St. Josef und später auch in St. Andreas wieder eingeführt; es findet zwischen Neujahr und Dreikönige statt. Jeweils Gruppen von drei Meßdienern mit Kronen und Gewändern, einer als Mohr, ziehen mit ihrem Stern aus Goldpapier — nicht drehbar — durch ihre Straßen und Gebiete. Die Gruppen gehen von Haus zu Haus. Beim Ankommen wird folgender Vers gesprochen:

Wir kommen daher aus dem Morgenland,
wir kommen geführt von Gottes Hand,
wir wünschen euch ein fröhliches Jahr,
Kaspar, Melchior und Balthasar.

Dann schreibt einer mit Kreide an die Haustür oder auf die Treppe
19+C+M+B+73.

Nach einer Spende folgt die Dankstrophe:

Wir bitten dich, segne dieses Haus
und alle, die gehen ein und aus.
Verleihe ihnen zu dieser Zeit
Frieden, Frohsinn und Einigkeit.

In der Pfarre St. Josef wurde in diesem Jahre für eine Schule im Armen-
viertel von Cali in Columbien gesammelt; der Ertrag belief sich auf mehr
als 3 000 DM.

1. Bilfinger, Gustav, Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen. I. das Altnordische Jahr, Stuttgart 1899, II. Das Germanische Julfest, Stuttgart 1909.
2. Bröring, Julius, Das Saterland, 1. Bd., Oldenburg 1897.
3. Dörfler, Peter, Feiertagsgeschichten im Jahresring, Bonn 1934.
4. Fehrle, Eugen, Feste und Volksbräuche im Jahresablauf europäischer Völker, Kassel 1955.
5. Goethe, Joh. Wolfg. Über Volks- und Kinderlieder, Gesammelte Werke, 42. Band, 2. Abt. (Sophienausgabe) Weimar 1907.
6. Hörmann von, Ludwig, Tiroler Volksleben. Ein Beitrag zur deutschen Volks- und Sittenkunde, Stuttgart 1909.
7. Kehrer, Hugo, Die Heiligen Drei Könige, in Literatur und Kunst, 2 Bände, Leipzig 1908 - 1909.
8. Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur, 1. Band, Freiburg 1915.
9. Meisen, Karl, Die Heiligen Drei Könige und ihr Festtag im volkstümlichen Glauben und Brauch, Köln 1949.
10. Moser, Hans, Zur Geschichte des Sternsingens, Jahrbuch Bayerischer Heimatschutz, 31. Jahr, München 1935.
11. Pessler, Wilhelm, Handbuch der deutschen Volkskunde, 2. Band, Potsdam. o. J.
12. Satori, Sitte und Brauch, 3 Bände, Leipzig 1910 — 1914.
13. Schmidt, Philipp, Volkskundliche Plaudereien, Bonn 1941.
14. Tille, Alexander, Die Geschichte der deutschen Weihnacht, Leipzig 1893.
15. Vogt-Koch, Geschichte der deutschen Literatur, 1. Band, Leipzig 1920.
16. Weinhold, Karl, Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien, 2. Ausgabe, Graz 1855.
17. Wetter, Herbert, Heischebrauch und Dreikönigsumzug im deutschen Raum, Dissertation, Greifswald 1933.
18. Wimmer, Otto, Handbuch der Namen und Heiligen, 2. Aufl., Innsbruck 1959.
19. Wuttko, Adolf, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, Hamburg 1860.
20. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band IX, Berlin/Leipzig.
21. Lexikon für Theologie und Kirche, Band III, Freiburg 1959
22. Der Große Herder, 3. Band, Freiburg 1954.
23. Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl., Stuttgart 1955.
24. Möller, Heinz „Sternsingen“ in den Bauerschaften der Gemeinde Löningen, 1150 Jahre Löningen, 1972.
25. Niedersachsen, Zeitschrift Bremen,
Das Hillechristenspiel zu Siebel. Ein Weihnachtsfestspiel aus dem Oberharz, Jahr 1, 1895/96.
Sundermann, Fr., Norden, Das Sterndreierlied, Jahr 5, 1908/09.
Reimerdes, Ernst Edgar, Das Fest der heiligen drei Könige, Jahr 14, 1908/09.
Karstens, Heinrich, Die Sternsinger in Schleswig-Holstein, Jahr 28.
26. Strackerjau-Willoh, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, Oldenburg 1909.
27. Achthundert Jahre Verehrung der Heiligen Drei Könige (1164—1964), Köln 1964.
28. Dreikönigssingen, Ostfriesische Landschaft, Arbeitsgruppe Volkskunde und Brauchtum, Archiv.
29. Kramer, Franz, Fragebogen zum Sternsingerbrauch 1973, Manuskript.
30. Hildesheim von, Johannes, Die Legende von den Heiligen Drei Königen, dtv 164.

Die Juden im Oldenburger Münsterland

VON HARALD SCHIECKEL

I. Teil

Im Oldenburger Münsterland haben sich erst verhältnismäßig spät Juden niedergelassen und dort weder nach ihrer Zahl noch nach ihrer wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Bedeutung eine nennenswerte Rolle gespielt. Damit mag es zusammenhängen, daß bisher noch nie versucht worden ist, ihre Geschichte zu untersuchen. Nur die Juden in Vechta haben eine unveröffentlicht gebliebene Darstellung erfahren, die auch nur bis 1870 reicht¹⁾. Einige Erwähnungen fanden die Juden aus diesem Gebiet sonst lediglich in einigen neueren Veröffentlichungen, die sich mit der Geschichte der oldenburgischen Juden befassen²⁾. Dabei ist die Quellenlage für eine umfassende Darstellung nicht ungünstig, da sowohl bei den münsterschen wie bei den oldenburgischen Zentral-, Mittel- und Unterbehörden und bei den Stadtverwaltungen zahlreiche Akten über Judenangelegenheiten entstanden sind. Die einschlägigen Akten sind, soweit sie im Staatsarchiv Münster und im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg noch vorliegen, für diese Untersuchung durchgesehen worden. Allerdings kann im Rahmen dieser Veröffentlichung nur ein zusammenfassender Überblick über Rechtsstellung und wirtschaftliche Lage der Juden und über das Verhältnis zu ihrer nichtjüdischen Umwelt gegeben werden. In einem II. Teil werden dann die Herkunft und das Schicksal der Judenfamilien in den einzelnen Orten und ihre Kultusverhältnisse behandelt werden.

Im Mittelalter scheinen im Bereich des späteren Oldenburger Münsterlandes Juden nicht gelebt zu haben, während sowohl in Wildeshausen³⁾ wie in Oldenburg⁴⁾ um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Anwesenheit von Juden bezeugt ist. Zwar ist im Staatsarchiv in Oldenburg eine Urkunde des Bischofs Franz von Münster von 1539 für den Juden Lazarus aus Herford überliefert, der sich im Bistum und in der Stadt Münster niederlassen durfte⁵⁾. Doch konnte bisher nicht festgestellt werden, ob diese Urkunde mit einer der später im Oldenburger Münsterland ansässigen Familien in Verbindung gebracht werden kann. Erst aus dem Jahre 1709 haben wir die erste sichere Kunde über einen Juden in V e c h t a , und nicht viel später, seit 1713, ist der erste Jude in C l o p p e n b u r g nachweisbar. Seitdem nahm die Zahl der Juden zwar allmählich zu, blieb aber sowohl im Verhältnis zur Zahl der Juden im Oberstift Münster wie zur übrigen Bevölkerung immer sehr gering. Aus der folgenden Zusammenstellung, die auf den Verzeichnissen in den gedruckten Edikten über das Hauptgeleit beruht, geht dies eindeutig hervor⁶⁾.

Zahl der vergeleiteten Juden im Hochstift Münster, im Niederstift und in den Ämtern Vechta und Cloppenburg 1720 — 1795

	1720	1739	1749	1763	1773	1784	1795
Hochstift insgesamt	60	98	126	168	189	200	203
davon Niederstift	4	10	11	15	20	25	25
davon Ämter Vechta und Cloppenburg	2	6	5	8	11	11	12

Luib Vechte

Nachnamen

Stadt Vechte

Mimozus
Dob
Gerisfel

hab jiden Vorr Luder
den Pruffen 80se sind
oder der Tochter und
erthelb dem alten
Töfser
Juden oder Christen

Armen Kunest
oder müde
und übrigen
Freiung
Juden oder Christen

dab
Dob
Julied

104

Abraham
Moyse
Jwan Sybil
Le Lefman
Salamon
Abraham
Töfser
Jude
Kampf

Armen
Kunest
Marius
48 jaf
20 jaf
20 jaf
20 jaf
20 jaf
20 jaf
20 jaf

61

erthelb Moy
Wulf meyses
Salomon
von Rheine
Kunest
Salamon
man
Kunest
Kunest

Armen
Kunest
Salamon
man
Kunest
Kunest

16a

Meyer Meyer
Sohn Jwan
Eiser meyses

Kunest
Sandel
9 jany
1762

7

Marius
Moyse
Jwan Michel
Töfser
Erich 3 1/2
meyses
Töfser
Wolfe 4 1/2

Kunest
Selig Abraham
Kunest
gold
Kunest
Kunest
Kunest
Kunest

82

Wilibr
Moyse Ka
Jhan von
Laden
Töfser
Simmel 22
itz 19
David 9
Töfser
jude 16
jeremian 14

Kunest
Selig Abraham
Kunest
gold
Kunest
Kunest
Kunest
Kunest

David Isack jany 25 jaf all
Abraham Moyse

Verzeichnis der in Vechta lebenden Juden 1771 (Nds. St. A. Old., Best. 111-1, Nr. 234)

Außer den im Hauptgeleit genannten Juden hielten sich im Fürstentum Münster noch einzelne Juden auf, die auf Lebenszeit geduldet waren. 1720 und 1739 waren dies im Niederstift 2 (davon im Amt Vechta 1), 1749 1 (im Amt Vechta).

Gesamtzahlen für das Amt V e c h t a liegen vor aus dem Jahre 1771. Damals lebten in der Stadt Vechta 5 Familien vergeleiteter Juden mit 23 Personen, dazu 7 Knechte, Mägde oder weitere Verwandte und 1 Schulmeister. In T w i s t r i n g e n wohnte 1 Familie mit 8 Mitgliedern, dazu 1 Schulmeister, 1 Knecht und 1 Magd. Im ganzen Amt wurden demnach 42 Juden gezählt⁷⁾. 1804 hielten sich in V e c h t a 6 Familien mit 32 Mitgliedern sowie 8 Knechten oder Mägden auf, in T w i s t r i n g e n nur noch 1 altes Ehepaar, dessen 4 Töchter auswärts verheiratet waren⁸⁾. 1822 betrug die Zahl der Juden in den Ämtern Vechta 48, Steinfeld 5, Cloppenburg 30, Lönningen 13 und Friesoythe 5⁹⁾. Zahlen für die einzelnen Städte und Gemeinden wurden ab 1837 ermittelt. So lebten 1850 in Vechta 59, Goldenstedt 8, Lohne 6, Krapendorf und Cloppenburg 34, Lönningen 7, 1895 in Vechta 24, Goldenstedt 2, Lohne 1, Krapendorf und Cloppenburg 30, Neuenkirchen 5¹⁰⁾.

Die Tendenz ist also nach der Mitte des 19. Jahrhunderts im ganzen rückläufig, da im Oldenburger Münsterland 1822 101, 1850 114 und 1895 62 Juden festzustellen sind. Erst nach dem 1. Weltkrieg scheint die Zahl wieder leicht angestiegen zu sein, wenn die Zahl der steuerpflichtigen Juden verglichen wird. Sie betrug im Oldenburger Münsterland 1861 20, 1891 16 und 1920 19¹¹⁾. Stets bildeten aber die Juden in diesem Gebiet sowohl im Verhältnis zur Zahl der übrigen Juden des Landes Oldenburg wie zur Zahl der nichtjüdischen Bewohner einen sehr kleinen Prozentsatz¹²⁾.

Diese geringe Zahl erklärt sich zunächst aus den rechtlichen Beschränkungen, denen die Juden in der münsterschen Zeit wie auch bis zur Emanzipation (1849) unter oldenburgischer Herrschaft unterworfen waren. Dazu kommt, daß die wirtschaftlichen Möglichkeiten in Vechta und Cloppenburg und erst recht in den kleineren Orten offenbar bescheidener waren im Vergleich etwa zu Oldenburg, Wildeshausen, Jever, Varel und Delmenhorst, wo sich im Laufe der Zeit größere Judengemeinden bildeten.

Die Verhältnisse der Juden im Fürstentum Münster wurden geregelt durch die noch im 18. Jahrhundert gültige Judenordnung des Bischofs Christoph Bernhard von 1662 sowie durch die Edikte über das Hauptgeleit, die 1720, 1730, 1739, 1749, 1763, 1773, 1784 und 1795 erlassen wurden¹³⁾. Ferner ergingen weitere Verordnungen zur Regelung bestimmter Fragen, so über die Pfandleihe (1708), Beschimpfung vergeleiteter Juden (1768), Hausieren fremder und nichtvergeleiteter Juden (1712, 1723, 1768, 1793) und Entscheidungen des Landrabbiners in Ehe Streitigkeiten und anderen Angelegenheiten (1790)¹⁴⁾. Das Hauptgeleit wurde jeweils auf 10 Jahre erteilt, mußte aber auch beim Tode eines Bischofs und beim Regierungsantritt des Nachfolgers erneuert werden. Für die Erneuerung mußten die Juden im ganzen Bistum 4000, ab 1763 5000 Taler aufbringen, die auf die einzelnen Juden je nach Vermögenslage umgelegt wurden¹⁵⁾. Im Einzelnen wurde in dem Edikt über das Hauptgeleit von 1720 hauptsächlich folgendes festgelegt:

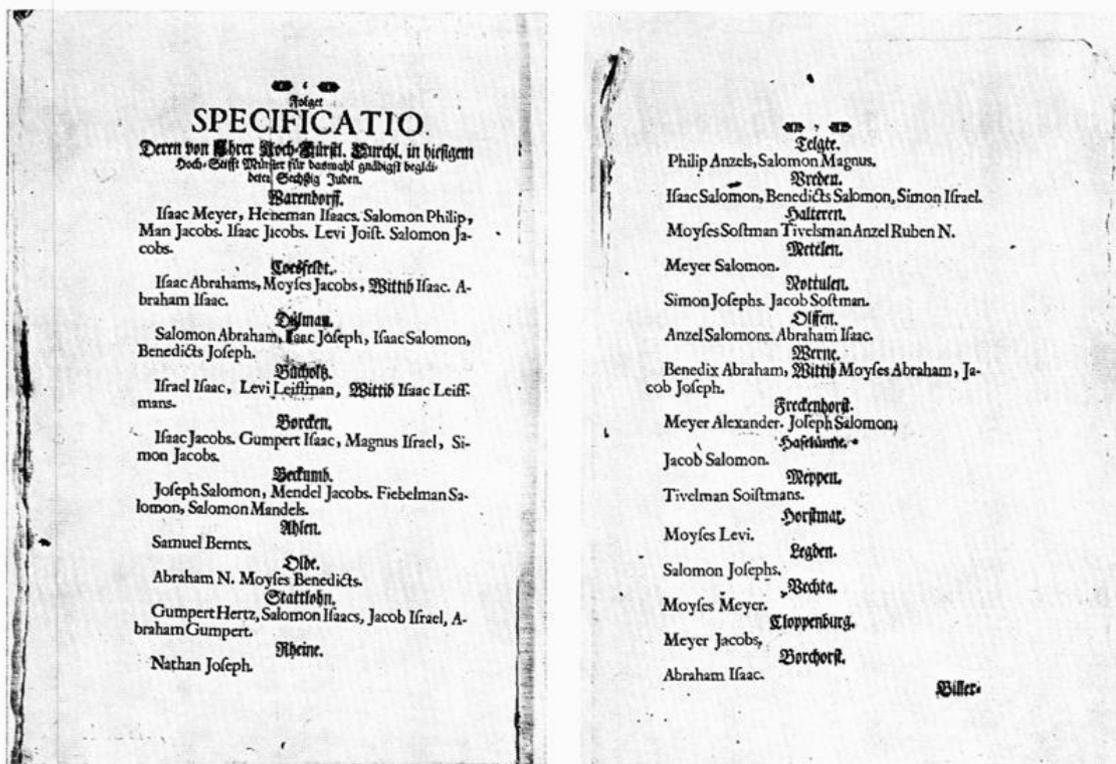


Von Gottes Gnaden Wir
Clement August / Bischoff zu
Münster und Baderborn / Probst des Stiffts Alten-
Nettingen / in Ober- und Nieder- Bavern / auch der
Obern- Pfalz Herzog / Pfalzgraf bey Rhein / Land-
graf zu Leuchtenberg / Burggraf zum Stromberg /
des Heil. Röm. Reichs Fürst / Graf zu Wyrmont /
Herz zu Borckeloh und Wehr / c.

Thuen kund und fügen zu wissen / demnach das denen sambtli-
chen in Unserem Hoch-Stifft und Fürstenthumb Münster sich
häußlich niedergelassenen Juden von Weyl. Unserem Herren
Vorfahren Christmilten Andenkens / wie auch von Unserem Ehr-
würdigen Thumb-Capitul bey legt vorgewesener Sedis Vacanz ertheil-
tes Geläidt bey dem Antritt Unser Hoch-Fürstl. Regierung erloschen/
und dan Uns besagte Juden unterthänigst angesucht und gebetten / Wir
geruheten ihnen ferner in Unseren Landen ihre Wohnung und Aufsent-
halt / wie auch zulässige Nahrung und Gewerbe in Gnaden zu ver-
gönnen / und zu dem End Unser Geläidts-Parent zu ertheilen / daß
Wir solchem gehorsambsten Suchen gnädigst statt gethan / und die
hierneben benahmbfete sechßig Juden sambt deren Familien an denen
specificirten Orten zehen nacheinander folgende Jahren vom 11. Aug.
nächstentwichenen Jahrs an zu rechnen / in Unseren Landts-Fürstli-
chen besonderen Schutz / Schirm und Begleitung auff- und angenom-
men / und sie zu solchem Ende mit diesem Unserem allgemeinen Ge-
läidts-Brieff in Gnaden versehen haben ; Thuen das auch hiemit und
Krafft dieses also und dergestalt / daß bemelte Juden insgesampt /
und ein jeder von denenselben ins besondere alle im Heil. Röm. Reiche
unverbottene und von Uns und Unseren Herren Vorfahren ihnen ver-
willigt- und verstattete und sonst in hiesigem Hoch-Stifft zugelassene
Gewerbe / Handel und Wandel mit Kauffmanschaften und schlach-
ten / (welches letztere jedoch allein auß ihren Häuseren geschehen und
A das

Anfang des Edikts über das Hauptgeleit von 1720 (Nds. St. A. Old., Best. 111-1, Nr. 228)

Die Juden durften alle im Reiche nicht für sie verbotenen Gewerbe, Handel und Schlachtereie betreiben, letzteres aber nur in ihren Häusern. Sie durften Geld ausleihen, wofür sie je nach der Höhe der ausgeliehenen Summen 5 bis 10% Zinsen nehmen durften. Schulen und Synagogen konnten sie nur dort unterhalten, wo dies seit alters hergebracht war gemäß der Judenordnung von 1662. Zivil-, Kriminal- und Fiskalprozesse sollten nur vor der Hofkammer ausgetragen werden. Klagen von Juden gegen Christen hatten vor den zuständigen Gerichten zu erfolgen. Zu den ordentlichen und außerordentlichen Schatzungen, den Einquartierungen und anderen Lasten in den Städten sollten sie einen Jahresbeitrag leisten, durften dabei aber nicht zu hoch veranschlagt werden. Als Friedhof sollte ihnen ein ehrlicher Platz außerhalb der Städte angewiesen werden, wo sie nicht behelligt werden durften. Als ihr Obervorsteher (Obervorgänger), der Streitigkeiten schlichtete sollte, etwaige Strafen verhängen durfte und hierüber berichten mußte, wurde Isaac Abraham in Coesfeld bestätigt. Auch den bisherigen Rabbiner, Moyses Kehn, durfte sie beibehalten. Jährlich war ein Tribut zu entrichten, der von 800 Talern im Jahre 1720 schließlich auf 1100 Taler im Jahre 1795 ansteigen sollte und ebenfalls durch Umlage aufgebracht werden mußte¹⁶⁾. Neuzugelassene Juden hatten eine Kautions von 400 Talern zu stellen. Fremde Juden durften nicht im Lande wohnen. Das Hausieren fremder, unvergeleiteter Juden war nur mit Erlaubnis und Paß gestattet. Am Schluß des Edikts waren dann alle vergeleiteten Juden mit ihrem Wohnort aufgezählt sowie diejenigen, die nur auf Lebenszeit geduldet waren. Diese Bestimmungen wurden bei jeder Erneuerung des Hauptgeleits wiederholt und durch einige weitere Anordnungen ergänzt.



Verzeichnis der Geleitsjuden aus dem Edikt von 1720
(Nds. St. A. Old., Best. 111-1, Nr. 228)



A m t B o c h o l d.

B o c h o l d.		Cosman David Cohn.
Dorus Levi.		Meyer Levi.
Salomon Benjamin.		Jacob Pirluch.
Zaudi Leifman.		Levi Leifman.
Levi Jacob.		Gumpert Leifman.
Michael Isaac.		Isaac Jacob.

A m t M e p p e n.

A s c h e n d o r f f.		M e p p e n.
Abraham Wolff Benjamin.		Joseph Susman.
Joseph Jacob.		Isaac Alexander.
H a s e l ü n n e.		Abraham Leifman.
Samuel Salomon.		Jacob Jacob.
Nathan Jacob.		
Simon Isaac Jonas.		S ö g e l.
H a a r e n.		Wittwe Jacob Joseph.
Salomon Susman.		Moyfes Samuel.
Meyer Susman.		

A m t C l o p p e n b u r g.

C l o p p e n b u r g.		L ö h n i n g e n.
Meyer Leifman.		Wittwe Joseph Sander.
Moyfes Meyer.		Philipp Moyfes.
C r a p e n d o r f f.		Seligman Heyman.
Wittwe Heyman Meyer.		

A m t V e c h t e.

E w i s t e r i n g e n.		Moyfes Moyfes.
Gerson Israel.		Benjamin Joseph Gerson.
V e c h t e.		Wittwe Marcus Moyfes.
Abraham Moyfes.		Levi Anschel.

Schluß des Verzeichnisses der Geleitsjuden aus dem Edikt von 1795. (Nds. St. A. Old., Best. 111-1, Nr. 228)

1749 ist von den für drei Jahre zu wählenden Vorstehern und Beisitzern die Rede¹⁷⁾. 1763 wird verfügt, daß Juden nur einen Knecht halten dürfen und daß der Nachlaß verstorbener oder wegziehender Juden inventarisiert und Abzugsgeld hiervon gezahlt werden solle. Als Rabbiner wird in diesem Jahr Samuel Löb in Bonn genannt. 1773 wird als Nachfolger des Obervorgängers der seit 1772 bestellte Rabbiner, der Hoffaktor Michael Meyer Breslauer in Warendorf genannt, der für die nötigen Schulmeister sorgen soll¹⁸⁾. Für die Neuzulassung waren nunmehr mindestens 500 Taler nachzuweisen. Rabbiner war 1795 David Michael Breslau¹⁹⁾. Die Summe der Kautions bei Neuzulassung wurde im Edikt dieses Jahres auf 1000 Taler erhöht.

Nach der Aufteilung des Bistums Münster und dem Übergang der Ämter Vechta und Cloppenburg an das Herzogtum Oldenburg mußte die rechtliche Lage der Juden neu geordnet werden. Die Kammer erstattete hierzu am 14. 7. 1806 einen Bericht, worin zunächst die bisherigen Rechtsverhältnisse der Juden im Bistum Münster dargelegt wurden²⁰⁾. Als Hauptunterschied im Vergleich mit den ebenfalls noch nicht emanzipierten und in dem

althergebrachten Schutzverhältnis lebenden Oldenburger Juden wurde festgestellt, daß im Gegensatz zu den Bestimmungen in Münster die Zahl der Juden in Oldenburg begrenzt war. Die Schutzjuden zahlten hier eine jährliche Rekognition von 10 Talern und 4 Taler für den Schutzbrief. Auch konnte der Schutz nicht an eine Tochter übergehen, wenn diese mit einem fremden Juden verheiratet war. Um die Juden in den neuerworbenen Gebieten den übrigen Juden des Herzogtums gleichzustellen, sollten die münsterländischen Juden Schutzbriefe nach den Oldenburger Bestimmungen erhalten. Das ist dann auch noch in diesem Jahre geschehen, denn jeder Jude, der bisher vergeblich war, erhielt nun einen Oldenburger Schutzbrief. Trotz der im allgemeinen recht liberalen und toleranten Einstellung der Behörden gegenüber den Juden blieben die Einschränkungen bestehen und wurden auch in der Judenverordnung von 1827 nicht wesentlich gelockert²¹⁾. Danach hatten die Schutzjuden ihre Schutzbriefe vorzulegen, Name und Zahl ihrer Familienglieder und ihr Gewerbe anzugeben und einen festen Familiennamen anzunehmen. Das war bisher auch im Münsterland noch kaum üblich gewesen. Ungeschützte Juden, die auf Erlaubnisschein im Lande wohnten, hatten um eine Schutzkonzession nachzusuchen. Diese Konzession allein verlieh das Recht zu einem selbständigen Gewerbe. Sie durfte nur auf einen Sohn, in der Regel den ältesten, vererbt werden. In Ausnahmefällen durften auch andere Judensöhne eigene Konzessionen erhalten. Die Konzession galt nur für einen bestimmten Ort. Einwanderung und Niederlassung fremder Juden war verboten und nur ausnahmsweise mit landesherrlicher Genehmigung erlaubt. Diese Bestimmung war vor allem für die jüdischen Lehrer wichtig, auf die später im Teil II unter den einzelnen Orten eingegangen werden wird. Ehen durften nur nach amtlicher Erlaubnis geschlossen werden, wenn der Bräutigam Schutz hatte oder der elterliche Schutz auf ihn übertragen wurde. Der Schacherhandel, d. h. Hausier- und Trödelhandel, sollte nach Möglichkeit unterbunden werden. Ein Landrabbiner mit Sitz in Oldenburg sollte berufen werden. Damit erhielten die münsterländischen Juden erstmalig seit 1803 wieder ein geistliches Oberhaupt. Der Landrabbiner hatte die jüdischen Kirchen- und Schulverhältnisse zu beaufsichtigen. Weitere Lehrer oder Priester sollten nur mit Zustimmung der Regierung angestellt werden. Die Kinder hatten, mit Ausnahme des Religionsunterrichts, die Ortsschulen zu besuchen. Listen über Geburten, Heiraten und Todesfälle hatten die Ortspfarrer zu führen²²⁾. Erst mit der Verfassung von 1849 wurden alle diese Einschränkungen für die Juden aufgehoben. 1858 und 1859 wurden die Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten erneut gesetzlich geregelt²³⁾. Es wurden Synagogengemeinden gebildet, die sich mit den Grenzen der Verwaltungsbezirke deckten. So wurde für die Kreise Vechta und Oldenburg je eine Synagogengemeinde eingerichtet. Jede wurde durch den Synagogengemeinderat (1 Vorsteher, 2 Beisitzer) vertreten, der für Kultus und Gemeindevermögen verantwortlich war. Sämtliche Vorsteher und der Landrabbiner bildeten den Landesgemeinderat. Weitere Bestimmungen regelten das Schulwesen und die Aufbringung der Gemeindelasten.

Eine drückende Last bedeuteten für die münsterländischen Juden die Schulden, für die sie noch nach der Aufteilung des Bistums aufkommen mußten²⁴⁾.

1804 betragen die Schulden der gesamten Judenschaft im Hochstift Münster 32 000 Taler. Zu den Versammlungen von Abgeordneten aller Judengemeinden, die 1803 und 1804 in Telgte und Münster zusammentraten, beauftragten die Vechtaer Juden den Vorsteher zu Warendorf und Dülmen, die Cloppenburgern den nichtvergeleiteten Gerson Samuel aus Krapendorf. Die Juden aus diesen beiden Ämtern übernahmen schließlich über 2 444 Taler dieser Schulden, wovon auf das Amt Cloppenburg 987 Taler fielen. Noch 1866 mußten die Juden in Cloppenburg 787 Taler von diesen Schulden abtragen, deren Zinsen durch Umlage von Hausbesitz und Vermögen aufgebracht werden mußten²⁵⁾. Wie diese Schulden entstanden waren, darüber konnten später weder die Juden noch die oldenburgischen Behörden eine ganz eindeutige Erklärung finden. Es soll sich um den Anteil der Juden an den münsterschen Landesschulden gehandelt haben²⁶⁾. Vielleicht waren die Juden noch im Rückstand mit ihren Zahlungen für das Hauptgeleit von 1795 oder die folgenden Jahre oder waren Schulden aus noch früheren Zeiten abzutragen. Denn da die Steuern in weit höherem Maße als die Zahl der Juden anwuchsen, mußten die schuldigen Beiträge zunächst geliehen werden. 1761 hatte so die gesamte Judenschaft des Bistums über 30 000 Taler Schulden²⁷⁾.

Als zu hoch wurden von den Juden manchmal auch die kommunalen Abgaben empfunden, die sie nach den Bestimmungen der Edikte über das Hauptgeleit zu entrichten hatten. Schon 1767 hatte es hierüber in L ö n i n g e n Differenzen gegeben. Der Vorsteher der Wik forderte 8, dann 7½ Taler, der Jude Sanders wollte nur 3 Taler geben. Schließlich blieb es bei 7½ Talern, die auch der neu zuziehende Ph. Moses zahlen sollte. 1779 weigerten sich aber beide, die Zahlung in dieser Höhe zu leisten, weshalb jedem ein Kessel gepfändet wurde. Der Streit zog sich bis 1781 hin²⁸⁾. In V e c h t a zahlten die Juden zunächst insgesamt 40, dann 60 Taler an die Staatskasse bis zur Franzosenzeit. Dann war die Zahlung unterblieben. Die Stadt forderte die rückständigen Gelder, die Juden verweigerten dies. Schließlich einigte man sich 1818 unter Mitwirkung der Regierung auf die Zahlung einer Summe von 155 Talern. In Zukunft sollten dann die Abgaben ganz wegfallen und die Juden wie die anderen Bürger angesetzt werden²⁹⁾.

Auch die Kammer war eingeschaltet worden, die in ihrem Bericht zugunsten der Juden noch vorbrachte, sie seien „gute Unterthanen, gehören zu den folgsamsten Eingesessenen und haben sich während der französischen Invasion der zugesicherten Vortheile unerachtet stets nach ihrer rechtmäßigen Regierung zurückgesehnt“ und hätten „das feindliche Raubsystem“ verabscheut. Die Juden brachten zudem noch vor, sie hätten in der Franzosenzeit außerordentliche Lasten getragen, besonders durch erzwungene Schlachtviehlieferungen, wofür sie keinen Ersatz erhalten hätten³⁰⁾.

In C l o p p e n b u r g war die Lage ähnlich. Hier zahlten die Juden, wie schon die Stadtrechnungen ab 1716 nachweisen³¹⁾, zunächst je 5 Taler, dann 7 Taler, 36 Grote an die Stadtkasse, in Krapendorf 3 Taler an die Wikboldskasse. In der Franzosenzeit entfielen diese Zahlungen. Die Stadt forderte 1817 zunächst die Rückstände ab 1814 ein, aber die Juden verweigerten die Zahlung. 1822 verwandte sich auch das Amt Cloppenburg für sie und

verwies dabei auf das Beispiel Vechta, wo den Juden die Abgaben auch erlassen worden seien. So könnte in Cloppenburg ebenfalls verfahren werden und „unsere arme Juden“, die nach ihrem Vermögen nicht mit denjenigen in Vechta zu vergleichen seien und hauptsächlich vom Schlachten und vom Ackerbau lebten, verdienten eine ebensolche Begünstigung. Die Regierung gab dieser Empfehlung 1823 nach und verfügte die Befreiung von den bisherigen Abgaben, wogegen sich die Juden verpflichten sollten, die anderen Kommunallasten wie die übrigen Bürger zu tragen³²).

Bis zur Emanzipation haben die Juden des Oldenburger Münsterlandes nur Handel und Schlachtereier, vereinzelt auch Geldleihe betrieben, wie ihnen dies schon in münsterscher Zeit gestattet war. Nur einmal ist ein Ackermann erwähnt, der zugleich schlachtete³³). Unter der oldenburgischen Herrschaft durften die Juden vor 1849 auch als niedere Beamte oder als Ärzte tätig sein³⁴). Von dieser Möglichkeit hat nur der von 1839 — 1845 in Cloppenburg beschäftigte Landgerichtskopist Ildau Gebrauch gemacht³⁵). Auch nach 1849 haben die münsterländischen Juden fast ausschließlich vom Handel oder der Schlachtereier gelebt. Die daneben vertretenen Berufe eines Schneiders (in Cloppenburg) und Lohgerbers (in Vechta) hängen mit den bei Juden beliebten Handelsgegenständen zusammen (Textilien, Häute, Felle). Ständig anwesende Akademiker fehlten völlig. Nur 1885 amtierte als Hilfsrichter in Vechta und von 1886 — 1895 als Amtsrichter in Lönningen Emil Weinberg, der einzige ungetaufte Jude, der jemals im oldenburgischen Staate eine höhere Staatsstelle bekleidet hat³⁶). Lediglich vorübergehend hielt sich in Neuenkirchen ein Arzt auf (1890).

Über Art und Umfang des Handels liegen schon seit dem 18. Jahrhundert genauere Angaben vor. Schon 1713 heißt es vom zuerst und damals als einzigem genannten Juden in C l o p p e n b u r g , er handele mit allen Waren³⁷). 1735 verkauften die Juden in V e c h t a Stoffe, Nesseltuch und Fleisch³⁸), 1737 ebenda Kattun, Seide, Wollstoffe, Tee, Kaffee, Gold, Silber, Kalb- und Rinderfelle³⁹). 1749 erhielt die Jüdin in L ö n n i n g e n die Erlaubnis zum Tabakhandel⁴⁰). 1767 und 1769 ist ihr zweiter Mann, J. Sanders, Gläubiger des Freiherrn von der Horst zu Huckelrieden, der ihm kostbares Geschirr, Schmuck und wertvolle Kleidungsstücke verpfändet hatte⁴¹). 1770 betrieb ein V e c h t a e r Jude Vieh- und Lederhandel⁴²). Der bereits genannte Sanders in L ö n n i n g e n handelte 1771 mit „allen erdenklichen Waren“, nämlich alten Kleidern, Laken, seidenen und halbseidenen Stoffen, allerhand Bandwerk, unterhielt daneben einen Laden mit Fetten und Kolonialwaren („Schmier- und Crudenierwinkel“), betrieb besonders umfangreich die Schlachtereier und betätigte sich auch im Geldwechsel. Seine Geschäfte sollen umfangreicher als zwei der berühmtesten Geschäfte in großen Städten gewesen sein⁴³). Freilich muß bei solchen Urteilen berücksichtigt werden, daß sie von der betroffenen nichtjüdischen Konkurrenz ausgesprochen wurden, auf die noch einzugehen werden wird. 1774 ist vom Handel der Juden mit gebrachten Kleidern in V e c h t a die Rede⁴⁴). 1781 sollen die L ö n n i n g e r Juden mit Fleisch hausiert haben⁴⁵). Besonders ausführliche Angaben liegen aus den Jahren 1804 und 1805 für V e c h t a vor. Zuvor hätten die dortigen Juden nur einen kleinen Bandhandel, Handel mit fettem Vieh, Fellen, alten Kleidern und altem Silber betrieben, jetzt unterhielten

sie offene Läden mit Ellen- und Tuchwaren und führten jährlich fuderweise Felle und Leder en gros auf die Braunschweiger Messe⁴⁶). 1805 berichtete das Amt Vechta an die Kammer in Oldenburg sehr eingehend über den Handel der 6 Vechtaer Juden. Dieser umfaßte in mehr oder weniger großem Umfang folgende Gegenstände: Leinwand, Zitz, Kattun, Nesselstuch, Manchester, allerhand Ellenwaren, Pferde-, Kuh-, Kalb- und Schaffelle, alte Kleider, Spitzen, Band, Federn, auch schlachteten die Juden je nach Jahreszeit Kühe, Kälber oder Schafe zum Verkauf. Der Handel des einen Juden wird als ziemlich bedeutend, der von 2 Juden als mittelmäßig, der der übrigen 3 Juden als unbedeutend bezeichnet⁴⁷). Die münsterländischen Juden erreichten aber nie solche Einkünfte wie manche Juden im übrigen Herzogtum, und nur einmal ist ein Cloppenburgischer Jude in einer der höheren Steuerklassen registriert worden⁴⁸).

Das Verhalten der Behörden und der Bevölkerung gegenüber den Juden war unterschiedlich. Hatten die Behörden sowohl in der münsterschen Zeit wie auch später vor der Emanzipation die Juden in der Regel gemäß dem Wortlaut der Judenverordnungen in ihren beschränkten Rechten geschützt, wenn auch teilweise nur aus fiskalischen Gründen, so haben bestimmte Bevölkerungskreise ihre Abneigung, vor allem im 18. Jahrhundert, oft schriftlich oder gar handgreiflich spüren lassen. Diese Gegnerschaft war noch keineswegs aus rassistischen Vorurteilen entstanden, sondern hatte wirtschaftliche und religiöse Gründe, wobei die letzteren wohl manchmal zum Deckmantel der ersteren erhalten mußten.

Die Beschwerden gegen Art und Umfang des jüdischen Handels gingen von den betroffenen Konkurrenten aus, also den Kaufleuten oder Handwerkern, wurden aber oft auch von dem Magistrat der Städte vorgebracht, der sich fast ausschließlich aus diesen Kreisen zusammensetzte. Diesen Beschwerden verdanken wir die ausführlichen Angaben über den Handel der Juden, die oben schon ausgewertet wurden. Hier sollen nur noch einmal kurz die Beschwerdeführer mit ihren Anklagepunkten aufgeführt werden. Schon 1751 hatten sich Bürgermeister und Rat in F r i e s o y t h e , wo keine Juden ansässig waren, gegen den Handel eines Judenknechts in Friesoythe gewandt. Dieser, ein Bruder des Geleitsjuden Lefmann Meyer in Cloppenburg, hatte angeblich ohne Erlaubnisschein Handel getrieben und seine Waren trotz mehrmaliger Verbote zum Fenster ausgehängt. Die Stadt beschlagnahmte diese Waren, wogegen der Jude mit Erfolg bei dem Amtsrentmeister Protest einlegte. Der Beamte befahl der Stadt bei Strafe, die beschlagnahmten Waren zurückzugeben⁴⁹). 1757 baten Bürgermeister und Rat zu V e c h t a unter Befürwortung des Amtsrentmeisters die Hofkammer in Münster, sie möge die beantragte Niederlassung eines vierten Juden aus Cloppenburg, eines anderen Bruders des oben genannten Lefmann Meyer, in Vechta nicht zulassen. Die bereits hier wohnenden Juden breiteten den Handel zusammen mit den benachbarten hannoverschen Juden immer mehr aus und hätten schon jetzt einen großen Handel in der Stadt und auf dem Lande. Sie hausierten und kauften alles, was vorkommt. Auch dieses Gesuch sowie der Versuch, die Anmietung eines Hauses zu hintertreiben, blieben erfolglos, da der Antragsteller, Meyer Meyer, 1762 das Geleit für Vechta sowohl zur Heirat wie zur Niederlassung erhielt⁵⁰). 1765

beschwerten sich die Kaufleute in Vechta über den Hausierhandel der Juden auf dem Lande sowie darüber, daß die Juden „sich ungescheuet erfrechen“, verbotswidrig mehr als einen Knecht zu halten. Die Juden wurden hierauf vor den Rentmeister zitiert, rechtfertigten sich und brachten ihrerseits verschiedene Klagen vor. So hatte die Stadt wiederum einen bereits abgeschlossenen Mietvertrag rückgängig machen lassen, „woraus mit wenigen zu sehen, wie ein Jud dahie nachgetrachtet wird“. Der Rentmeister verlas in Gegenwart von zwei Vertretern der Kaufleute den Juden noch einmal den Text des Edikts über das Hauptgeleit und ermahnte sie zur Einhaltung, doch gaben sie nicht zu, dagegen verstoßen zu haben⁵¹). Fünf Jahre später beklagten sich die Kaufleute und Kramer erneut darüber, daß die Juden selber oder durch Knechte auf den Dörfern hausierten⁵²). 1771 beschwerten sich die Kaufleute des Wikbolds L ö n i n g e n über den dortigen Juden Sanders, der „durch sicheren Canalem besonders reich geworden“ sei und so umfangreichen Handel treibe, daß er die wenigen Kaufleute in Lönningen zu ruinieren trachte. Auch hielte er verbotenerweise 2, bisweilen 3 Knechte und verkaufte manchmal unter dem Preis. Der Zweck dieser Eingabe war, daß Sanders höhere Abgaben zahlen solle. Die Hofkammer reagierte äußerst scharf auf diese Bittschrift. Der Jude solle mit keinen Nebenabgaben belastet werden, und dem Verfasser der Eingabe wurde angedroht „und haben sich übrigens der Conciipient gegenwärtiger Bittschrift sowohl als die supplicirende Kaufleute künftighin von Verfassung und Überlegung derley anzüglichen Schriften bey namhafter Strafe zu enthalten“⁵³). 1772 sprach sich der Amtsrentmeister in einem angeforderten Bericht an die Hofkammer gegen die Niederlassung eines fünften Juden in V e c h t a aus, da die christlichen Kaufleute beeinträchtigt würden und die meisten jüdischen Händler erfolgreicher seien als fast alle Kramer und Handelsleute⁵⁴). Kurz darauf (1774) hatte sich das Schneideramt derselben Stadt über den Kleiderhandel der Juden beschwert. Diese führten ganze Kasten und Ballen wollener Kleider aus Holland und anderen Ländern ein und verkauften sie an Fest- und Feiertagen. Die Amtsmeister hatten zur Selbsthilfe gegriffen und einige vor den Türen ausgehängte Kleider weggenommen. Gegen den Einspruch der Juden verwahrten sie sich mit der Beschuldigung, „daß es hier das Ansehen gewinnen will, als solle supplicirenden Zunftgenossen von dieser verschmitzten Nation das Netz über die Ohren gezogen, die Nahrungsmittel gänzlich abgeschnitten und ohne Rücksicht erstbemeldten landesherrlichen Privilegii sach- und köstenfällig geurtheilet werden“. Doch wurde den Handwerkern bedeutet, daß ihr Beruf im Kleidermachen bestünde und den Juden der Kleiderhandel nicht verboten sei. Nur sei darauf zu achten, daß keine alten Kleider aus verseuchten Gebieten eingeführt würden⁵⁵). In L ö n i n g e n herrschten jahrelange Auseinandersetzungen zwischen dem Bürgermeister und den Juden über die Höhe der von letzteren zu zahlenden Abgaben, worüber schon oben berichtet worden ist. Schließlich hatte der Bürgermeister die Juden mehrfach gepfändet. Auch hier ertönten 1781 die gleichen Vorwürfe wie anderswo. Die Juden trieben „mit allerhand Waren judenmäßig starcke Handlung“, nähmen den christlichen Kaufleuten „sozusagen die Nahrung vor der Nase weg“, hätten bald 2, bald 3 Knechte und hausierten täglich

mit Fleisch⁵⁶). 1794 mußte die Hofkammer dem Bürgermeister zu F r i e s o y t h e befehlen, daß die Stadt den Knecht eines Löninger Juden nicht am Handel hindern dürfe, da dieser laut Hauptgeleit einen Knecht halten dürfe. Doch sollte untersucht werden, ob etwa ein Cloppenburger Jude dort durch einen zweiten, also unerlaubten Knecht handelte. Den Hinweis auf letzteren hatte übrigens der Löninger Jude gegeben. Konkurrenzneid war also auch unter den Juden nicht unbekannt⁵⁷). 1802 und 1804 führten die Tuchhändler bzw. die „Kristen Kaufleute“ in V e c h t a Klage über den Tuchhandel der Juden in Vechta und den Hausierhandel außerhalb der Stadt. Die Juden erlaubten sich mit unerlaubten Mitteln immer größere Anmaßungen und den christlichen Kaufleuten drohe der gänzliche Ruin. Der Tuchhandel sei in ihren Händen und sie übervorteilten die Bauern durch wohlfeilen Kauf. Im Amt Diepholz sei daher der Tuchhandel ausschließlich den Christen vorbehalten. Selbst wenn der Handel reell wäre, so beeinträchtigten sie doch durch das Anwachsen ihrer Familien und des Personals den Handel der christlichen Kaufleute. Künftig möchte daher zu den 6 vergeleiteten Juden kein weiterer Jude zugelassen werden⁵⁸).

Standen keine ausgesprochen wirtschaftlichen Motive im Vordergrund der ablehnenden Haltung, dann waren religiöse Vorurteile wirksam oder wurden vorgeschoben, um die Ausbreitung der Juden zu verhindern oder einzuschränken. Das wird schon aus dem ältesten überlieferten Vorfall dieser Art deutlich. 1724 hatte der Jude Moyses Nathan ein Haus an der „Richten und Großen Straßen“ in V e c h t a gekauft. Die Stadt hatte widersprochen, da durch diese Straße dreimal jährlich, nämlich zu Himmelfahrt, Fronleichnam und Johannestag, die Prozessionen nach der Kapelle auf dem Esch führten. Der Jude war daraufhin von dem Kauf zurückgetreten, wollte aber ein besseres Haus an derselben Straße kaufen. Die Stadt wünschte nun, daß eine kurfürstliche Verordnung erlassen würde, die solche Hauskäufe an der „principalesten“ Straße den Juden untersagte. Ob die Stadt hiermit Erfolg hatte, ist nicht überliefert⁵⁹). Ähnliche Vorwürfe, die sich allerdings gegen die Religionsausübung an einem Prozessionsweg richtete, wurden auch in anderen Orten des Hochstifts erhoben, so 1743 in Bocholt, und zwar von Seiten der Geistlichkeit⁶⁰). 1735 hatte man in Vechta gar anläßlich einer laufenden Klagesache gegen die Juden diese mit der Androhung einzuschüchtern versucht, man wolle ihre religiösen Zeremonien durch Verbrennung der hierzu nötigen Gegenstände und Bücher stören. Der Jude Moyses Nathan von Rheine, der dies bei der Hofkammer vorbrachte, sah dahinter nur den Neid der Kaufleute „als dem Bürgermeister und seinesgleichen“, denen der wohlfeile Verkauf der Juden unangenehm sei. Die Hofkammer schrieb auf diese ihrer Ansicht nach begründete Beschwerde an den Amtsrentmeister, es sei nicht die Absicht des Kurfürsten, die von ihm vergeleiteten Juden „in stiller Übung ihrer Ceremonien“ zu beeinträchtigen, solange sie keine fremden Juden hinzuzögen. Dadurch würde auch dem Publikum kein Skandal gegeben. Der Rentmeister solle daher die Religionsübung der Juden gegen jedermann schützen und dem Bürgermeister befehlen, die Juden darin nicht zu stören. Diese dürften nur keine fremden Juden zulassen und ohne Erlaubnis bei sich übernachten lassen⁶¹). In ihrer schon erwähnten Beschwerde von 1757 gegen die Niederlassung

eines vierten Juden wiederholten Bürgermeister und Rat zu Vechta das Argument von 1724. Sie beklagten sich nämlich auch darüber, daß dieser Jude eines der besten Bürgerhäuser in der Hauptstraße angeheuert habe, durch die alle Prozessionen gingen⁶²). Selbst als er 1762 die Erlaubnis des Domkapitels zu Münster erhalten hatte, nach jüdischem Brauch Hochzeit zu halten, befahl das Kapitel dem Beamten zu Vechta ausdrücklich, den Juden und seine Gäste vor allem „An- und Überfall“ zu schützen. Der Mietvertrag für das von dem Brautpaar angemietete Haus war rückgängig gemacht worden, weil der Pastor der Vermieterin verboten hatte, mit einem Juden im gleichen Haus zu wohnen⁶³). Dies entsprach übrigens durchaus damaligen Bestimmungen im Stift Münster, da es den Juden dort verboten war, mit Christen in einem Haus zu wohnen oder mit ihnen zu essen⁶⁴). Handgreiflich war man in Vechta schon 1737 gegen einen Juden geworden, dem man ohne Ursache Fenster und Türen mit Steinen beworfen hatte⁶⁵). Belästigungen waren offenbar auch bei Beerdigungen zu befürchten. Als in L ö n i n g e n 1747 Abraham Jacob gestorben war, bat seine Witwe den dortigen Richter an einem Sonntagmorgen, er möge ihr jemand bei der Beerdigung mitgeben, weil sie einen Tumult unter den Leuten befürchtete. Da sie aber die Beisetzung ausgerechnet während der Frühmesse veranstaltete, wurde ihr das als eine Handlung „zum Skandal der christkatholischen Kirche“ ausgelegt. Über den Vorgang wurde an die Hofkammer berichtet, und erst nach erfolgtem Verhör wurde nach 5 Monaten verfügt, die Jüdin sei von einer Schuld freizusprechen, da sie ihren Mann nach jüdischem Gesetz und ohne Mutwillen während der Kirchzeit beerdigt habe⁶⁶).

Die religiös motivierte Abneigung der Christen äußerte sich vor allem in der Passionszeit, da man den Juden die Schuld am Tode Christi beimaß. In V e c h t a fanden Karfreitagsprozessionen statt, in denen die Passionsgeschichte durch verschiedene verkleidete Personen illustriert wurde. Dabei pflegten auch Juden dargestellt zu werden. 1771 hatte der Bischof von Münster diese Prozessionen verboten. Als 1780 der Pastor Schwers darum bat, diese Prozessionen wieder zu gestatten, gab der Bischof hierzu keine Erlaubnis, denn solche Aufführungen gehörten auf das Theater und nicht in kirchliche Veranstaltungen⁶⁷). Zu schlimmen Ausschreitungen kam es etwas später mehrere Jahre hindurch in C l o p p e n b u r g anlässlich der am Gründonnerstagabend durchgeführten Prozession nach Bethen. Im Anschluß daran warfen die Teilnehmer vor die Türen der Juden in Cloppenburg und Krapendorf große Mengen von Kieselsteinen. Obwohl die Beamten regelmäßig darüber an die Hofkammer berichteten und auch das Generalvikariat eingeschaltet wurde und mehrfache Verbote ergingen, wurde über diese Belästigungen noch bis 1802 geklagt⁶⁸).

Bei dieser intoleranten Einstellung ist es nicht verwunderlich, daß offenbar Ehen zwischen Juden und Christen in früheren Zeiten überhaupt nicht geschlossen wurden und daß auch Judentaufen kaum vorkamen. 1781 wurde in V e c h t a ein etwa zweijähriges Kind auf den Namen Franziska Friederike getauft, das von jüdischen Eltern in Merzenich (?) stammen sollte⁶⁹).

1847 trat der aus einer streng jüdischen Familie in Krotoschin stammende Wladimir Wilhelm im Alter von 30 Jahren in Goldenstedt zum Christentum über und nahm die Vornamen Gregor Ludger an. Er war bis

dahin Lehrer in der einzigen jüdischen Familie dieses Ortes gewesen⁷⁰⁾. Ein Übertritt soll vor 1800 in Dinklage erfolgt sein, doch konnte hierüber nichts näheres ermittelt werden⁷¹⁾.

Im 19. Jahrhundert scheint das Verhältnis zwischen Christen und Juden im Oldenburger Münsterland nicht schlecht gewesen zu sein. Zum Bau der Synagoge in Cloppenburg (1865/1866) trugen auch die katholische wie die evangelische Kirchengemeinde des Ortes bei. Auch nach 1933 fehlte es nicht an Unterstützungen und Anteilnahme für die Juden, solange dies noch möglich war. An der Beerdigung einer Jüdin in Vechta nahmen ostentativ und trotz Verbot zahlreiche Christen teil⁷²⁾. Im übrigen aber mußten die Juden das Schicksal aller deutschen Juden erleiden. Ein Teil konnte auswandern, der verbliebene Rest kam meist in Gefängnisse oder Lager, und nur wenige haben das überlebt. Im Teil II, der die Juden in den einzelnen Gemeinden behandeln wird, wird darüber noch berichtet werden.

- ¹⁾ H ä n d e l, Konrad, Zur Geschichte der Juden in Vechta, insbesondere in der Zeit von etwa 1720 - 1870, 1948, Masch. schr., Niedersächs. Staatsarchiv Oldenburg, Best. 297 B, 145 (alle künftig mit der Bezeichnung „Best.“ zitierten Signaturen beziehen sich auf Akten des Staatsarchivs Oldenburg). Händel hat hierzu die Akten des Kreis- und Stadtarchivs Vechta benutzt.
- ²⁾ T r e p p, Leo, Die Landesgemeinde der Juden in Oldenburg (Old. Balkenschild, H. 25-28, 1965); S c h i e c k e l, H., Die oldenburgischen Juden in Wirtschaft u. Gesellschaft im 19. Jahrhundert (Niedersächs. Jahrb. f. Landesgesch., Bd. 44, 1972, S. 275 ff.); T r e p p, Leo, Die Oldenburger Judenschaft, Oldenburg 1973.
Auch die ältere Arbeit von R i x e n, Carl, Geschichte und Organisation der Juden im ehemaligen Stift Münster, Münster 1906, enthält nur wenige Angaben über die Juden in den Ämtern Vechta und Cloppenburg.
- ³⁾ Old. Urk.buch V, Nr. 399.
- ⁴⁾ Ebd., I, Nr. 28, 34.
- ⁵⁾ Best. O, Nachbarterritorien, Hochstift Münster, 1539, November 27. — Die Urkunde fand schon früh das Interesse der oldenburgischen Historiker, da sie R u n d e in der Old. Zeitschr. 3(1806), S. 173 ff. veröffentlicht hat.
- ⁶⁾ Die gedruckten Edikte der Bischöfe von Münster über das Hauptgeleit finden sich in folgenden Akten: Staatsarch. Münster, Fürstentum Münster, Hofkammer XXIII 28 (1773, 1784, 1795); Staatsarch. Old., Best. 111 - 1, Nr. 228 (1720, 1763, 1773, 1784, 1795); Best. 262 — 12, Nr. 316 (1749); Best. 292, Nr. 3a, I (1773 mit handschriftl. Verbesserungen nach dem Stande von 1784), IV (1739). Die Namen der Geleitsjuden aus den Jahren 1720, 1763 und 1795 veröffentlichte N i e b e r d i n g, Allmälige Zunahme der Judenfamilien in den Kreisen Vechta und Cloppenburg (Old. Blätter 1834), S. 140. Das Edikt von 1720 ist abgedruckt bei R i x e n, a. a. O., S. 75 ff. Ebd., S. 8 ff. eine Aufstellung über die Zahl der Juden im gesamten Stift und die Zahl der Geleitsjuden in den einzelnen Orten von 1560 — 1795. — Vgl. auch die Abbildungen auf S. 163 bis S. 165 mit Ausschnitten aus den Edikten von 1720 und 1795.
- ⁷⁾ Best. 111 — 1, Nr. 234. — Vgl. auch die Abb. auf S. 161.
- ⁸⁾ Ebd. — Auch die Zahlenangaben für Vechta berücksichtigen nicht die auswärts verheirateten oder dienenden Töchter. — Twistringern wird in die folgende Darstellung nicht mehr einbezogen. Aus den Judenlisten in den Edikten über das Hauptgeleit sollen aber wenigstens die Namen mitgeteilt werden. 1739 und 1749 Jacob Kallmann oder Calomon, 1763 Gerson Israel (an Stelle des vorigen), 1773, 1784 und 1795 derselbe.
- ⁹⁾ S c h i e c k e l, a. a. O., S. 294.
- ¹⁰⁾ Ebd., S. 295. Weitere Zahlen werden im Teil II unter den einzelnen Gemeinden mitgeteilt.
- ¹¹⁾ S c h i e c k e l, a. a. O., S. 299.

- ¹²⁾ Vgl. ebd., S. 296, die Prozentzahlen für den Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung. In der münsterschen Geest betragen diese 1837 und 1885 0,16 und 0,17 %, während in der übrigen Geest 0,57 und 0,58 und in der Marsch 0,31 und 0,20 % der Bevölkerung jüdisch war.
- ¹³⁾ S. o., Anm. 6.
- ¹⁴⁾ Zusammenstellung der Daten dieser Verordnungen Best. 292, Nr. 14. Die Verordnungen von 1708, 1723 und 1768 sind einigen der Edikte über das Hauptgeleit in vollem Wortlaut beigefügt. Zum Inhalt der Verordnungen vgl. die Arbeit von Rixen.
- ¹⁵⁾ Rixen, a. a. O., S. 43.
- ¹⁶⁾ Ebd.
- ¹⁷⁾ Die Vorsteher und Beisitzer werden erstmalig 1777 im Adreßkalender des Hochstifts Münster genannt, und zwar neben dem Landrabbiner 3 Vorsteher und 3 Beisitzer, darunter Leefmann Meyer aus Cloppenburg (Bernhard Brillling, Eine hebräische Handschrift aus Warendorf, Westfalen, Bd. 40, 1962, S. 339 f.).
- ¹⁸⁾ Über ihn und seine z. T. geadelten Nachkommen s. Heinrich Schnee, Die Hoffinanz u. der moderne Staat, Bd. 3, Berlin 1955, S. 27 ff., 62 ff.; Bd. 4, 1963, S. 337 f.; Bd. 5, 1965, S. 241 f.; Bd. 6, 1967, S. 49, 153 ff.; Brillling, a. a. O., S. 339 ff.
- ¹⁹⁾ Sohn des Michael Meyer Breslauer (Schnee, a. a. O., Bd. 3, S. 64 f.). Text der Bestalung zum Landrabbiner 1790 s. Bernhard Brillling, Beiträge zur Biographie des letzten Landrabbiners von Münster, Abraham Sutro (1784 - 1869), I. („Udim“, Zeitschr. der Rabbinerkonferenz in der Bundesrepublik Deutschland, H. III, 1972, S. 48 ff.).
- ²⁰⁾ Best. 31 — 6, 43, 5, Bl. 80.
- ²¹⁾ Gesetzsammlung f. d. Herzogtum Oldenburg, Bd. 5, 1828, S. 470 ff.
- ²²⁾ Diese Listen sowie die später vom Landrabbiner geführten Geburts-, Heirats- und Sterberegister wurden im Landrabbinat verwahrt und gelangten nach 1933 an das Staatsarchiv Oldenburg. 1945 wurden die älteren Bände nach Jerusalem abgegeben (jetzt: Central Archives for the History of the Jewish people), die jüngeren an den Landesverband jüdischer Gemeinden in Niedersachsen in Hannover. Von allen Büchern befinden sich Filme im Staatsarchiv Oldenburg, von den älteren Bänden auch eine Namenkartei.
- ²³⁾ Gesetzsammlung f. d. Herzogtum Oldenburg, Bd. 16, 1858, S. 292 ff.; Bd. 17, 1859 — 1861, S. 9 ff.
- ²⁴⁾ Hierzu und zum folgenden Best. 70, Nr. 3020, Fasc. 1.
- ²⁵⁾ Best. 70, Nr. 3007, Fasc. 10.
- ²⁶⁾ Best. 31 — 9, 46, 44, Bl. 21; Best. 71-5, Nr. 2110.
- ²⁷⁾ Rixen, a. a. O., S. 44.
- ²⁸⁾ Best. 110, Nr. 952.
- ²⁹⁾ Best. 70, Nr. 3019, Fasc. 3.
- ³⁰⁾ Best. 31 — 9, 46, 44, Bl. 4 ff., 13.
- ³¹⁾ Best. 262 — 12, Nr. 346 ff.
- ³²⁾ Best. 70, Nr. 3019, Fasc. 2.
- ³³⁾ Israel Salomon in Barbel. Über den sonst kaum von Juden ausgeübten Beruf des Landwirts s. Schieckel, a. a. O., S. 285.
- ³⁴⁾ Ebd., S. 288.
- ³⁵⁾ Ebd. — Über ihn und seine Familie s. Teil II unter Cloppenburg.
- ³⁶⁾ Schieckel, a. a. O., S. 289.
- ³⁷⁾ Best. 110, Nr. 952, Bl. 2.
- ³⁸⁾ Best. 111—1, Nr. 231.
- ³⁹⁾ Händel, a. a. O., S. 12.
- ⁴⁰⁾ Best. 110, Nr. 952, Bl. 5 f.
- ⁴¹⁾ Best. 272 — 17, Nr. 559.
- ⁴²⁾ Best. 111 — 1, Nr. 238.
- ⁴³⁾ Best. 110, Nr. 952, Bl. 13 ff.
- ⁴⁴⁾ Best. 111 — 1, Nr. 241.
- ⁴⁵⁾ Best. 110, Nr. 952, Bl. 59.
- ⁴⁶⁾ Best. 111 — 1, Nr. 230.
- ⁴⁷⁾ Best. 111 — 1, Nr. 229.
- ⁴⁸⁾ Schieckel, a. a. O., S. 303.
- ⁴⁹⁾ Best. 70, Nr. 3020, Fasc. 1.
- ⁵⁰⁾ Best. 111 — 1, Nr. 228, Nr. 231.
- ⁵¹⁾ Best. 111 — 1, Nr. 230.
- ⁵²⁾ Ebd.

- ⁵³⁾ Best. 110, Nr. 952, Bl. 13 ff.
⁵⁴⁾ Best. 111 — 1, Nr. 239.
⁵⁵⁾ Best. 111 — 1, Nr. 241.
⁵⁶⁾ Best. 110, Nr. 952, Bl. 59.
⁵⁷⁾ Best. 70, Nr. 3020, Fasc. 1.
⁵⁸⁾ Best. 111 — 1, Nr. 230.
⁵⁹⁾ Best. 111 — 1, Nr. 231.
⁶⁰⁾ R i x e n, a. a. O., S. 51.
⁶¹⁾ Best. 111 — 1, Nr. 231.
⁶²⁾ Ebd.
⁶³⁾ Best. 111 — 1, Nr. 238.
⁶⁴⁾ R i x e n, a. a. O., S. 65.
⁶⁵⁾ H ä n d e l, a. a. O., S. 3.
⁶⁶⁾ Best. 110, Nr. 1038.
⁶⁷⁾ Karl W i l l o h, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Köln, Bd. 3, S. 305 f. H ä n d e l, a. a. O., S. 34, erörtert die Frage, ob etwa echte Juden mitgeführt wurden, wie es in St. Hülfe der Fall gewesen sein soll.
⁶⁸⁾ Best. 110, Nr. 1021. Hiernach W i l l o h, Bd. 4, S. 292 ff.
⁶⁹⁾ Best. 111 — 1, Nr. 236; W i l l o h, Bd. 3, S. 135.
⁷⁰⁾ H ä n d e l, a. a. O., S. 29, 32.
⁷¹⁾ Ebd., S. 32.
⁷²⁾ T r e p p, Die Landesgemeinde, S. 36.

Alte Grabplatten und Epitaphe in Südoldenburg

II. Teil

VON FRANZ HELLBERND

Grabsteine an der Propsteikirche „St. Georg“ in Vechta

Nr. 6 Grabstein des Pastors Hesselmann außerhalb der Kirche an der Rückwand des Chores. Er hat eine Größe von 207 x 98 cm und ist aus weißgrauem Kalksandstein hergestellt. Die Inschrift ist bis auf den letzten Satz in Latein abgefaßt. Sie ist erhaben gearbeitet bis auf den Nachtrag, der eingemeißelt ist. Da einige Buchstaben im Laufe der Jahre völlig verwittert sind und einige Abkürzungen nicht gedeutet werden konnten, kann der Text nicht zweifelsfrei rekonstruiert werden. In der folgenden Darstellung sind unleserliche Buchstaben sinnvoll ergänzt worden, sie stehen in runden Klammern. Die Buchstaben in den eckigen Klammern sind zum besseren Verständnis ergänzte Abkürzungen.

Die Inschrift lautet:

Hic Abscondito et Salvatori nro [=nostro]
in venerationem
SIBI
in piam ab Obitu Mem. [oriam]
TIBI
in Astid. Viator Monim.
ut Majest. [atem] Ejus Hic supplex Adores
et pro se exores
ARNOLDUS HESSELMAN
natus Mon. [asterii] Westph. [alorum] A^o 1657 28. Aug.
s. [acrae] theol. [ogiae] Lit. Ord. [inibus] sacris Decoratus Romae
in coll. [egio] Germ. [anico]
ex(inde) Scholastro in Horstmar
voc(at)um sequens factus L 1688 huic Loco
PASTOR
Quid qua ju(tent) Egerit . . . habens
Dum qui sibi propitius sit novisse
cat. vanitatem ratus
Viv [us] Pos [uit]
Obiit diem suum [ab hier beginnen andere Schriftzeichen]
A^o 1712 Die 12. Maji
Er und Aller Christg. [läubigen] Seelen
Ruhem in Friede

Wie ersichtlich umfaßt die Inschrift zwei lange, ineinanderverschachtelte Sätze, die man kaum wortwörtlich übersetzen kann. Sinngemäß übertragen besagt der Inhalt folgendes:

Arnold Hesselman, geboren zu Münster in Westfalen, im Germanicum zu Rom in der heiligen Theologie ausgebildet und zum Priester geweiht, später Scholaster am Stift in Horstmar, seit 1688 Pfarrer dieses Ortes (Vechta) hat noch zu seinen Lebzeiten dieses Denkmal errichtet, eingedenk der Ver-



Nr. 6 Grabdenkmal des Pfarrers A. Hesselmann, Vechta

gänglichkeit allen Lebens. In den ersten Zeilen wendet sich Pastor Hesselmann gewissermaßen an den Wanderer, der hier an seinem späteren Grabe stehen wird, mit der Aufforderung, im Angesichte des Grabmals für seine Seele zu beten. Das Grabmal habe er zur Ehre des Heilandes und Erlösers und für sich selbst zum frommen Gedächtnis anfertigen lassen, damit man hier Gottes Majestät demütig verehere und für die arme Seele des Verstorbenen ein Gebet spreche. Nach dem Tode wurde die Inschrift durch die Eintragung des Todestages — 12. Mai 1712 — ergänzt. Hinzugefügt ist in deutsch — Er und aller christgläubigen Seelen ruhen in Frieden.

Am Kopfe des Steines ist eine Verzierung in Form eines Doppelkreuzes mit einer Krone und zwei Palmwedel angebracht. Darunter stehen Zeichen, die das hebräische Tetragramm für den Gottesnamen darstellen. Ganz unten ist ein Totenschädel mit zwei gekreuzten Gebeinen herausgearbeitet.

Die Zeichen am unteren Rande „Joh. Malman 17 . . .“ deuten auf den Steinmetzen und das Entstehungsjahr hin. Willoh schreibt, daß früher die Geistlichen stets auf dem Chore der Kirche beerdigt wurden. Hier habe man offensichtlich eine Ausnahme gemacht. Die Richtigkeit sei jedoch im Pfarrbuche vermerkt „sepultus retro chorum ante lapidem ipsius“, d. h. begraben hinter dem Chore vor seinem Stein.

Pastor Hesselmann war Schüler des Gemanicum in Rom sowie Kanonikus und Scholastikus in Horstmar, wie die Inschrift sagt. Bevor er am 2. Juni 1688 zum Pfarrer in Vechta ernannt wurde, hatte der Kommissar König nach dem Tode des Pastors Wernsing nach Münster berichtet, daß „Vechta ein gefährlicher Ohrt sei“ wegen verschiedener Häretiker und daß „das beste subjectum daselbst dienen könne“. Offensichtlich war Hesselmann das „beste subjectum“. Das Studium in Rom und die Zugehörigkeit zum Horstmarer Kapitel wurden sicherlich hoch bewertet. Das Bücherverzeichnis des Pastors, anlässlich einer Visitation im Jahre 1703 aufgenommen, bestätigt, daß Hesselmann besonders theologisch sehr interessiert war. Es wurden u. a. aufgeführt: zwei Bibeln, eine Konkordanz, ein Kommentar zu sämtlichen Büchern der hl. Schrift und noch fünf andere Kommentare, alle Werke des hl. Thomas, die *Controversia fidei* von Bellermin, noch vier andere Controversschriften, eine Moraltheologie von Laymann und Busenbaum und noch neun andere Moralwerke, ein *Corpus juris canonici*, Konzil von Trient, Bekenntnisse des Augustinus, sowie 31 andere theologische Werke, 10 Betrachtungsbücher und weitere 10 Werke geschichtlichen und gemeinnützigen Inhalts.

Hesselmann entfaltete offensichtlich eine rührige seelsorgliche Tätigkeit. Er sorgte dafür, daß wieder regelmäßig die Firmung gespendet wurde. Zu seiner Zeit kam 1699 das aus Wildeshausen vertriebene Alexanderkapitel endgültig nach Vechta. Um für die Zukunft etwaige Differenzen zu vermeiden, schloß er mit den Kanonikern im Jahre 1700 eine Konvention wegen des Mitgebrauchs der Vechtaer Pfarrkirche. 1711 berichtet Hesselmann u. a., daß in der Stadt Moses Meier aus Bentheim, als erster Jude zugelassen sei, daß die Gemeinde 1200 Seelen bei 200 Familien zähle, daß vor der Stadt sieben Stationen und ein Kreuz ständen und daß im Stadtgebiet der Scharfrichter Hans Georg Lambrecht wohne.

Übrigens war der Friedhof um die Propsteikirche bis 1849 in Gebrauch bis er im gleichen Jahre auf den ehemaligen Zitadellenplatz verlegt wurde. Das letzte Begräbnis in der Kirche erfolgte 1810.

Vgl.: Willoh, Katholische Pfarreien, Bd. III S. 125 ff.

Nr. 7 Grabstein des Johann v. Dorgelo an der Südseite der Propsteikirche. Er ist aus grauem Sandstein hergestellt und hat eine Größe von 304 x 145 cm. Wahrscheinlich ist dieser Stein sofort an dieser Stelle in die Mauer eingelassen worden und ist somit mehr ein Wanddenkmal als eine Grabplatte. So kann man sich auch erklären, daß die Figur nicht abgetreten ist und Einzelheiten sehr gut zu erkennen sind. Leider lösen Witterung und Abgase den Sandstein langsam auf, so daß es höchste Zeit wird, ihn zu restaurieren und imprägnieren und ihm eine Überdachung als Regenschutz zu geben.

Das Beherrschende dieses Grabsteines ist eine Ritterfigur in betender Haltung. Der mit Federn geschmückte Helm steht am rechten Fuß, die Handschuhe liegen an dem linken. Das Schwert und die Halskrause sind sehr sorgfältig gearbeitet, die Teile des Panzers zeigen kunstvolle Ziselierungen. Der Ritter steht in einer von verzierten Säulen und einem Rundbogen gebildeten Nische. Oben sind in Metall zwei Wappen mit Unterschriften angebracht: links das Wappen v. Dorgelo und rechts das Wappen v. Schmising. Die beiden unteren Wappen — es sollen die Wappen v. Weddesche und v. Hoberg gewesen sein — sind abgerissen worden. Sie fehlen bereits um 1900 auf einer Abbildung in dem Buch „Bau- und Kunstdenkmäler des Landes Oldenburg“.

Die Grabplatte trägt eine Umschrift in Fraktur, eine Inschrift und ein Chronogramm in Antiqua.

Die Umschrift ist an einigen Stellen kaum zu entziffern, sie lautet etwa:

Im Jare 1597 (den) 1 May nach deme neuwen Calender/is der Edle und Ernvester Johann von Dorgelo zwischen sechs und seben uhren /den.. (c) hristlich von desem/ Jamertal gescheiden und de Schuldt der natur betzalt des Sehle bi Gott ewig geruhe.

Die Inschrift — ein Epicedium, d. h. Lobspruch — ist bereits so stark zerstört, daß sie nur nach der Aufzeichnung von Willoh wiederzugeben ist:

Hic, dum vixit, erat verae pietatis amator
prudens et magnis charus ubique viris
praeceptique nemor Xsti largissima egenis
dona dabat patriae praesidiumque fuit
Bimatum biduo dempto cum conjugē vixit,
ornans legitime vincula sacra thori.

In deutscher Übersetzung heißt das etwa so:

Dieser, so lange er lebte, war ein Liebhaber der wahren Frömmigkeit, klug und von den bedeutenden Männern geliebt.

Des Gebotes Christi eingedenk, vermachte er den Armen großzügige Vermächtnisse und war ein Schutz und Schirm des Vaterlandes. Nur zwei Jahre lebte er mit seiner Gattin ehelich zusammen, eine Zierde des heiligen Ehestandes.



Nr. 7 Grabplatte in Vechta Johann v. Dorgelo

Foto Archiv Museumsdorf, Cloppenburg

Das Chronogramm lautet:

Post Vbi LVstra DVo qVater eXsVpera Vlt et annVM.
Maji prima dies abstulit dira virum.

Nachdem er 41 Jahre alt geworden war, nahm der dunkle 1. Mai den Mann von uns.

Das Chronogramm beinhaltet die Jahreszahl 1595 (M D L X V V V V V V V V). Das ist das Jahr der Heirat mit Mette Nagel von Königsbrück.

Johann v. Dorgeloh war der älteste Sohn des Otto v. Dorgeloh und seiner Frau Elske Korff-Schmiesing zu Bretberg bei Lohne. (Vgl. Nr. 9)

Im Jahre 1569 kam er als 12jähriger Junge zum Pastor Tebbert Hoven zu Essen in Kost und Unterricht für jährlich 12 Rtlr. und einen Malter Roggen. Nachdem er Theologie studiert hatte, erhielt er die Anwartschaft auf einige geistliche Kanonikate zu Osnabrück und Herford und gelangte nachher auch in den Besitz derselben. 1594 trat er sein Erbrecht auf das Gut Bretberg an seinen jüngeren Bruder Rötger ab; nur die Stellen Töben Bernd zu Calveslage, Johann Döker (Deeken?) zu Erlte und Johann Reinken zu Rechterfeld behielt er. Am 7. Mai 1595 heiratete er Mette Nagel von Königsbrück und wohnte in Vechta, wo er am 1. Mai 1597 starb.

Seine Witwe ließ den prächtigen Grabstein anfertigen und heiratete in zweiter Ehe Kasper von Aßwede zu Arkenstede bei Essen.

Johann von Dorgeloh war katholisch wie sein Bruder Otto, der 1603 Dompropst in Münster wurde, im Gegensatz zu den meisten einheimischen Adeligen. Auf den Vermerk in der Umschrift „nach dem neuwen Calender“ werde ich unter Nr. 8 noch zurückkommen.

Vgl.: Nieberding, Niederstift Münster Bd. II, S. 434, Willoh, Kath. Pfarreien, Bd. III S. 38, Bau- und Kunstdenkmäler Bd. II, S. 172/173, Heimatblätter 1933, S. 116.

Nr. 8 Grabstein an einem Nebengebäude auf dem Gute Daren bei Bakum. Er hat die Maße 226 x 120 cm, eine Dicke von 12 bis 15 cm und ist aus gelblichem Sandstein hergestellt. Umschrift, Wappen und Figur sind stark abgetreten, an der linken Seite ist ein großes Stück abgebrochen. Das linke Wappen trägt die Unterschrift „VOS“ und zeigt im Wappen einen Fuchs. Das rechte Wappen ist mit „SCHADE“ unterzeichnet, es ist beschädigt, die Helmzier zeigt die üblichen sechs Fähnchen des Schadenschen Wappens. Von der Umschrift ist noch zu lesen: (J) m Jaer 1607 den 2 February alten/CalendersAme(n).

Der Ritter steht barhäuptig da, er faltet die Hände und trägt eine Rüstung mit Schärpe und Halskrause. Der Degenknauf ist gut zu erkennen. Die Figur steht in einer von Säulen umrahmten Nische mit einem Rundbogen, der oben verziert ist.

Die Wappen und das in der Umschrift angegebene Datum sagen aus, daß es sich um den Grabstein des Jasper Gyse Voß vom Gute Bakum handelt.

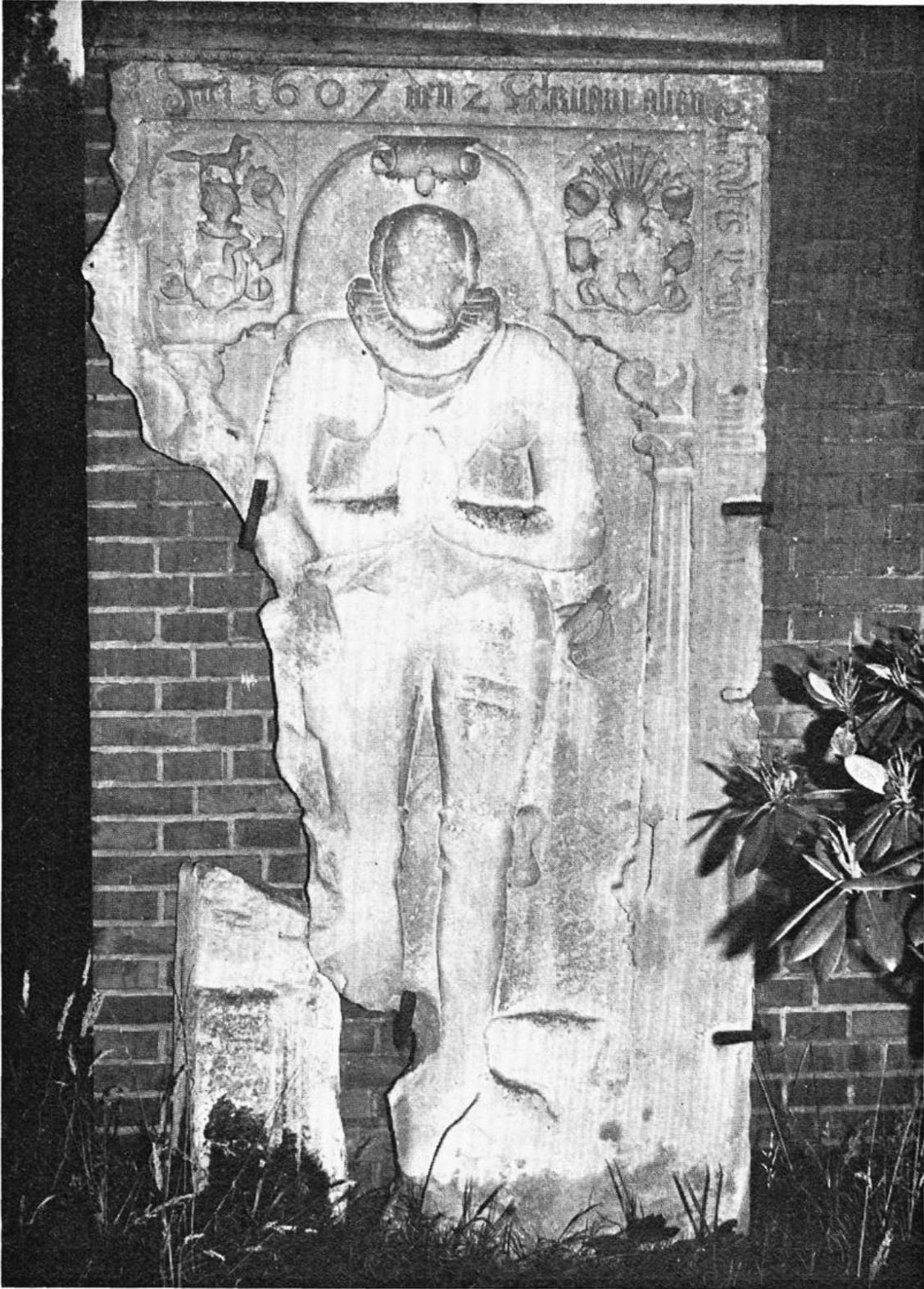
Über die Gründung des Gutes Bakum herrscht Unklarheit. Ob Hugo von Dinklage, der 1397 Mitglied des Bakumer Kirchenrates war, und seine Frau Heilewich von Pennete das Gut gegründet, geerbt oder überhaupt besessen haben, ist nicht geklärt. Um 1500 war die Familie von Schade Besitzerin. Elske Schade heiratete 1527 den Bernd Voß, Sohn des Quakenbrücker Burgmanns Giseke Voß. Ihr Sohn, Jasper Gyse Voß, war mit Esther von Calen-

berge verheiratet. 1579 lebte er mit seiner Mutter Elske Schade in Unfrieden. Nieberding schreibt „circa 1607 folgte Bernd Gier Voß, zuerst verheiratet mit Agnes von Schloen genannt Gele, welche 1608 im Kindbette starb“ Hierdurch wird bestätigt, daß der Grabstein dem Jasper Gyse Voß gesetzt worden ist. Über den Verbleib seiner Frau, Esther von Calenberge, ist nichts bekannt.

In dem Abstands-Kontrakt von 1699 wurde von Ascheberg zu Venne und Hange Besitzer des Gutes Bakum. 1867 verkaufte v. Ascheberg das Gut an Rechtsanwalt Berding, der es zerstückelte. Frydag erwarb den 23 ha großen „Berdings Busch“; Paul Quatmann erwarb 1927 das alte Gutshaus.

Die Grabplatte deckte offenbar die Grabstätte des Hauses Bakum in der Bakumer Kirche, die 1905 abgebrochen wurde. Von altersher hatten nämlich nur die Adligen von Bakum und Daren ein Erbbegräbnis in der Kirche. Hier seien die Begräbnisstätten der 8 Adelshäuser der Kirchengemeinde kurz aufgeführt.

- a) Das Gut Bakum besaß sein Begräbnis auf dem Chore der Kirche. Johann Friedrich Voß, der am 1. 10. 1696 starb und der letzte des Stammes war, ist auch als letzter dort beerdigt worden. Auf das Epitaph der Familie Voß (Nr. 14 im Jahrbuch 1975) sei bereits hier verwiesen.
- b) Das Darensche Begräbnis befand sich vor dem Chore. Als es 1823 eingefallen war und ein am 20. 9. 1824 auf Daren verstorbener von Schele beigesetzt werden sollte, erreichte es Pastor Siemer zu Bakum, daß die Familie auf die Grabstätte in der Kirche verzichtete und einen eingefriedigten Begräbnisplatz hinter dem Chore akzeptierte. Seit 1903 hat das Haus Daren einen eigenen kleinen Waldfriedhof in der Nähe des Schlosses.
- c) Die Familie Südholz-Quernheim hatte ihre Begräbnisstätte in der Südholzer Kapelle. 1682 schreibt Weihbischof Steno: „Das Sepulcrum, worin der Leichnam des Vaters des Herrn von Quernheim ruht, weiset große Risse auf.“ Die Kapelle wurde 1812 abgebrochen, in dem gleichen Jahre wurde auch das Gut verkauft.
- d) Von einer Grabstätte der Familie von dem Busche auf Gut Lohe ist nichts bekannt. Die Besitzer lebten nur zeitweise in Lohe.
- e) Dem Gute Harmme gehörten nach einer Notiz im Pfarrarchiv Bakum die drei großen Leichensteine hinter der alten Kirche. Unter dem ersten war begraben Gertrud von Snetlage, die Frau Mönnichs, unter dem 2. Rudolf von Mönnich, gestorben 1608, unter dem dritten Frau Rittmeisterin Müntzebruch. Die Familie war um 1682 nicht mehr auf Gut Harmme ansässig.
- f) Das Gut Norberding hatte keine feste Grabstätte in der Kirche. 1651 kaufte der auf dem Gute lebende Johann Adolf Tecklenborg eine Grabstätte in der Kirche für eine einmalige Verwesung gegen Entrichtung von 6 Thalern, zu einem „ewigen“ Begräbnis fehlte das Geld. 1686 wurden 10 Thaler bezahlt, 1703 klagt der Pfarrer, daß für zwei Begräbnisse (Wilbrand Tecklenborg und seine Frau) noch nichts gezahlt worden sei. 1693 wurde das Gut verkauft.
- g) Südholz-Rhaden hatte ebenfalls kein festes Begräbnis in der Kirche. Der Besitzer mußte von Fall zu Fall eines kaufen. Das geschah 1696 für



Nr. 8 Grabplatte in Daren Jasper Gyse Voß

Margareta Dorothea von Rhaden und 1721 für Plato von Rahden. Die einzige Tochter heiratete 1715 einen de Monbrun und zog mit ihm nach Gut Lethe.

- h) Rittmeister Johann Hagedorn, Besitzer des Gutes Südholz-Tribbe, erwarb 1651 für 50 Thaler ein Erbbegräbnis in der Bakumer Kirche und wurde darin begraben, obwohl das Geld noch nicht bezahlt war. Auch die Tochter Gustanne Hagedorn und ihr Mann, von Klevern, wurden im Erbbegräbnis beigesetzt, nachdem 8 Thaler und 2 Meßgewänder gegeben worden waren. Schließlich fand 1707 noch ein Herr v. Tribbe darin seine letzte Ruhestätte. Nach dem Verkauf des Gutes 1735 zog die Familie fort.

Von allen Grabsteinen der adeligen Begräbnisstätten in Bakum sind nur dieser Stein und das Epitaph (Nr. 14) erhalten geblieben. Der Grund wird in dem Abbruch der alten Kirche im Jahre 1905 zu suchen sein. Während die anderen Grabsteine, vielleicht waren sie stark abgetreten oder zerbrochen, wahrscheinlich in die Fundamente der neuen Kirche wanderten, wurde dieser Stein durch den Freiherrn v. Frydag nach Daren gebracht.

Die besonderen Hinweise auf diesem Grabstein „Im Jaer 1607 den 2. February **alten Calenders**“ und auf dem Vechtaer Grabstein (Nr. 7) „Im Jar 1597 den 1. May nach dem **neuwen Calender**“ rechtfertigen m. E. einen kurzen Exkurs zur Änderung des Julianischen Kalenders im Jahre 1582. Schon die Ägypter kannten das Sonnenjahr von 365 Tagen. Julius Cäsar (100—44 v. Chr.) übernahm im Jahre 45 v. Chr. den Kalender der Ägypter und verbesserte ihn. Der 1. Januar wurde als Jahresanfang festgelegt und in jedem 4. Jahr ein Schalttag eingelegt. Mehr als 1500 Jahre galt dieser Julianische Kalender in Europa. Auf Grund von Beobachtungen der Astronomen entdeckte man Ungenauigkeiten in den mathematischen Grundlagen des Julianischen Kalenders. Da die mittlere Jahreslänge von $365\frac{1}{4}$ Tagen gegenüber der Länge des tropischen Jahres, das für den Ablauf der Jahreszeiten maßgebend ist, zu lang ist, ließ Papst Gregor der VIII. im Jahre 1582 auf den 4. Oktober gleich den 15. Oktober folgen und die Säkularjahre 1600, 1700 usw. nur dann ein Schaltjahr sein, wenn die Jahreszahl durch 400 ohne Rest teilbar ist. Der Unterschied zwischen der Zeitrechnung des alten und neuen Stils beträgt jetzt (1. 3. 1900 bis 28. 2. 2100) insgesamt 13 Tage.

Der Gregorianische Kalender wurde in der Katholischen Kirche Deutschlands bereits 1583 eingeführt. Alle katholisch regierten Länder folgten dem Beispiel. Die evangelischen Landesfürsten lehnten den neuen Kalender ab und hielten am Julianischen fest. Erst nach 1700 führten einige protestantische Länder den Gregorianischen Kalender ein, Preußen folgte 1775, England 1752, die Türkei 1927, die griechisch-orthodoxe Kirche 1923, jedoch mit dem alten Ostertermin und den anderen kirchlichen Feiertagen und China erst im Jahre 1949.

Es ist demnach nicht verwunderlich, daß so kurz nach der Einführung des Gregorianischen Kalenders der katholische Johann v. Dorgelo nach dem neuen Kalender und der lutherische Jasper Gyse Voß nach dem alten Kalender gestorben ist. Die Angehörigen wollten hiermit offensichtlich ihre Glaubenshaltung kennzeichnen.

Vgl.: Nieberding, Niederstift Münster, Bd. II, S. 331 ff, Willoh, Kath. Pfarreien, Bd. I, Große Herder, Bd. V. 1954, S. 87.

Grabplatten in der Kirche „St. Gertrud“ in Lohne.

Nr. 9 Grabplatte des Otto v. Dorgelo im Turmeingang der Kirche links. Der Stein hat eine Größe von 220 x 140 cm und ist aus weißgrauem Sandstein. Beherrschende Figuren sind ein Ritter in Ritterrüstung und zu seiner linken eine Frau. Beide halten die Hände zum Gebet gefaltet. Die Trauringe an den Fingern zeigen, daß es sich um Eheleute handelt. Die Körper sind plastisch herausgearbeitet. Ihre Gesichtszüge sind gut erhalten. Die Rüstung liegt knapp an, Schwertknauf und Schwertspitze sind zu sehen. Der Ritter hat den Helm und auch die Handschuhe zu den Füßen abgelegt; der Helm ist beschädigt. Beschädigt sind ferner die Füße beider und die Gesichtszüge der Frauengestalt. An ihrer Kleidung fallen die Halskrause und das Nackentuch, das in der Art einer Stola getragen wird, besonders auf. Zwischen den Figuren befindet sich ein Kreuz mit Korpus. Die Personen stehen unter einem Bogen wie in einer Nische. Darüber befinden sich vier Wappenbilder. Es sind von links nach rechts die Wappen: Weddesche (beschädigt, nur das W(eddesche) ist deutlich zu erkennen), Dorgelo, Harberch (Hoberg) und Smisinc. Zwischen den Wappenpaaren steht eine Figur, in Kleidung und Gestalt in der bekannten Darstellung des Vorläufers Jesu. Die Weltkugel mit dem Kreuz weisen jedoch auf Christus hin.

Die Wappen unter den Figuren tragen die Unterschriften: Schulte — Elmen-
dorf — Stael — Spiegel. Zwischen den Wappenpaaren ist eine nicht zu
erklärende Figur gearbeitet. Das ganze Relief ist mit einem Fries umgeben.

Die Basis der beiden Personen weist Bearbeitungsspuren auf, worauf teil-
weise auch die oben erwähnten Beschädigungen zurückzuführen sind. Bevor man die Grabsteine Anfang der dreißiger Jahre in den Turmeingang
stellte, so berichtet Hans Ostendorf, befanden sie sich an den beiden Seiten-
altären. Sie waren an einer Längsseite in die Kirchenwand eingelassen und
wurden an der anderen Seite durch je zwei Steinpfeiler gestützt. Die Bild-
nisseiten lagen nach unten, daher kommt es, daß einige Stellen durch Wand
und Pfeiler gelitten haben. Auch scheint die eine Platte in ihrer Längenaus-
dehnung zu groß gewesen zu sein, weshalb man sie gewaltsam verkürzte.

Die Unterschrift lautet etwa:

Im Jare nha Christi Jhesu unsis
heilandes geburt 1584 am avende Joannis
baptiste welcker was de 23 Montsdach
Junii ist de Ehdel Erbar und
Erentveste Otto van Dorgelo tom Bretberge
Gotsalich entslapan und
iegen Christlich begraven, de
(Nachtrag) und A o 1607

Die Wappen und die Unterschrift sagen aus, daß Otto von Dorgelo und
seine Gattin Elske Korff-Schmiesing, auf dem Grabstein dargestellt sind.
Otto von Dorgelo dürfte zwischen 1525 und 1530 geboren sein. Sein Vater
hieß Johann von Dorgelo und seine Mutter Anna, eine Tochter des Dethard
von Weddesche und seiner Frau geborene Schulte. Der Großvater war
Otto von Dorgelo, der durch seine Heirat mit Adelheid von Elmendorf der
erste Dorgelo auf Bretberg wurde. (Vgl. Wappen über und unter der männ-
lichen Person auf dem Grabstein).



Nr. 9 Grabplatte in Lohne Otto v. Dorgelo und Frau

Foto Zurborg, Vechta

Die Familie Dorgelo führte ihren Namen nach dem Dorfe Dörrielo, 5 km südwestlich vom Pfarrort Varrel (Kreis Sulingen).

Das Wappen der Familie zeigt in Gold zwei nebeneinandergestellte, gestümmelte, ausgerissene, schwarze Baumstämme, auf dem Helm mit schwarz/goldener Decke die beiden Stämme nach auswärts gelehnt.

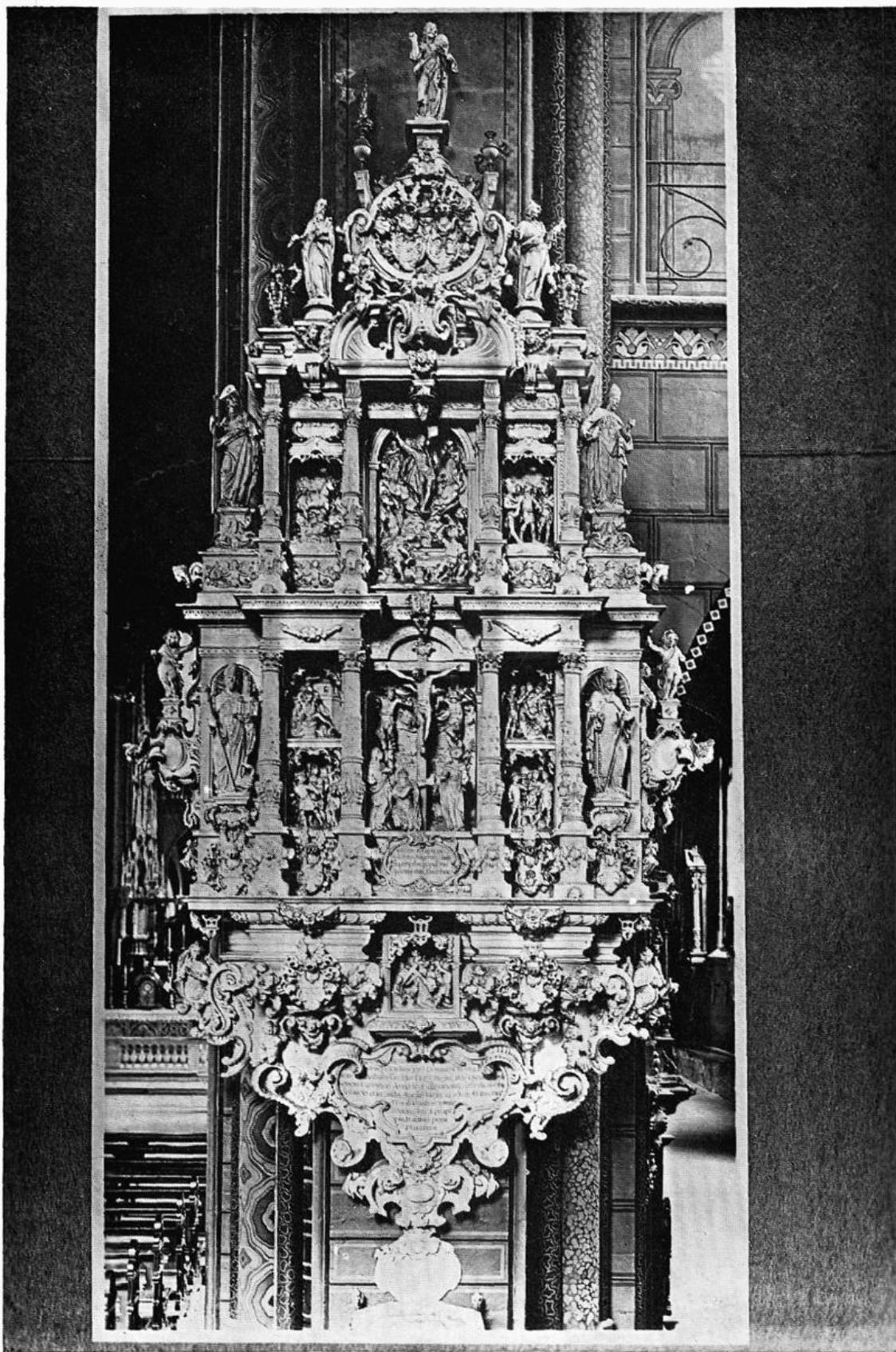
Ein Otto von Dorgelo war 1391 Drost von zu Vörden, 1393 münsterscher Drost zu Cloppenburg, 1402—1415 Drost zu Vechta. Das Cloppenburger Drostenamnt bekleidete 1461 auch sein Sohn Otto, von dessen Nachkommen Herbord seit 1471 das Gut Lethe besaß. Die Linie auf Lethe erlosch 1654.

Um 1551 erlangte Otto von Dorgelo auf Bretberg seine Großjährigkeit und trat in Besitz des Gutes Bretberg. Im gleichen Jahre heiratete er Elske Korff-Schmiesing, eine Tochter des Heinrich von Korff-Schmiesing zu Tatenhausen und der NN v. Hoberg. Das Eheversprechen war von den Eltern bereits 1542 in Osnabrück abgeschlossen worden. 1580 verkaufte Dorgelo das Stammgut in Dorrielo an den Hauptmann Brambart. Von seiner Nichte Sophie von Dinklage, Nonne in Malgarten, erhielt er 1560 die lehnpflichtige Trenkcampstelle in Brockdorf zum Geschenk und dazu die Hälfte ihres persönlichen Eigentums. Sein Vetter Johann von Quernheim zu Horenburg schenkte ihm 1579 die an Bretberg anliegende Gerdingstelle.

Otto von Dorgelo und Elske Schmiesing hatten viele Kinder — Ostendorf nennt 7 Söhne und 8 Töchter, Nutzhorn verzeichnet 5 Söhne und 4 Töchter. Der älteste Sohn Johann wurde bereits beim Grabstein in Vechta (Nr. 7) erwähnt. Der zweite Sohn Otto studierte auf dem Collegium Germanicum in Rom Theologie. Er wurde Domherr in Osnabrück und Wildeshausen und 1603 Dompropst in Münster (Vgl. Inschrift auf dem Gute Bomhof, Jahrbuch O. M. 1973, S. 200 und 206). Er starb am 22. 3. 1625. Das Epitaph im Dom zu Münster hatte er sich 1624 für 550 Rtlr. anfertigen lassen. (Vgl. die Aufnahme S. 188). Die Vermutung, daß er die Erstellung der Grabsteine Nr. 2, 7 und 9 beeinflußt hat, sei an dieser Stelle noch einmal wiederholt. Der 3. Sohn, Heinrich, erhielt nach wissenschaftlicher Ausbildung 1570 die Anwartschaft auf ein Kanonikat an der St. Stephans-Willehadi-Kirche in Bremen und starb bereits 1583.

Der jüngste Sohn Rötger erhielt von seinem Bruder Johann 1594 das Gut Bretberg. 1599 erbte er Bomhof von dem Vetter seines Vaters, Andreas von Quernheim (Vgl. Nr. 2). Im Jahre 1608 war er Burgmannsverwalter, und 1598 heiratete er Catharina Mönning vom Gute Eickhof. Rötger starb 1613. Nach Nieberding ließ die Witwe 1613 auf dem Chor in der Kirche zu Lohne ein Monument errichten mit folgender Inschrift:

Aus adlichen Gebluet ein Man
Otto Dorgelo zum ehrn Nam
Von Tatenhausen ein Tochter fraem
Else Smising damit bekam
Viele Soens und Tochttere zart
Otto davon gaistlich wart
Ist zu Münster Thumbpropst erkorn
Pleib zu Osnbrüg Thumbherr wie zuvoern



Epitaph des Domprobstes Otto v. Dorgelo in Münster Foto Archiv Museumsdorf

Rötger sein elterlich Hauß zart
zum Bredtperg von Godt beschert wart
Und wart ihm gegeben zur Ehe
Cathrina Mönning die zeugte
Ihm fünf Soens und vier Töchterlein
davon itz noch im Leben seyn
Johan und Hinderich zwey Söhn
Elisabeth und Dorothea schön
Der Vater in Gott sanft entschleiff
Als man Sechzehnhundert schreiff
Darzu 13 Jahr gleich
So nam ihn Gott ins Himmelreich
Die Wittib aus Lieb ihren Man
Hat dieß Gedächtniß setzen lan
Godt geb den Todten ewige Freuwdt
Beschütz die Lebendigen vor Leidt.

Dieses Grabdenkmal ist verschollen. Man kann vermuten, daß es irgendwo in dem Fundament der Lohner Kirche sitzt. Nieberding hat das unter Nr. 9 aufgeführte Denkmal wohl nicht gekannt. Nutzhorn verwechselt offenbar dieses mit dem verschollenen. Der Vollständigkeit halber seien noch kurz die Töchter des Otto von Dorgelo erwähnt. Anna heiratete Arnd Schwenke auf Mundelnburg, Maria ihren Vetter Mathias von Dorgelo auf Welpen, Elisabeth und Dorothea erhielten Stiftspräbänden u. a. im Börsteler Damenstift.

Die Witwe Catharina Mönning erhielt durch ihren Schwager, den Dompropst Otto v. Dorgelo, die Belehung mit Bomhof für ihre Kinder und machte 1625 ihr Testament. Am 22. 5. 1627 übergab sie ihrem Sohn Johann die Güter, heiratete in zweiter Ehe 1627 den Vechtaer Drost Johann Grothaus und starb 1642.

Nr. 10. Die Grabplatte des Friedrich von Dorgelo steht an der linken Seite des Turmeinganges. Sie ist 250 x 150 cm groß und ebenfalls aus Sandstein. Ein großes Kreuz mit einem guterhaltenen Korpus ist das Beherrschende des Grabsteines. Das Kreuzschild trägt die vier Buchstaben J N R J. Etwa in gleicher Höhe sind die Zeichen der Sonne und des Mondes herausgearbeitet. Unter den Kreuzbalken in der Gegend der Hände sind Gebilde zu sehen, die anscheinend Wolken darstellen sollen. Das Kreuz steht in einer Nische mit gerundetem Kopfbogen. In den beiden oberen Ecken findet man je einen Engel. Unter dem Wappen der Dorgelos steht:

Friedericus a Dorgelo
Dominus in Bretberg
Natus 1644
Mortuus 1721

Unter dem Wappen mit den drei Rosen steht:

Maria Catharina de
Vos ex Enniger domina
in Bretberg Nata 1640
Mortua 1699



Nr. 10 Grabplatte in Lohne Friederich v. Dorgelo

Foto Zurborg, Vechta

Zwischen den Namensinschriften in der Mitte der Platte am Kreuzesfuß steht: Copulati 1668. Unter dem Schild ist ein Totenkopf eingemeißelt.

Friedrich von Dorgelo war Urenkel des Otto von Dorgelo (Nr. 9). Sein Vater, der obengenannte Johann von Dorgelo, heiratete um 1640 Benigna van Dissen, wahrscheinlich die Tochter des Vogts von Lohne. Er erhielt eine gute Ausbildung auf den höheren Schulen in Osnabrück und Münster. Wie auf der Grabplatte verzeichnet, heiratete er 1688 Maria Catharina von Voß vom Gute Enniger, seine Cousine, nämlich die Tochter von seines Vaters Schwester. Seine Eltern blieben bei ihm auf dem Gute, das sie ihm am 1. Mai 1671 förmlich abtraten. Das Gut hatte im 30jährigen Kriege stark gelitten, und die Schuldenlast vermehrte sich weiterhin.

Trotzdem ließ er die im spanisch-niederländischen oder im 30jährigen Kriege zerstörte Klus in Südlohne wieder aufbauen und stellte Gerhard Süttholt als eigenen Seelsorger an.

In zweiter Ehe heiratete Friedrich am 1. 7. 1700 seine Köchin Margarete Knost, die ihm einen Sohn und eine Tochter gebar. Am 1. 5. 1706 trat er Bretberg an seinen Sohn Franz Anton ab, zog auf den Burgmannshof in Vechta, starb dort am 18. 4. 1720 (nicht 1721, wie auf dem Grabstein vermerkt) und wurde in Lohne beigesetzt. Die Familie von Dorgelo auf Bretberg starb 1776 aus. Das Gut ging durch verschiedene Erbschaften und Heiraten an den Freiherrn Sigismund Ernst von Falkenstein. 1835 erwarb es der Kaufmann Russel aus Haselünne und 1877 der Zeller Theodor Gellhaus aus Calvelage bei Langförden.

Prof. Pagenstert berichtet 1932 (Heimatblätter Nr. 3):

„Der alte Kirchhof um die Kirche in Lohne war bis zum Jahre 1861 in Gebrauch. Auf ihm hatte die adelige Familie von Dorgelo ein Erbbegräbnis. 1702 errichtete Fritz von Dorgelo einen Begräbniskeller mit Gebäude; von letzterem ist nichts mehr vorhanden, nicht einmal der Platz ist bekannt, wo der Keller gelegen hat. Vielleicht stammen die Wappen vom Hause Bretberg, die man gelegentlich bei Fundamentierungsarbeiten für einen Hausbau am Kirchhof fand, die längere Zeit im Pfarrhaus lagen und an der Außenseite des Rathauses wieder angebracht sind, aus dem Bretbergschen Begräbniskeller.“

Nach meinen Erkundigungen ist von Wappen am Lohner Rathause heute nichts mehr bekannt. Somit scheinen auch diese Wappen verloren zu sein. Umso mehr sollte man den Grabsteinen in der Kirche Beachtung schenken.

Vgl.: Nieberding, Niederschrift Münster, Bd. II S. 409 ff. Willoh, Kath. Pfarreien, Bd. II S. 110 ff. Ostendorf, Zwei Grabplatten in der Lohner Kirche, Heimatblätter 1933, Nr. 8, Nutzhorn, Zur Geschichte der Familie von Dorgelo, Oldenburgische Familienkunde, Jahrg. 11, Heft 2, 1969.

Die Schriftzeichen der Grabsteine in Langförden, Vechta und Lohne waren teilweise kaum zu lesen. Ich danke Herrn Archivoberrat Dr. Schieckel vom Staatsarchiv Oldenburg und Herrn Verwaltungsrat i. K. Hans Schlömer, Vechta, recht herzlich für ihre großzügige Unterstützung.

Bauernbefreiung in Südoldenburg

Fortsetzung

Die Aufhebung der Grundherrschaft

VON JOSEF SOMMER

Die Bauernbefreiung begann in Deutschland nicht mit einer Revolution. Die Bauern haben ihre Freiheit nicht mit Gewalt und Aufstand den Regierungen abgerungen. Die Staaten leiteten vielmehr selbst im wohlverstandenen Staatsinteresse die Befreiung der Bauern von der Eigenbehörigkeit, auch Leibeigenschaft genannt, ein. Revolutionäres Handeln klingt höchstens an, als die französische Besatzungsmacht im Jahre 1811 ohne langes Erwägen für das Herzogtum Oldenburg die Eigenbehörigkeit aufhob. Aber diese Maßnahme der französischen Besatzungsbehörde war so wenig revolutionär, daß sie den Grundherrn für die Hand- und Spanndienste, für Geld- und Naturalabgaben eine Entschädigung zubilligte. Die Bauern betrachteten daher das Vorgehen der französischen Besatzungsbehörden eher als Erschwernis ihrer Lage.

Nachdem der Herzog nach der Niederlage Napoleons die Regierungsgewalt wieder übernommen hatte, hob er das französische Dekret von 1811 auf und stellte die Grundherrschaft wieder her. Die persönliche Eigenbehörigkeit blieb aufgehoben.

Es erscheint zunächst verwunderlich, daß die Bauern nicht nun mit allem Nachdruck und aller Entschiedenheit forderten, auch die wirtschaftliche Belastung, die mit der Eigenbehörigkeit verbunden war, zu beseitigen. Zwischen 1807 und 1830 haben die Bauern aktiv in eigener Sache nichts unternommen. Man würde auch die damalige geschichtliche Situation verkennen, wollte man solchen Einsatz von den Bauern erwarten. Man muß die Menschen aus den Gegebenheiten ihrer Zeit verstehen und kann nicht im Nachhinein nach den Maßstäben späterer Zeit urteilen.

Die großen politischen Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts mußten den Menschen erst vertraut werden. Der Gedanke der Eigenverantwortlichkeit und der Selbstverwaltung war noch zu neu und konnte nicht unvermittelt in den politischen Alltag der Gesellschaft umgesetzt werden. Es fehlte eine bäuerliche Standesorganisation, die mit Sachkenntnis die An-

Wir unterzeichnete Wehrfester aus dem Kirchspiele Damme bescheinigen hierdurch, daß wir dem Wehrfester Christoph Ferneding aus Ihorst committiert haben, namens der sogenannten vormaligen Eigenbehörigen, Sr. Königlichen Hoheit, unserem allverehrten Großherzog und Landesvater anliegende untertänigste, devoteste Bittschrift: um etwaige nähere Bestimmung der unterm 2. August 1830 allergnädigst erlassenen Verordnung ehrfurchtsvoll zu präsentieren; und zugleich Sr. Königlichen Hoheit unseren innigsten Dank und tiefste Verehrung ehrfurchtsvoll darzubringen, und Höchstderselben die unverbrüchlichste Treue und liebevollste Ergebenheit zu versichern.

Wir unterzeichnete Wapfester sind dem Reichsrat
 Daraus beschriebene Forderung, das wir von Wapfester Christen,
 Leutling sich nicht Comittirt haben, Adman über folgende mit
 vornehmigen Eigenbesitzungen, die Röniglichen Hofrat, in unser
 allernachste Probstzeug und Landesherrn anhängende in der
 nicht, die erste Teil, die in der ersten mit dem Bestimmung
 die unter dem 2^{ten} August 1830 allernachste selbstem Bestimmung
 schriftlich zu presentieren; und zugleich die Röniglichen Hofrat
 unsern innigsten Wunsch, und höchste Probstzeug schriftlich alle
 zu bringen, und heißt den selben die in der ersten Teil, die in der
 liebste Teil, die in der ersten Teil, die in der ersten Teil.

Stephanke zu Bannhaiden

Wäger zu Dünnewer Lufmisen

Lindert zu Olfenbrunn

Mayer zu Olfenbrunn

Guthmann

Forster zu Bannhaiden

Lindert

Wankel zu Bannhaiden

Lindert zu Bannhaiden

Jones zu Olfenbrunn

Lindert zu Olfenbrunn

Lindert zu Olfenbrunn

Stöckel zu Bannhaiden

Lindert zu Bannhaiden

Auszug aus dem Bestätigungs schreiben der Bauern für Chr. Ferneding

Vin figurbeskrivningen med den kungliga Diakonen

Zaltor vromt Zupaf Zölter

— Zaltor Zupaf

— Zaltor Zupaf Zupaf

— Zaltor Zupaf Zupaf

Zaltor Zupaf

Zaltor Zupaf Zupaf

— Zaltor Zupaf

Zaltor Zupaf Zupaf
Zaltor Zupaf Zupaf

Vin figurbeskrivningen med den kungliga Boken

— Zaltor Zupaf

— Zaltor Zupaf

— Zaltor Zupaf

— Zaltor Zupaf

Vin figurbeskrivningen med den kungliga Vestrup

— Zaltor Zupaf Zupaf

— Zaltor Zupaf

Zaltor Zupaf
Zaltor Zupaf

Von Eigenhändigen aus dem
 Königreich Steiermark
 Johann Heinrich Zellerbach
 Leopold Kriemler
 Johann Heinrich von Landau
 Johann Johann Heinrich Pfaffenwieser
 — Johann Gustav Wurm
 — Johann Joseph Leutner
 Johann Franz Anton Meyer
 — Johann Joseph Stadtmeyer

Von Eigenhändigen aus dem Königreich Langobarden

Johann Zellerbach
 — Johann Franz Kuflynsberger
 — Johann Tischler
 Johann Joseph Ellner
 Johann Johann Nardmann
 — Johann Johann Meyer

Von Fremdenhändigen aus dem Königreich Bayern
 Johann Johann Heinrich von Zorn
 Johann Franz von Zorn
 Leopold Alwin von Zorn
 — Johann Gustav von Zorn
 Johann Alwin von Zorn

liegen der Bauern vertreten konnte. So vertrauten die Bauern vorerst auf die Fürsorge der Landesregierung und den Sachverstand der Beamten.

Als jedoch im Jahre 1830 ein praktikables Gesetz zur Ablösung der grundherrlichen Lasten ausblieb, sahen die Bauern sich veranlaßt, selbst ihre Wünsche vorzubringen.

Nach der Regulierungsverordnung von 1830 wird das bisherige Untertänigkeitsverhältnis gleichsam in ein Erbpachtverhältnis umgewandelt. Für die bisherigen unbestimmten Gefälle und Abgaben werden feste Sätze bestimmt, die als jährliche Zinsen auf den Höfen lasten. Es können alle Lasten durch einmalige Kapitalzahlung abgelöst werden. Aber es fehlt ein Gesetz, das die Ablösung vorschreibt und einen billigen Abfindungssatz festsetzt; so bleiben die Bauern vom gütlichen Einverständnis der Grundherrn abhängig. Sie werden durch die Regulierungsverordnung von 1830 nicht zu Eigentümern ihrer Höfe. Die Entschädigungen für die Grundherrn lasten zunächst als jährliche Renten auf dem Hof. Am 25. Februar 1831 richten die Hörigen aus den Kreisen Vechta und Cloppenburg, vertreten durch die Bauern Ferneding aus Ihorst und Thole aus Vestrup, eine Dankadresse an den Großherzog Paul Friedrich August. Sie legen dar, wie wohlthätig die Verordnung vom August 1830 ist, wie die Hörigkeit nach ihrer Meinung entstanden ist und wie überfällig ihre Auflösung im Laufe der Geschichte wurde. Das eigentliche Anliegen ist aber die Ablösung der Dienste, die durch die Verordnung nicht aufgehoben wurden. Die Dienstpflicht ist nach Darstellung der Bauern drückend und ein Hindernis für den Fortschritt. Der Gutsherr fordere lieber den Hörigen zum Dienste auf, der fleißig sei und sein Spannwerk gut im Stande habe, als den trägen und mit schlechtem Spannwerk versehenen Hörigen. Da aber der Ackerbau das unentbehrliche Fundament des Staates sei, so sei es im Staatsinteresse nötig, daß die unbestimmten Dienste in bestimmte verwandelt und ihre Ablösbarkeit gegen billige, angemessene Entschädigung gesetzlich ausgesprochen würden. Als unbestimmte Dienste werden Hand- und Spanndienste angesehen, zu denen der Hörige dem Rechte nach wöchentlich an 2 Tagen verpflichtet war, manchmal auch täglich. Da die Grundherrn früher diese nicht im vollen Umfang beanspruchten, galten diese Dienste als unbestimmt.

Der Bauer Ferneding tritt immer stärker als Sprecher der Hörigen hervor. Noch im Jahre 1831 richtet Ferneding zusammen mit Borgerding eine zweite Denkschrift an den Großherzog. Sie beklagen das Fehlen eines Ablösungsgesetzes und eines gesetzlich bestimmten Ablösungssatzes. Zur drückendsten Last aber werden die Spanndienste. Die Grundherrn fordern die Spanndienste jetzt im vollen, rechtlich zugestandenen Umfang. Die eigene Hofwirtschaft kann aber nicht zweimal wöchentlich das Spannwerk entbehren. So ist der Bauer genötigt, durch ein jährliches Dienstgeld den Spanndienst auszulösen. Die Grundherrn erhöhen nun die bisher üblichen Dienstgelder. Dem stärker geforderten Dienst entspricht ein höheres Dienstgeld. Der Bauer ist in eine Zwangslage geraten. Er kann den vollen Dienst nicht leisten, ohne die eigene Wirtschaft zu schädigen. Die Erhöhung der Dienstgelder führt zu einer unerträglichen finanziellen Belastung des Hofes. Will aber der Bauer die Dienstpflicht zusammen mit den für die aufgehobenen Rechte ermittelten Entschädigungen durch einmalige Kapitalzahlung ab-

lösen, so setzt der Grundherr den Preis fest, da ein gesetzlich bestimmter Entschädigungssatz nicht vorliegt. Kein Richter und keine Regierungskommission kann ihm in dieser mißlichen Lage helfen. Das Gesetz steht auf Seiten der Grundherren.

Die Ämter und die Regierungskommission werden aufgefordert, zu den Klagen der Hörigen sich zu äußern. Die Ämter bestätigen die Berechtigung der bäuerlichen Beschwerden und drängen, die Ablösung der Dienste gesetzlich zu regeln.

Die Ablösungskommission in Vechta antwortet, daß die Ablösung der Dienste politisch und wirtschaftlich notwendig ist. Die Gründe für ihre Ablösung seien längst anerkannt. Man habe ihre Ablösung zurückgestellt, weil die Gutsherren zunächst für den Fortfall der Gefälle aus Sterbfall, Gewinn-geld, Zwangsdienst und Freikauf entschädigt werden sollten.

Die Kommission schlägt vor, die bisherige Gesetzgebung zu ergänzen, die Ablösung der Dienste gesetzlich einzuleiten und feste Entschädigungssätze aufzustellen. Im Jahre 1835 legt die Kommission der Regierung den Entwurf einer Ablösungsordnung vor, so daß alle auf dem Hofe lastenden grundherrlichen Rechte gegen Entschädigung abgelöst werden können.

So war eine neue Sachlage entstanden. Nach 1830 waren die Ablösungsverhandlungen zwischen den Hörigen und Grundherren zögernd angelau-fen. Nun geriet der Regulierungsvorgang ins Stocken. Die Herzogliche Kammer stellte 1837 wegen der unentschiedenen Sachlage alle Verhandlungen ein.

Der Herzog sieht die Sache doch zu vielen Bedenklichkeiten unterworfen und möchte nicht übereilt neue Maßnahmen ergreifen. Er beauftragt eine eigene Kommission, mit den adligen Grundherren zunächst zu beraten.

Mit Einverständnis seiner Standesgenossen übergibt der Graf von Galen der Regierung eine umfangreiche selbstverfaßte Denkschrift.

Man kann das Urteil Galens und seiner Standesgenossen dahin zusammen-fassen, daß die Ablösung des grundherrlichen Verbandes nicht im Interesse der Grundherren liegt, daß sie aber sich des Urteils darüber enthalten, ob die Ablösung durch höhere — politische, staatliche — Rücksichten geboten sei. Sie fordern aber, daß die Entschädigung für die seit 1814 aufgehobenen Rechte ohne Zögern gezahlt werden, und weisen zur Verdeutlichung darauf hin, daß die Bauern seit 1814 die im Gesetz vorgesehene Entschädigung nicht entrichtet haben. Die Bauern warten in der unentschiedenen Sachlage vorteilhaftere Entwicklungen ab.

So wird verständlich, daß die Grundherren die ihnen verbliebenen Rechte voll ausnutzen.

Inzwischen ist das Jahr 1839 erreicht. In den Jahren 1831, 1836, 1837 und 1839 hat Ferneding im Verein mit anderen Bauern insgesamt siebenmal die Wünsche der Hörigen vorgebracht. Er bedient sich dabei der Kenntnisse des Rechtsanwalts Tapphorn aus Vechta. Die vom Herzog zur Beratung mit den Grundherren eingesetzte Kommission spricht sich nach Abschluß der Beratungen im Jahre 1839 für ein Ablösungsgesetz aus, das den Bauern ermöglicht, das volle Eigentum am Hofe zu erwerben und alle grundherrlichen Lasten abzulösen. Auf freie Vereinbarung werde die Ablösung nicht erreicht.

		I	II	III	IV	V	
<i>Stand der Ablösung im Mai 1848</i>		Aufhebung des gutsherrlichen Verbandes unter Be- freiung von allen gutsh. Rechten und Ansprüchen gegen Kapital Geld oder Fruchtrente			mit Beibehaltung einzelner bestehender fixen Gefälle und Dienste gegen Kapital oder Rente	Reguliert nach der Verordnung vom 2. August 1830	unerledigt
1 A	Alexanderfonds	4	4	25	2		
2 B	Freiherr von Ascheberg	17		5	23		
3 C	Pfarre von Bakum		1		1		
4 D	Justizrat von Bar			2			
5 Da	Gutsbesitzer Baumann	1					
6 E	Stift Bersenbrück	10		10			
7 F	Freiherr von Böselager			1			
8 G	Stift Börstel	2		4			
9 H	Freiherr von dem Busche-Streit- horst			1			
10 J	Kirche zu Cappeln			1			
11 K	Kirche zu Damme	4		1			
12 L	Pfarre zu Damme					21	
13 M	Pfarre zu Dinklage			1			
14 N	Kaplanei zu Dinklage			1			
15 O	Freiherr von Dinklage	4	5	3			
16 P	Major von Dorgeloh		3		1		
17 Q	Freiherr von Elmendorff	9			4	3	
18 Qa	Kirche zu Emstek			1			
19 R	Freiherr von Falkenstein und Gutsbesitzer Russel	4		1	1	3	
20 S	Freiherr von Freytag	10		10	4		
21 T	Graf von Galen	46			28	15	

	I	II	III	IV	V
22 U				1	
23 V		3			
24 W			5	1	
25 X	7	1	3	2	
26 Y	1				
27 Z					
			38		
28 Z					
			7		
29 Aa			1		
30 Bb			2		2
31 Bba	2				
32 Cc		1	1	6	2
33 Dd	1				
34 Ee	7				
35 Ff			3		
			2		
36 Gg					
37 Hh			1		
38 Jj	1				
39 Kk	2				
40 Ll	1	4	1		
41 Mm					2
42 Nn	2				
43 Nna			2		
44 Nnb	1		1		
45 Oo			7		
46 Oob			8		2
47 Pp			1		
48 Qq	1				
49 Rr					
	6				
	13	1	29		
50 Ss	8		179	6	95
51 Tt	1				
52 Uu				1	1
Summa	174	23	358	81	146

Die Kommission begründet ihre Empfehlung folgenderweise: Das frühere patriarchalische Verhältnisse zwischen den Gutsherren u. Pflichtigen —“wo der letzte Schutz und Schirm und Hilfe in bedrängter Lage zunächst nicht vom Staate, dem er entfernter stand und welcher ihm der Obhut des Gutsherrn überließ, sondern von diesem erwartete und erhielt, wo das beiderseitige Interesse enger miteinander verknüpft und mehr voneinander abhängig war und deshalb die Anforderungen des Gutsherrn das Maß der Billigkeit weniger überschritten“ —ist durch Ereignisse und Gesetzgebungen der neueren Zeit und die größeren und allgemeiner verbreiteten materiellen und geistigen Bedürfnisse aufgelöst.

Der Herzog lehnt aber am 22. Februar 1840 ein Gesetz ab, das die Dienste und Naturalabgaben gegen Entschädigung aufhebt. Er sieht in dem Anspruch der Gutsherren auf die Dienste der Bauern ein rechtliches Eigentum, was sie wohl im Wege freier Vereinbarung aufgeben können, wozu sie aber nicht durch Gesetz gezwungen werden sollten. Dann wäre die Gleichheit der Rechte nicht gewährleistet. Politische Gründe, die eine Reform der Dienstpflicht als notwendig erscheinen lassen könnten, sind für den Herzog nicht ersichtlich.

Nach dieser entschiedenen Absage werden nun verstärkt Regulierungsverhandlungen unter Vermittlung durch die Kommission abgeschlossen. Zum großen Teil werden dabei alle Dienste und Abgaben abgelöst. Im Jahre 1844 kann die Kommission berichten, daß bei 428 Stellen die Regulierung vollzogen ist, bei 399 Stellen noch verhandelt werden muß.

Im Mai 1848 fordert der Herzog eine Übersicht über die noch nicht abgelösten Stellen an. Die Kommission legt folgende Übersicht mit Erläuterungen vor. (Vgl. Seite 198 und 199).

Der Herzog hatte im Jahre 1840 die gesetzliche Ablösung der Dienste abgelehnt. Inzwischen machte der Wandel der Zeit auch hier neue Maßnahmen nötig. In Frankfurt war im Jahre 1848 das erste deutsche Parlament, das aus allgemeinen Wahlen hervorging, zusammengetreten. Im Geiste des Liberalismus beriet die Versammlung eine Verfassung für das ganze deutsche Reich und verkündete die Grundrechte des deutschen Volkes. Zu diesen Grundrechten gehört die Gleichheit aller Deutschen vor dem Gesetz, die Freiheit und Unverletzlichkeit der Person. Das Parlament in Frankfurt hat sein politisches Ziel, die Einigung Deutschlands, nicht erreicht. Aber die verkündeten Grundrechte wurden in die Verfassung der deutschen Staaten übernommen. Der Geist der Freiheit konnte nicht mehr unterdrückt werden. Die Bevormundung des Volkes durch die Feudalherrschaft sollte beendet werden. Mit der Freiheit der Person war die bäuerliche Abhängigkeit vom Grundherrn unvereinbar.

In Anlehnung an das Reichsgesetz vom 27. 12. 1848 wird durch das Staatsgrundgesetz für das Großherzogtum Oldenburg am 18. Februar 1849 jeder gutsherrliche Verband und zudem alle aus der Leibeigenschaft fließenden Rechte ohne Entschädigung aufgehoben. Viele Bauern hatten aber für Sterbefall, Gewinn, Gesindezwangsdienst und Freikauf die jährliche Rente ermitteln lassen und diese auf dem Hof lastende Rente durch Kapitalzahlung zum $33\frac{1}{3}$ -fachen Betrage der jährlichen Leistung abgelöst.

Für die aus der Hofhörigkeit herrührenden Lasten wie Hand- und Spanndienste, Geld- und Naturalabgaben soll nach gesetzlich bestimmten Preisen die jährliche Rente ermittelt werden. Diese Rente kann zum 16-fachen Betrage durch einmalige Kapitalzahlung abgelöst werden. Viele Bauern hatten auch diese Hoflasten bereits zum $33\frac{1}{3}$ -fachen, also dem doppelten Betrage abgelöst.

Wer also mit der Ablösung gewartet hatte, zog aus dem Gesetz große Vorteile. Das mußte als ungerecht empfunden werden. In den Verhandlungen des oldenburgischen Landtages erreichten die Abgeordneten der bäuerlichen Kreise, zu denen auch Ferneding gehörte, die teilweise Erstattung von Entschädigungsgeldern aus der Staatskasse.

Wenn seit 1830 für die aus der persönlichen Eigenbehörigkeit stammenden Rechte Entschädigung gezahlt worden war, so wurde sie erstattet.

Wenn aber ein Bauer bereits vor 1830 die persönlichen und dinglichen Gefälle verrentet hatte und wenn so der gutsherrliche Verbund aufgehoben war, so daß ein Erbpacht-Verhältnis bestand, dann mußte diese Rente doch zum 16-fachen Betrage abgelöst werden, auch die für die Leibeigenschaftsgefälle ermittelte Rente.

Hatte aber ein Bauer die aus der dinglichen Hofhörigkeit stammenden Dienste und Abgaben durch Kapitalzahlung zum $33\frac{1}{3}$ -fachen Betrage abgelöst, so wurde die Entschädigung nicht ermäßigt und nicht erstattet.

Jeder gutsherrliche Verband ist mit der Verkündung des Gesetzes aufgehoben. Der Hof geht in das freie Eigentum der Bauern über. Als freier Staatsbürger kann der Bauer mitbestimmend seinen Platz in der Gesellschaft einnehmen.

Literatur und Quellen

Aus dem Staatsarchiv Oldenburg folgende Bestände:

- 1) 31—6—17—35
- 2a) 31—13—63—71—7 I
- b) 31—13—63—7 II
- 3) 31—13—89—60 ff
- 4a) 70—2119;
- b) 70—2120
- 5) 111—1 Amtsbuch 117
- 6) 154
- 7) Pagenstert, Clemens; Die Bauernhöfe im Amte Vechta, Vechta 1908

Ein alter Dammer Kupferschläger auf Wanderschaft

Rudolf Nordhoff 1804—1807

VON GREGOR MOHR

Seit dem 14. Jahrhundert gab es, wie in den meisten deutschen Städten, auch in unserer engeren Heimat Vereinigungen von Handwerkern desselben Berufsstandes, Zünfte oder Ämter genannt. In der Stadt Oldenburg wurde das nachweislich älteste Amt, das der Bäcker, um 1362 gegründet. Ihm folgten die Schneider, Schmiede, Schlächter, Barbieri. Wer sich in einer Stadt als Handwerker niederlassen wollte, mußte sich nach den Satzungen dieser Ämter richten, andernfalls mußte er damit rechnen, daß die Werkzeuge beschlagnahmt wurden und man ihn aus den Mauern der Stadt auswies. Die städtische Obrigkeit stellte den Zünften ihre Stiftungsurkunde aus. Sie ernannte auch die Vorsteher des Amtes, den „Werkmeister“ und erstellte in dem „Morgenspruchsherr“ (so genannt, weil die Amtsversammlungen am Morgen abgehalten wurden) gewissermaßen eine Aufsichtsperson. Im Anschluß an einer Sitzung folgte in der Regel ein gemeinsames Essen aller Amtsmitglieder, wobei es auch gut zu trinken gab. Am Sonntag ging man gemeinsam zur Kirche. Starb jemand, so mußte eine gewisse Anzahl Amtsmitglieder die Leiche zu Grabe tragen. Für die Seelenmessen wurde ein bestimmter Beitrag entrichtet. Unpünktliches Erscheinen zu den Versammlungen, ungebührliches Betragen zogen Geldstrafen nach sich. So tat man sein Möglichstes, den Ehrenschild des Handwerksstandes rein zu erhalten. Das Amt erließ mancherlei Vorschriften. Ein Meister durfte nur einen Lehrling aufnehmen, der im Lesen, Schreiben und Rechnen gewisse Kenntnisse aufwies. Die Probezeit für den Lehrburschen betrug vier Wochen. Nach dieser Zeit brachte man ihn zum Obermeister, um dort seinen Namen gegen eine Gebühr von 12 Grote in das sogenannte „Junqenbuch“ eintragen zu lassen. Nach einer mindestens drei Jahre dauernden Ausbildung erfolgte die Gesellenprüfung. Das Zeugnis über die Lehrzeit gab dem Prüfling das Recht und die Pflicht, auf der rund dreijährigen Wanderzeit die Kenntnisse und Fähigkeiten im Handwerk zu vertiefen.

Von einem alten Dammer Kupferschmied, Rudolf Nordhoff, liegen vor uns der Gesellenbrief aus dem Jahre 1804 vor. In ihm heißt es:

„Wir, Ferdinand, Aloysius Hartmann und Johann Hermann Merkel, zur Zeit erwählte Vorsteher und Gildemeister des Conjugierten Kupferschmiedeamts in der Stadt Warendorf, zeugen und bekennen hiermit für uns und unsere Successoren, daß für uns persönlich gekommen und erschienen der Ehrenhafter Johann Hermann Merkel als unser Amts mit Colleague getreulich anzeigend und bekennend, daß sein **Lehrbursche Namens Rudolf Nordhoff, gebürtig aus Damme bey ihm die Kupferschläger-Profession vier nacheinanderfolgende Jahre und zwar von ein Tausend achthundert bis dahin ein Tausend achthundert vier in Lehr gestanden** und vorher nach Amtsgebrauch ordentlich eingeschrieben, nunmehr auch solche vier Jahre, nicht allein völlig ausgelernt, sondern auch innerhalb derselben sich in allen darstellt from, getreu, fleißig und wohl verhalten habe, daß er Johann, Hermann Merkel, darüber ein gutes Genügen und Sattsames Contentement



Bettpfanne

Fotos Zurborg, Vechta

getragen. Solch und männlichen nach Standesgebühr ersuchend seiner Lehrburschen Rudolf Nordhoff solchen seinen Verhaltens halber rehspecklen glaubwürdigen Schein und allen geneigten Willen wiederfahren gelassen.

Weilen wir solches Vorbringen uns selbst genügsam bekannt ist, so haben wir Vorsteher und Gildemeister eingangs gemeldete mehr erwähnte Rudolf Nordhoff gegenwärtigen Schein mitgetheilt, eigenhändig unterschrieben und mit unsern gewöhnlichen Amtssiegel bestätigt.

So geschrieben und gegeben in der Stadt Warendorf im Jahre Xsti ein tausendachthundert vier den Siebenundzwanzigsten Aprill.

Ferdinand Aloys Hartmann und Joan Hermann Merkel, Gildemeister."

In dem Briefkopf sind die Namen: Wir Ferdinand Aloysius Hartmann und Johann Hermann Merkel besonders schön verziert. Die Petschaft zeigt die Inschrift: Gold- und Kupfer- und Zinngießer. In der Mitte befindet sich ein Gießer bei der Arbeit. Auffallend in dem Zeugnis ist bei gleichen Worten die verschiedene Rechtschreibung, z B. ein Tausent achthundert und ein tausend acht Hundert vier und ein tausendachthundert vier. Vergleiche auch den ersten verzierten Namenszug "Johann Hermann Merkel" mit seiner wirklichen Unterschrift: Joan Herman Merkel.

Aus den vorliegenden Urkunden können wir den ungefähren Wanderweg jenes besagten Kupferschlägers Rudolf Nordhoff aus Damme weiter verfolgen. Wie eingangs schon erwähnt, hatte sich jeder Handwerksgehilfe auf einer mindestens dreijährigen Wanderschaft das Rüstzeug für seine spätere Meisterprüfung zu erwerben. Weitere Bedingungen waren dafür ein Alter von 25 Jahren, das Bürgerrecht einer Stadt und das Meisterstück. Nach den Urkunden hat sich der Geselle Nordhoff nach seiner Gesellenprüfung zunächst noch **eine kurze Zeit in Warendorf aufgehalten** und erhielt dann von seinen beiden Gildemeistern den Gesellen-Geleitbrief für die Wanderschaft. In ihm heißt es u. a.:

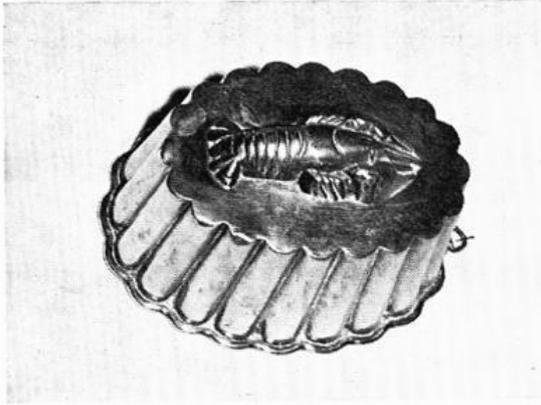
„Wir Geschworene und andere Meister des Zinkerschläger-Amtes in der Stadt Warendorff in Westphalen, bescheinigen hiermit, daß gegenwärtiger Gesell, Namens Caspar Rudolf Nordhoff von Damme gebürtig, so 21 Jahre alt, von Statur mittelmäßig, auch schwarzbraune Haaren, ist bey uns allhier in Arbeit gestanden, und sich solche Zeit über treu, fleißig, still, friedsam und ehrlich, wie einem rechtschaffenen Gesellen gebühret, verhalten hat, ersuchen derothalben alle auswärtigen Meister, diesen gegenwärtigen Gesellen nach Handwerks Gebrauch überall zu befördern, welches wir in gleichen Fällen zu erwiderigen, nicht ermangeln werden. Urkund unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Siegel. Signatum Warendorff, den 19. May 1804. Unterschrift.“

Die Wanderschaft hat Rudolf Nordhoff wahrscheinlich über **Osnabrück—Damme—Vechta—Wildeshausen—Delmenhorst nach Bremen geführt**. In Bremen fand er 9 Monate Arbeit beim Meister Johan Sonnemann. Am 24. Martins 1805 stellte man ihm folgenden Geleitbrief aus; in dem es heißt:

„Wir Geschworenen, Vor- und andere Meister des löblichen Handwerks derer Kupfer- und Messingschläger in der Kaiserlichen und des hl. Römischen Reichs freien Stadt Bremen bescheinigen... usw.“ Die nächsten



Teekanne, Samoar, Kaffeekanne



Kuchenform, Puddingform mit Krebs



Tee- oder Kaffeekanne

Sätze sind in Form und Stil fast dieselben wie im ersten Geleitbrief. Die Unterschrift lautet: Bremen, den 24. Martins 1805. Alt-Meister: Jacob Hinrichs, Jung-Meister: Jacob Walter, Meister wo oben erwähnter Gesell in Arbeit gestenden: Johan Sonnemann" —

Der Briefkopf ist reich verziert, was wohl auch von der Kaiserlichen und des Römischen Reiches freien Stadt Bremen zu erwarten ist. —

Von Bremen aus geht die Wanderung erst richtig an. Im August 1805 finden wir unseren lb. Gesellen **in Düsseldorf**. Nach der Urkunde hat er 5 Wochen dort in Arbeit gestanden. Der Geleitbrief wurde vom Fürstlich Ysenburgischen Amt in Offenbach ausgeschrieben: „Demnach Vorzeiger dieses, der Kupferschmied Rudolf Nordhoff, mittlere Statur, blondes Haar und 24 Jahre alt, von hier nach Maynz und weiter zu reisen willens ist. Also werden alle und jede Hohe und Niedere Civil-Militair-Bedienten hierdurch geziemend ersucht, gedachter Rudolf Nordhoff aller Orten sicher und ungehindert paß- und repassieren zu lassen. Man ist solches in dergleichen und anderen Vorfällen hinwiederum also zu halten und zu erwiedern erböthig.

Signatum Offenbachs, den 27ten July 180sieben.

Fürstlich Ysenburgisches Amt daselbst.“

Man darf annehmen, daß sich der Handwerksgele, jugendlich frisch und fit und mit der Liebe zum wandernden Erfassen und Kennenlernen der weiteren Heimat sich etwa folgende Linie wählte: Über Mainz—Frankfurt, quer durch Mitteldeutschland — Kassel—Paderborn—Bielefeld—Osnabrück und sich dann in seinem Heimatort Damme zurückbegeben hat. Nachweislich hat Nordhoff im Jahre 1808 in Damme als Meister der Kupferschmiede in Amt und Würden gestanden. Maximilian Nordhoff, Vater des jetzigen Betriebsinhabers Ewald Nordhoff, konnte im Jahre 1940 das 150jährige Geschäftsjubiläum begehen. In Familienbesitz ist eine Urkunde aus dem Jahre 1790 über einen in Damme getätigten Grundstückskauf. Abgezeichnet ist sie von Johan Berend Nordhoff, Kaufhändler und Kupferschmied, 60 Jahre alt. Das Geschäft als Kaufhändler und der handwerkliche Betrieb einer Kupferschmiede sind von Nordhoffs zumindestens ab 1790, wahrscheinlich noch eher, betrieben worden. Eine ganze Reihe wertvoller Meisterstücke des altehrwürdigen Handwerks der Kupferschläger ist ebenfalls in Familienbesitz. Einige dieser schönen Meisterstücke hat der OV-Lichtbildner H. Zurborg im Bild festgehalten.

Die Familien der Drosten und Erbkämmerer von Galen

VON CLEMENS HEITMANN

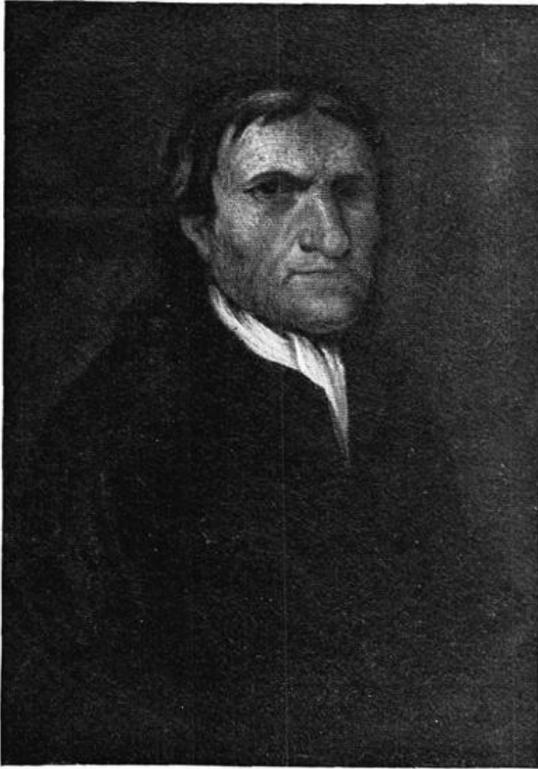
Mitten in den Wirren des 30-jährigen Krieges, am 26. 3. 1641, schickte der Fürstbischof von Münster, Ferdinand I. (1612—50), einen seiner treuesten Ritter als Drost in das Amt Vechta: Heinrich von Galen. Da sich für den neuen Drost in Vechta keine Wohnmöglichkeit bot, zog er in die damals gerade leerstehende Dietrichsburg in Dinklage. Zunächst hatte er diese Burg gemietet, konnte sie aber zusammen mit den anderen Dinklager Gütern im Laufe der nächsten Jahre zu eigen erwerben. Als im Jahre 1650 der Bruder des Drost, Christoph Bernhard von Galen, zum Fürstbischof von Münster gewählt wurde, war die Stellung des Drost im Amte Vechta weiter gefestigt. Zusammen erreichten die Brüder die Befreiung der Stadt Vechta aus der Hand der Schweden im Jahre 1654.

Das Geschlecht der von Galen stammte aus dem Dorf Gahlen an der Lippe, im Kreise Dinslaken gelegen. Hermann von Galen wird als erster seines Geschlechtes in einer Urkunde des Jahres 1138 erwähnt. Das Geschlecht breitete sich sehr schnell aus. Seit dem 14. Jahrhundert war ein Zweig dieser Familie auf dem Gute Vellinghausen im Kirchspiel Dinker ansässig. Um 1500 treffen wir dort Rötger von Galen an, der mit Gertrud von Dücker verheiratet war. Sein Sohn Dietrich übernahm das Erbe († ca. 1552) und heiratete 1515 Margaretha von Vollenspit. Der Sohn Dietrich († in Kurland 13. 11. 1592) ehelichte am 29. 7. 1566 die Erbin von Bisping bei Rinkerode, Bernarda von Wulff († 1613). Der Sohn Dietrich (Abb. 1) trat das Erbe an und nahm am 25. 11. 1605 Catharina von Hoerde zu Störmede zur Frau († 1666). (Abb. 2) Dietrich von Galen war Landmarschall in Kurland und besaß dort große Güter, die seine Söhne, der Fürstbischof Christoph Bernhard und der Drost Heinrich, verkauften und 1653 dafür das große Gut Assen bei Beckum erwarben.

Die Familie von Galen nahm nach 1650 einen raschen Aufstieg. Am 2. 1. 1663 ernannte der Fürstbischof seinen Neffen Franz Wilhelm, den Sohn des Drost Heinrich, zum 1. Erbkämmerer des Fürstentums Münster. Dieses Amt blieb in der Familie bis zum heutigen Tag. Am 20. 7. 1665 erhob Kaiser Leopold I. die Familie von Galen in den erblichen Reichsfreiherrnstand.

Am 29. 7. 1677 errichtete Fürstbischof Christoph Bernhard die Herrlichkeit Dinklage und übertrug sie seinem Neffen Franz Wilhelm. Höhepunkt in der Entwicklung war die Erhebung der Familie in den Grafenstand am 10. 7. 1803.

Die Familie von Galen hat für das gesamte Oldenburger Münsterland die größte Bedeutung gehabt. Das ist in vielen Veröffentlichungen bereits herausgestellt worden. Im folgenden sollen die einzelnen Generationen der Drost und Erbkämmerer vorgestellt werden. Zu Beginn des nächsten Jahres erscheint vom Verfasser dieses Artikels ein Werk mit den Ahnenreihen des Kardinals von Galen, bis zur Reihe mit 2048 Ahnen einschließlich.



1
Dietrich v. Galen
(† 1645)



2
Catharina v. Galen
geb. v. Hoerde
(† 1666)

Alle Fotos: Landesdenkmalamt Westfalen-Lippe Münster

I. Heinrich Reichsfreiherr von Galen (Abb. 3)

Drost des Amtes Vechta 1641—1671, * 15. 11. 1609, † Assen 17. 9. 1694.

⊙ I. Lüdinghausen 15. 12. 1643 Anna von Droste zu Vischering, * ca. 1620,
† Bisping 31. 3. 1652 (Tochter v. Heidenreich v. Droste-Margaretha v. Raesfeldt)

Kinder:

1. Margaretha Anna (*) Vechta 11. 12. 1644, † ca. 1700, ⊙ 1663 Hermann Matthias Reichsfreiherr v. Velen, Drost in Meppen (* 24. 6. 1632, † 1700).
2. Catharina Elisabeth, * 1646, † Mengede 16. 10. 1711, ⊙ 9. 9. 1674 Bernhard Dietrich v. Büren, † 26. 3. 1715.
3. Christoph Bernhard, * 1646, † Bisping 7. 10. 1647.
4. Franz Wilhelm, * 1648, † Dinklage 30. 1. 1716, siehe Nr. II.
5. Dietrich Christian, * ca. 1650, † Bisping 1658.

⊙ II. 21. 5. 1653 Anna Elisabeth v. d. Recke z. Steinfurt, * ca. 1635, † Assen 25. 4. 1716 (Tochter v. Johann v. d. Recke — Mechthild Judith v. Galen zu Ermelinghoff)

Kinder:

6. Theodora, * ca. 1654, ⊙ 29. 7. 1682 Arnold Johann v. Vittinghoff-Schell.
7. Brigitta Clara, * ca. 1656, ⊙ 28. 12. 1682 Christoph Heidenreich v. Droste zu Vischering, (*) Lüdinghausen 9. 6. 1652.
8. Anna Maria, (*) Lippborg 13. 3. 1658, † 1697, ⊙ 16. 6. 1676 Johann Adolph Freiherr v. Raesfeldt, Drost zu Dülmen, * 1646, † 1713.
9. Francellina Christina, (*) Lippborg 13. 8. 1660, † Störmede 6. 8. 1723, ⊙ 1682 Wilhelm Heinrich Freiherr v. Korff zu Harkotten, * 1651, † 1703.

Abkürzungen:

* = geboren (*) = getauft ⊙ = verheiratet † = gestorben.



3

Heinrich Rirhr. v. Galen
(† 1694)

10. Christoph Heinrich, * Assen 30. 7. 1662, † Baumgarten bei Wien 18. 4. 1731. Er war von 1676—97 Domherr zu Münster; dann wurde er kaiserl. Hofrat in Wien. Seit 1702 war er Reichsgraf. Ⓞ I. 1697 Johanna Elisabeth Freiin v. Inn- und Knyphausen, * 6. 1. 1675, † Wien 13. 2. 1702 (Tochter v. Dodo Freiherr v. Inn- und Knyphausen-Hedwig Oriana Freiin v. Frydag).
Ⓞ II. 1702 Maria Susanna Eleonore Gräfin von Saurau, * Graz 22. 5. 1685, † Wien 29. 5. 1756 (Tochter von Johann Georg Graf v. Saurau-Maria Susanna Eleonore Gräfin von Rindsmaul).
11. Sophia Elisabeth, * ca. 1664, † Assen 13. 5. 1688, Ⓞ Lippborg 13. 11. 1685 Stephan Theodor Freiherr v. Neuhoff, † Assen 28. 3. 1690.
12. Ferdinand Benedikt, * Assen 30. 8. 1665, Münster 24. 10. 1727. Er war seit 1675 Domherr in Münster und Mainz, 1702 Propst von St. Mauritz, seit 1716 auch Domherr von Minden.
13. Johanna Mechthild, * 1667, † Nottuln 1694 als Mitglied des dortigen Damenstiftes.
14. Thyka Christina, * ca. 1669, jung gestorben.
15. Regina Theresia, * ca. 1671, Ⓞ 9. 4. 1697 Franz Sigismund Freiherr v. Elverfeldt, * Dahlhausen 23. 12. 1640, † 19. 1. 1712. Die Kinder dieses Ehepaars sind in Vechta getauft worden.
16. Johann Matthias, * Assen 8. 5. 1674, † Assen 3. 2. 1716. Er war von 1699—1706 Domherr zu Münster. Ⓞ 1706 Freiin von Saesfeldt.
17. Ludger Heinrich, (*) Assen 26. 6. 1675, † Malta 11. 7. 1717. Er war Komtur des Malteser-Ritterordens. Sein Grabmal befindet sich im Dom zu Malta.
18. Franziska Bernhardine, * ca. 1677, † 1737, Ⓞ Münster 8. 8. 1711 Heinrich Balduin v. Schenck zu Nideggen, (*) 29. 5. 1666, † 1727.
19. Karl Anton, * Assen 18. 12. 1679, † Hündlinghoff bei Beckum 11. 9. 1752. Er war von 1698—1713 und von 1747—52 Domher zu Münster. Ⓞ 8. 6. 1713 Maria Antonia Freiin v. Wolff-Metternich, * Neuhaus 6. 11. 1698.

Kinder:

- a. Franz Arnold, (*) Lippborg 4. 9. 1714, † Assen 12. 7. 1749, ⚭ Münster 10. 2. 1748 Adolphine Sophia Freiin v. Kerckerling zur Borg, * Münster 11. 2. 1718, † Münster 21. 3. 1785.

Sohn:

Clemens August Maria, * Münster 10. 6. 1749, † ca. 1800, ⚭ Maria Theresia v. Wanderer.

Deren Sohn:

Karl Anton Joseph Ignaz (*) Münster 3. 8. 1780, † ca. 1826, ledig.

- b. Antonia Maria Susanne, (*) Lippborg 25. 8. 1716, im Stift Wietmarschen. Das Gut Assen befand sich im 18. Jahrhundert im Besitz dieser Linie des Karl Anton von Galen. Erst nach 1800 ging das Gut wieder an die Hauptlinie über.

II. Franz Wilhelm Reichsfreiherr von Galen (Abb. 4)

Drost des Amtes Vechta 1671—1716. 1663 1. Erbkämmerer des Fürstentums Münster. 1677 1. Herr der Herrlichkeit Dinklage.

* 1648, † Dinklage 30. 1. 1716. Begraben in der Dinklager Burgkapelle.

⚭ Lenhausen 12. 7. 1671 Ursula Helene Reichsfreiin v. Plettenberg, * Lenhausen 9. 3. 1654, † Münster 30. 10. 1720. Begraben in Dinklage. Sie war eine Schwester des Fürstbischofs von Münster, Friedrich Christian v. Plettenberg (1688—1706). Eltern: Bernhard v. Plettenberg-Odilia v. Fürstenberg.



4

Franz Wilhelm
Rirhr. v. Galen
(† 1716)

Kinder:

1. Christoph Ferdinand, * Vechta 17. 4. 1673, jung gestorben.
2. Heinrich Bernhard, *Dinklage 18. 4. 1674, † Werries 1674.
3. Anna Odilia Elisabeth, (*) Dinklage 21. 7. 1675, † Lenhausen 1678.
4. Anna Maria, * Dinklage 1. 11. 1676, ⚭ Münster 22. 2. 1696 Franz Anton Freiherr v. Landsberg zu Erwitte, * 1646, † 13. 8. 1727.
5. Wilhelm Goswin Anton, * Dinklage 1. 10. 1678, † Düsseldorf 11. 9. 1710, ⚭ 6. 9. 1704 Anna Maria Freiin v. Ketteler zu Sythen, * 1686, † 1724. Die Tochter dieser Eheleute, Anna Helene Maria Antonia Josepha, * 1707, † Herdringen 11. 9. 1737, heiratete 1728 Christian Freiherr v. Fürstenberg. Aus dieser Ehe stammte der berühmte Minister Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg sowie der Bischof von Paderborn und Hildesheim Franz Egon von Fürstenberg.

6. Franz Heinrich Christian, * Dinklage 31. 12. 1679, † Sythen 19. 11. 1712. Er war Domherr zu Münster, Osnabrück und Worms.
7. Johann Friedrich Joseph, * Dinklage 7. 11. 1681, † Dinklage 18. 7. 1684.
8. Maria Theresia, * 4. 11. 1683, † 4. 11. 1727, ☉ Münster 26. 4. 1721 Franz Otto von Weichs zu Körtlinghausen, * 3. 5. 1679, † 1739.
9. Alexandra Brigitta, * Dinklage 11. 10. 1685, † als Stiftsdame zu Freckenhorst 26. 4. 1759.
10. Franziska Odilia Theodora, * Dinklage 11. 10. 1685, † 27. 2. 1761, ☉ 14. 2. 1719 Franz Christoph Freiherr v. Hoerde, * 25. 4. 1685, † 13. 6. 1753.
11. Elisabeth Sophia Antonia, * Dinklage 28. 3. 1687, † Nottuln 1716 als Stiftsdame.
12. Friedrich Christian Joseph, * Dinklage 27. 3. 1689, † Münster 15. 2. 1748. Domherr zu Münster, Hildesheim, Paderborn, Osnabrück, Minden und Worms, seit 1732 war er Domdechant zu Münster. Die Priesterweihe empfing er am 25. 1. 1733. Durch ihn gelangte wohl um 1730 die Kreuzreliquie zur Dinklager Burgkapelle.
13. Wilhelm Ferdinand, * Dinklage 1./2. 11. 1690, † Münster 28. 12. 1769 siehe Nr. III I

III. Wilhelm Ferdinand Reichsfreiherr von Galen (Abb. 5)
 Drost des Amtes Vechta 1716—1769. 2. Erbkämmerer des Fürstentums Münster. 2. Herr der Herrlichkeit Dinklage. Herr auf Dinklage, Assen, Bisping, Romberg, Neuengraben, Galen, Heede, Borg, Norberding, Querlenburg, Harme, Göttendorf und Friedrichsburg. Herr der Herrschaften Dasbach, Kettenbach, Ober- und Niederhausen.
 Er war kurköln. Geh. Rat und Träger des Großkreuzes des St.-Michael-Ordens.
 * Dinklage 1./2. 11. 1690, † Münster 28. 12. 1769, begraben in Rinkerode.

☉ I. Schloß Schnellenberg bei Attendorn 3. 9. 1719 Maria Henrica Reichsfreiin v. Fürstenberg z. Herdringen, * Herdringen 22. 6. 1696, † 26. 3. 1742 (Tochter von Ferdinand Reichsfreiherr v. Fürstenberg — Maria Theresia Freiin v. Westphalen zu Fürstenberg)

Kinder:

1. Clemens August Ferdinand, * Herdringen 14. 6. 1720, † Clemenswerth 7. 10. 1747, begraben in Dinklage. Seit 1727 Domherr zu Münster und Minden.
2. Helena Theresia Franziska, * Herdringen 14. 6. 1720, † Dinklage 7. 7. 1721.
3. Johanna Maria Ferdinanda Eva, (*) Münster 30. 10. 1721, † Dinklage 26. 1. 1722.
4. Maria Anna Franziska Alexandrina Antonia Friederike, (*) Münster 1. 5. 1726, jung gestorben.
5. Ferdinand Joseph Friedrich Christian Franz Anton Alexander Maria (*) Münster 27. 1. 1732. Er kommt in den Dinklager Kirchenbüchern als Taufpate vor und wird als Domherr zu Münster bezeichnet. Sonst ist über ihn nichts bekannt.
6. Wilhelm Ferdinand. Von ihm lassen sich keine Daten feststellen. Er wird 1766 in den Dinklager Kirchenbüchern erwähnt und ganz deutlich von seinem gleichnamigen Vater unterschieden. Über die Lebensdaten läßt sich nichts feststellen.
7. Maria Sophia Franziska. Nähere Angaben können nicht gemacht werden.

☉ II. Münster 10. 2. 1748 Maria Sophia Ludovica Agnes Alexandrina Reichsgräfin von Merveldt, * Münster 31. 1. 1730, † Münster 1. 3. 1810. Tochter von Ferdinand Dietrich Reichsgraf von Merveldt — Maria Josepha Reichsfreiin von Westerholt. (Abb. 6).

Kinder:

8. Clemens August Joseph Johann Nepomuk Maria, * Münster 30. 12. 1748, † Dinklage 13. 5. 1820, siehe Nr. IV I
9. Ferdinand Karl Alexander Benedikt Antonius Maria, * Münster 12. 7. 1750, † Münster 11. 11. 1803, von 1770—1797 Domherr zu Münster, Minden, Osnabrück, Halberstadt und Worms. ☉ Poppenburg 21. 6. 1797 Ferdinandine Antonia Maria Franziska Josepha Freiin v. Mengersen, * Rheder 25. 4. 1773, † Münster 31. 7. 1824.



5
Wilhelm Ferdinand
Rürhr. v. Galen
 († 1769)



6
Freifrau v. Galen
geb. Reichsgräfin v. Merveldt
 († 1810)

10. Maria Anna Alexandra Adolphine, * Münster 1. 8. 1752, † Münster 11. 12. 1829, ⚭ I. Münster 8. 11. 1768 Clemens August Reichsgraf v. Plettenberg zu Nordkirchen, * 23. 12. 1742, † 26. 3. 1771. ⚭ II. Münster 15. 5. 1778 Clemens August Freiherr v. Ketteler zu Harkotten, * Münster 21. 2. 1751, † Münster 1. 1. 1815. Diese Eheleute sind die Großeltern von Wilhelm Emanuel v. Ketteler, dem berühmten Bischof von Mainz.

IV. Clemens August Reichsfreiherr von Galen.

Drost des Amtes Vechta von 1770—1803, 3. Erbkämmerer des Fürstentums Münster, 3. Herr der Herrlichkeit Dinklage. Von 1752—1770 Domherr zu Münster und Minden. Fürstb. Münster. Oberst-Stallmeister, Hofmarschall und Geh. Rat.

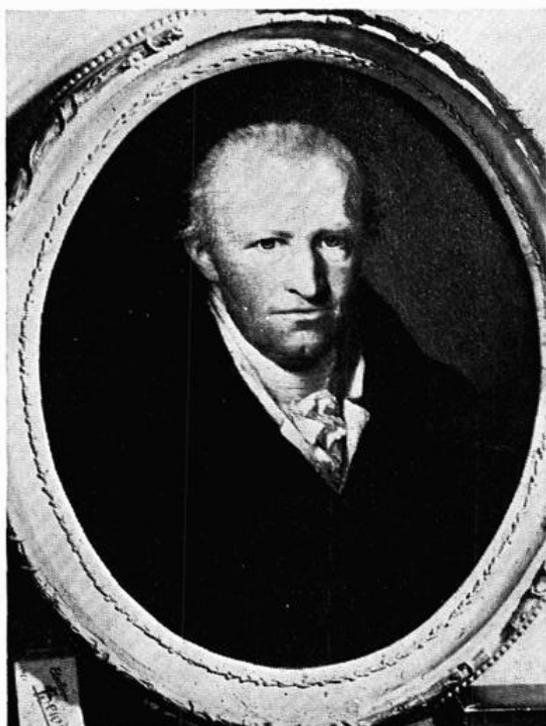
Am 10. 7. 1803 wurde er in den Grafenstand erhoben. (Abb. 7)

* Münster 30. 12. 1748, † Dinklage 13. 5. 1820.

⚭ I. Havixbeck 30. 5. 1775 Maria Mechthild Wilhelmine Sophia Auguste Nepucena Josepha Walburga Aloysia Reichsfreiin v. Twickel, * Münster 22. 9. 1756, † Münster 25. 10. 1791 (Tochter von Clemens August Reichsfreiherr v. Twickel-Sophia Bernhardine Freiin v. Ledebur-Wicheln) (Abb. 8).

Kinder:

1. Clara Thyka, (*) Münster 23. 8. 1780, jung gestorben.
2. Sophia Ludovica Clementine Maria Josepha Mechthild, (*) Münster 15. 3. 1784, † Dinklage 21. 3. 1805, ⚭ Münster 30. 7. 1803 Maximilian Friedrich Graf v. Korff gnt. Schmising, * Münster 4. 12. 1779, † Münster 2. 2. 1840.
3. Clemens August Alexander Joseph Benignus Ewaldus, (*) Münster 3. 10. 1785, jung gestorben.
4. Clara Franziska Antonia Maria Anna Maxima, * Münster 22. 12. 1786, † Münster 11. 2. 1809, Stiftsdame in Wietmarschen.



7
*Clemens August
Graf v. Galen
(† 1820)*



8
*Mechthild Rirn. v. Galen
geb. Rirn. v. Twickel († 1791)*



9
*Angela Gräfin v. Galen
geb. Frn. v. Ascheberg († 1806)*

5. Maria Anna Clementine Josepha Antonia, (*) Münster 2. 7. 1788, jung gestorben.
6. Franziska Carolina Maria Josephina, * Münster 18. 12. 1789, † Göttendorf 10. 7. 1807.

⊙ II. Venne 16. 8. 1792 Anna Angela Carolina Freiin v. Ascheberg, * Venne 8. 11. 1773, † Münster 17. 10. 1806 (Tochter des Johann Matthias Freiherr v. Ascheberg, Besitzer von Ihorst, Direktor des Vechtaer Burgmannskollegiums, u. Maria Franziska Freiin v. Etzbach) (Abb. 9).

Kinder:

7. Johann Matthias Ludwig Clemens Maximus Maria Joseph, * Münster 12. 9. 1800, † Assen 24. 12. 1880, siehe Nr. V !
8. Ferdinand Karl Hubert, * Münster 7. 1. 1803, † Bad Ems 28. 7. 1881,
⊙ Hinnenburg 1. 5. 1835 Anna Gräfin v. Bocholtz-Asseburg, * Hinnenburg 29. 12. 1813, † Münster 29. 7. 1891.

Einzigster Sohn:

Clemens August Hermann Friedrich Stephan Athanasius Hubertus Maria, * Münster 14. 2. 1838, † Bad Godesberg 9. 10. 1870.

⊙ III. Münster 13. 9. 1810 Catharina Franziska Friederike Straeter, (*) Münster 3. 4. 1777, † Münster 24. 4. 1840, begraben in Dinklage (Tochter des Johann Heinrich Straeter-Catharina Mühlmann)

Tochter:

9. Maria Theresia Johanna Franziska, * Dinklage 5. 9. 1811, † Brilon 8. 10. 1834, ⊙ Münster 24. 2. 1835 Maximilian Graf Droste zu Vischering zu Pa-berg, * Münster 2. 3. 1808, † Coburg 27. 5. 1887.

V. Matthias Graf von Galen (Abb. 10)

4. Erbkämmerer des Fürstentums Münster, 4. Herr der Herrlichkeit Dinklage bis 1827. Großkomtur des Kgl. Bayr. St.-Georg-Ordens.

⊙ Füchtorf 11. 1. 1825 Maria Anna Josepha Wilhelmine Franziska Ludovica Huberta, Freiin von Ketteler, * Harkotten 19. 6. 1803, † Assen 6. 12. 1884, Schwester des Bischof von Mainz (Eltern: Maximilian Friedrich Freiherr v. Ketteler — Clementine Freiin von Wenge) (Abb. 11).

Kinder:

1. Maria Anna Ferdinanda Huberta Clementine Augusta Angelica, * Göttingen 15. 7. 1826, † Heltorf 3. 3. 1909, ⊙ Assen 20. 7. 1850 August Wilhelm Reichsgraf von Spee, * Düsseldorf 18. 4. 1813, † Heltorf 23. 8. 1882.
2. Friedrich Alexander Franz Hubert Clemens Anton Maria, * Münster 23. 9. 1828, † Lembeck 27. 5. 1864, Priesterweihe 9. 6. 1852. Seit 1857 war er Pfarrer von Lembeck.
3. Ferdinand Heribert Ludwig Maximus Hubert Anton Maria, * Münster 16. 3. 1830, † Münster 26. 2. 1831, begraben in Dinklage.
4. Ferdinand Heribert Ludwig Maximus Hubert Anton Maria, * Münster 31. 8. 1831, † Dinklage 5. 1. 1906, siehe Nr. VI !
5. Maximilian Clemens Hubert Gereon Maria Angelus, * Münster 10. 10. 1832, † Münster 5. 11. 1908, Priesterweihe am 26. 7. 1856. Er war seit 1874 Pfarrer an St. Christoph in Mainz, 1884 Domkapitular in Münster, am 25. 7. 1895 in Rom zum Bischof geweiht (Titularbischof von Myrina, Weihbischof von Münster).
6. Franziska Clementine Augusta Alexandrine Antonia Huberta Maria, * Münster 12. 12. 1833, † Assen 3. 8. 1842, begraben in Dinklage.
7. Wilderich Alfred Anton Maximilian Leonard Hubert Maria, * Münster 6. 11. 1835, † Münster 29. 1. 1922, ⊙ Geestern 19. 5. 1874 Antonia Freiin v. Weichs zur Wenne, * Schinnen 15. 4. 1850, † Münster 2. 6. 1927.
8. Helene Clementine Maria Anna Sibilla Huberta Antonia, * Münster 18. 12. 1837, † Münster 23. 5. 1917, ⊙ Münster 5. 8. 1858 Clemens Graf Droste-Vischering, * Darfeld 14. 8. 1832, † Darfeld 20. 8. 1923. Diese Eheleute sind die Eltern der Schwester Maria vom göttl. Herzen, die 1899 in Portugal starb, deren Seligsprechung bevorsteht.



10
Matthias Graf v. Galen
(† 1880)



11
Anna Gräfin v. Galen
geb. Freiin v. Ketteler
(† 1884)

9. Paul Friedrich Clemens Hubert Alfred Anton Maria, * Münster 3. 11. 1839, † Baumkirchen 23. 5. 1919, ⚭ Wien 11. 5. 1875 Amalie Freiin von Hornstein-Bussmannshausen, * Hietzing bei Wien 21. 8. 1853, † Borlinghausen 22. 6. 1944.
10. Clemens August Maria Nikolaus Rötger Anton Hubert, * Münster 25. 11. 1841, † Münster 6. 9. 1908, ⚭ Münster 3. 7. 1888 Hella von Olfers, * Münster 16. 7. 1848, † Münster 13. 11. 1915.
11. Christoph Bernhard Wilhelm Paul Hubert Anton Maria, * Münster 13. 2. 1844, † Münster 3. 1. 1895, Priesterweihe am 9. 8. 1868, Dr. theol. 1887 wurde er Pfarrdechant von Dülmen.
12. Clementine Sophia Friederike Maria Elisabeth Antonia Huberta, * Münster 12. 4. 1846, † Münster 1924.
13. Hubert Ferdinand Anton Maximilian Friedrich Johann Maria, * Dinklage 21. 3. 1849, † Goldegg 3. 7. 1931, ⚭ Hinnenburg 29. 7. 1873 Theresia Gräfin von Boholtz-Asseburg, * Hainhausen 8. 6. 1846, † Münster 14. 1. 1913.

VI. Ferdinand Graf von Galen (Abb. 12).

5. Erbkämmerer des Fürstentums Münster, Päpstl. Geheimkämmerer di spada e cappa, Ehrenritter des souv. Malteserritterordens, Komtur des Kgl. Bayr. St.-Georg-Ordens, Mitglied des Reichstages von 1873—1903.

* Münster 31. 8. 1831, † Dinklage 5. 1. 1906.

⚭ Heltorf 7. 5. 1861 Elisabeth Friederike Sophia Auguste Maria Huberta Reichsgräfin von Spee, * Düsseldorf 10. 9. 1842, † Dinklage 26. 3. 1920 (Tochter von August Wilhelm Reichsgraf v. Spee — Franziska Reichsgräfin von Brühl) (Abb. 13).

Kinder:

1. Elisabeth Ferdinanda Franziska Anna Antonia Huberta Maria, * Münster 5. 3. 1862, † Assen 1. 1. 1870, begraben in Dinklage.
2. Maria Anna Augusta Agnes Dominica Antonia Huberta, * Münster 4. 8. 1863, † Wien 19. 6. 1930, Ordensschwester.



12
Ferdinand Graf v. Galen
 († 1906)



13
Elisabeth Gräfin v. Galen
geb. Reichsgräfin v. Spee
 († 1920)

3. Friedrich Matthias Maria Joseph Gottfried Bernhardin Anton Hubert Maria, * Münster 20. 5. 1865, † Dinklage 10. 11. 1918, siehe Nr. VII !
4. August Aloys Anton Hubert Maria, * Assen 1. 10. 1866, † Bonn 20. 11. 1912, ∞ Münster 12. 11. 1896 Livina Gräfin von Korff gnt. Schmising, * Steinhausen 30. 4. 1867, † Bonn 14. 9. 1941. Aus dieser Ehe stammt der jetzige Erbkämmerer Christoph Bernhard, siehe Nr. VIII !
5. Maria Franziska Christina Agnes Catharina Antonia Huberta, * Dinklage 13. 3. 1869, † St. Louis 25. 8. 1938, Ordensschwester.
6. Maria Franziska Elisabeth Gertrud Theresia Antonia Huberta, * Dinklage 13. 3. 1869, † Dinklage 23. 11. 1876.
7. Wilhelm Emanuel Joseph Thomas Iwan Antonius Hubertus Maria, * Münster 14. 12. 1870, † Freiburg 2. 9. 1949, Dr. jur. Trat in den Benediktinerorden ein (P. Augustinus), Priesterweihe am 1. 9. 1901. Er war der Beichtvater des österreichischen Thronfolgerpaares, das am 28. 6. 1914 in Sarajewo ermordet wurde.
8. Maria Gertrud Agnes Stephanie Clara Antonia Huberta, * Dinklage 11. 8. 1872, † Gevelinghausen 20. 11. 1943, ∞ Assen 1. 10. 1901 Konrad Freiherr von Wendt, * Gevelinghausen 24. 4. 1872, † Gevelinghausen 19. 1. 1945.
9. Joseph Ferdinand Hubert Maximilian Wilderich Anton Maria, * Dinklage 15. 9. 1873, † Dinklage 16. 3. 1876.
10. Maria Paula Antonia Helene Walburga Catharina Huberta, * Dinklage 2. 5. 1876, † Coesfeld 21. 5. 1923, Ordensschwester.
11. Clemens August Joseph Pius Emanuel Anton Hubertus Maria, * Dinklage 16. 3. 1878, † Münster 22. 3. 1946, Dr. theol. h.c. Priesterweihe am 28. 5. 1904. Seit 1933 Bischof von Münster, 1946 Kardinal.

12. Franz Joseph Emanuel August Antonius Hubert Maria, * Dinklage 11. 12. 1879, † Darfeld 9. 10. 1961, begraben in Dinklage, ☉ Münster 19. 9. 1907 Antonia Freiin von Weichs zur Wenne, * Bladenhorst 2. 6. 1885, † Münster 13. 11. 1973, begraben in Dinklage.
13. Maria Monika Pia Anna Catharina Ida Benedicta Antonia Huberta, * Dinklage 4. 5. 1886, † Dinklage 20. 6. 1896.

VII. Friedrich Graf von Galen

6. Erbkämmerer des Fürstentums Münster, Päpstl. Geheimkämmerer di spada e cappa, Mitglied des Reichstages.

* Münster 20. 5. 1865, † Dinklage 10. 11. 1918.

☉ Gevelinghausen 4. 9. 1894 Paula Freiin von Wendt, * Gevelinghausen 7. 5. 1873, † Dinklage 26. 4. 1959 (Tochter von Karl Freiherr v. Wendt — Maria Freiin v. Romberg).

Tochter:

Maria Elisabeth Josepha Sophia Anna Franziska Margaretha Hubert, * Assen 13. 7. 1895, Clemensschwester.

VIII. Christoph Bernhard Graf von Galen

7. Erbkämmerer des Fürstentums Münster, Päpstl. Geheimkämmerer di spada e cappa, Ehrenritter des souv. Malteserritterordens..

* Bonn 11. 1. 1907 (seine Eltern siehe Nr. VI, 4).

☉ Kostelec nad Orlici 28. 7. 1931 Maria Sophie Reichsgräfin Kinsky v. Wchinitz und Tettau, * Adlerkosteletz 24. 2. 1909 (Tochter von Franz Reichsgraf Kinsky — Pauline Gräfin von Bellegarde).

Kinder:

1. Pauline Franziska Maria Josepha Antonia Huberta Peter und Paul Leonie, * Neuengraben 29. 6. 1932, ☉ Assen 18. 10. 1955 Friedrich Reichsgraf v. u. z. Trauttmansdorff-Weinsberg.
2. Hedwig Maria Antonia Gabriele Huberta Josepha Johanna Felicitas Bernadette, * Neuengraben 8. 2. 1934, ☉ Assen 12. 7. 1956 Rudolf de Longueval Graf von Buquoy Freiherr von Vaux.
3. Ferdinand Joseph Conrad Lewin Friedrich Karl Thomas Johannes Judas Thadäus Antonius Hubertus Maria Callistus Mauritius, * Neuengraben 14. 10. 1935. ☉ 15. 1. 1966 Anita Hempst.
4. Johanna Paula Alphonsa Josepha Antonia Huberta Maria de Mercede Cosmas und Damian, * Assen 24. 9. 1936, ☉ Assen 8. 9. 1956 Clemens August Reichsgraf v. Westphalen zu Fürstenberg.
5. Maria Theresia Maximiliane Josepha Antonia Huberta Anselma Fidelis, * Assen 21. 4. 1938, ☉ Assen 23. 2. 1963 Markus Antonius Graf d' Oultremont.
6. Ludmila Wladimira Antonia Maria Huberta Silveria Wilhelmine Cornelia, * Assen 20. 6. 1939, ☉ Münster 17. 10. 1961 Heinrich von Habsburg, Erzherzog von Oesterreich, Neffe des letzten Kaisers von Oesterreich-Ungarn.

Quellen- und Literaturangaben:

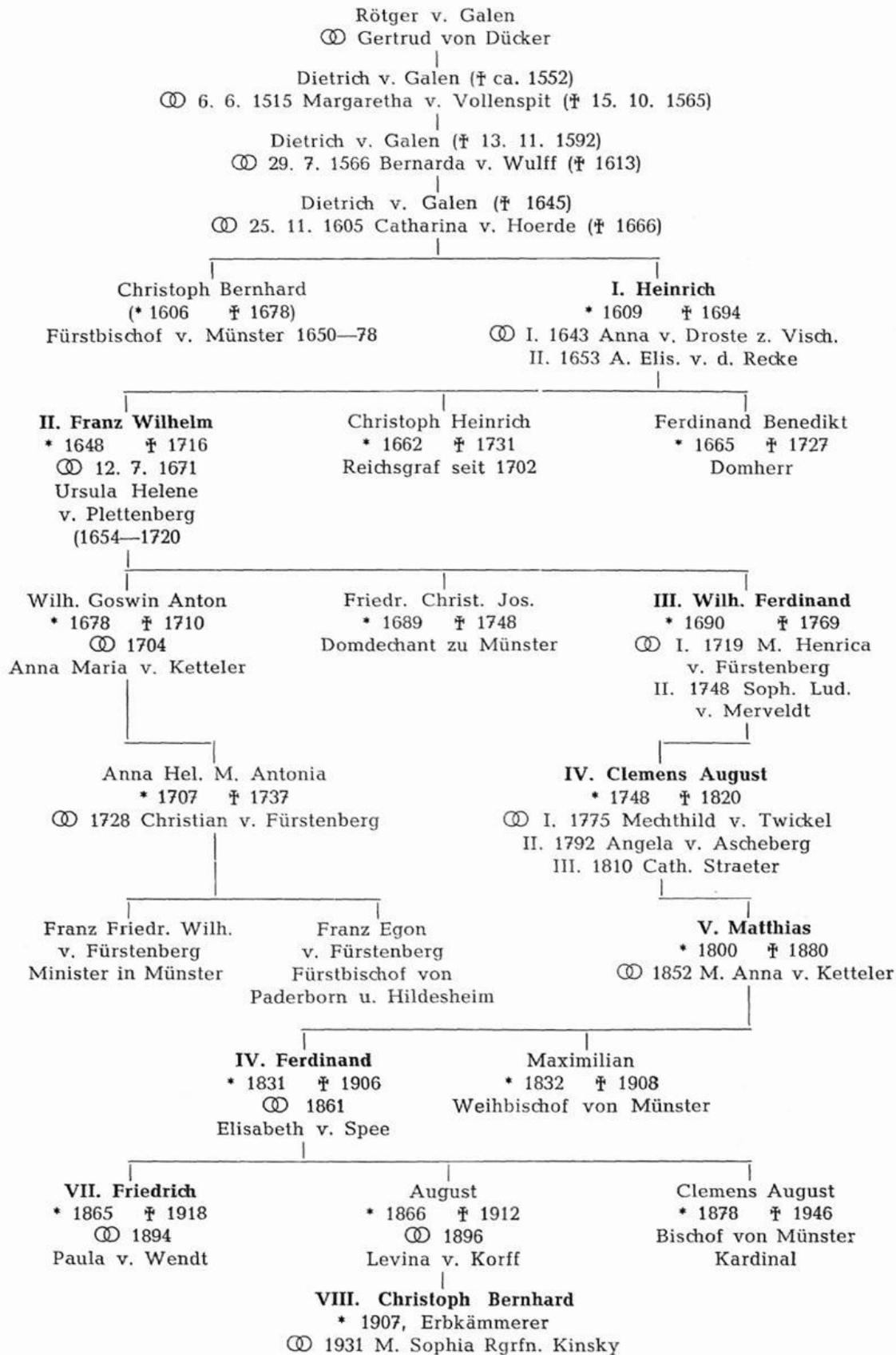
Quellen:

1. Gräfl. v. Galen'sches Archiv, Haus Assen
Teil: Familienangelegenheiten
2. Kirchenbücher folgender Gemeinden:
 - a) Dinklage
 - b) Lippborg
 - c) alle Gemeinden von Münster
 - d) Rinkerode
3. Aus dem Diözesanarchiv Münster:
Akte: Die Verwaltung der v. Galen'schen Praebende A 32 VII

Literatur:

1. A. Fahne: Die Dynasten, Freiherrn und Grafen von Bochholz, Köln 1859—60.
2. Genealogisches Handbuch des Adels, bes. Gräfl. Häuser 4 III 1958
3. Keinemann: Das Domkapitel zu Münster im 18. Jahrhundert, Münster 1967.
4. Westf. Zeitschrift, 118. Band, 1968: S. 189—228:
W. Honselmann: Die spätmittelalterliche Ritterfamilie Vollenspit und ihre Erben die von Galen und von Westhoven.

Stammtafel (Übersicht)



Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen und das Niederstift Münster

Rückblick auf eine Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg

VON HANS SCHLÖMER

Von Ende März bis Anfang Oktober 1973 veranstaltete die Leitung des Museumsdorfes Cloppenburg in der Burg Arkenstede eine höchst sehenswerte Ausstellung unter dem Titel: Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen und das Niederstift Münster. Sie fand ungemein großen Zuspruch. Mehr als 200 000 Besucher zählte man im Laufe der sechseinhalb Monate. Rund 135 Ausstellungsstücke — Exponate von den Fachleuten genannt — gaben einen sehr interessanten Einblick in die Epoche unmittelbar nach Ende des Dreißigjährigen Krieges, näherhin speziell aus der Regierungszeit des großen Münsterschen Fürstbischofs, der im November 1650 vom Domkapitel gewählt wurde und mehr als ein Vierteljahrhundert lang das größte geistliche Fürstentum in Nordwestdeutschland bis zu seinem Tode am 19. Sept. 1678 auf Schloß Ahaus regierte.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle eine Biographie des wohl bedeutendsten Münsterschen Bischofs der Neuzeit entwerfen zu wollen, — wir müssen auch darauf verzichten, nur die Hauptdaten hier anführen zu wollen. In den letzten Jahren sind zwei vorzügliche Arbeiten erschienen, die zunächst das politische Lebenswerk des in viele Bündnisse und Kriege verstrickten absolutistischen Landesherrn auf Grund zumeist erstmalig erschlossener, archivalischer Quellen darzustellen versuchen, andererseits aber auch das kirchliche Wirken des persönlich sehr frommen und überaus seeleneifrigen Bischofs auf Grund seiner Korrespondenz mit dem Hl. Stuhl in einem neuen Licht erscheinen lassen. (Vergl. Literaturverzeichnis)

Beide Werke bringen auch gerade für die Geschichte des Niederstifts wichtige neue Aufschlüsse und viele bisher unbekannte Fakten. Die Freunde der Heimatgeschichte tun gut daran, sich mit diesen beiden bedeutenden Arbeiten eingehend zu befassen, welche die Einbettung des „Niederstifts“ in die allgemeine politische und kirchlich-religiöse Entwicklung des Hochstifts Münster deutlich erkennen lassen. Dieses Hochstift Münster, damals gebräuchliche Bezeichnung für das Fürstbistum, bestand bekanntlich aus zwei Hauptteilen: dem in Westfalen rund um Münster gelegenen „Oberstift“ und dem nördlich davon sich erstreckenden „Niederstift“; nur durch einen schmalen Landstreifen auf dem westlichen Emsufer gegenüber Lingen mit einander verbunden. Das Niederstift wurde gebildet von den drei Ämtern Meppen, Cloppenburg und Vechta — man sprach auch vom „Emsländischen Quartier“. Meppen und Vechta gehörten seit 1252, Cloppenburg seit 1400 zum weltlichen Herrschaftsgebiet der Bischöfe von Münster, während sie kirchlich weiterhin beim Bistum Osnabrück verblieben. Erst nach langwierigen Verhandlungen, die Christoph Bernhard von Galen mit dem Domkapitel von Osnabrück führte, kamen diese drei Ämter auch in kirchlicher Hinsicht im Herbst 1668 unter die Jurisdiktion der Münsterschen Bischöfe. Wir haben diesen Vorgang unlängst im Jahrbuch 1969 auf Grund der Akten



und Urkunden dargestellt, als die alten Dekanate Cloppenburg und Vechta auf eine dreihundertjährige kirchliche Zugehörigkeit zum Bistum des hl. Liudger zurückblicken konnten.

Wenn wir im weiteren Verlauf unserer Darstellung vom „Niederstift“ sprechen, so meinen wir damit, besonders auch im Hinblick auf das Thema der Ausstellung, in erster Linie jenen Raum, den wir heute als das „Oldenburgische Münsterland“ ansprechen, wobei wir sehr wohl wissen, mit welchen Einschränkungen dieser Sprachgebrauch in den Grenzgebieten von Goldenstedt/Twistringen und Damme/Neuenkirchen anzuwenden ist. Wir wollen damit auch nicht die engen Beziehungen außer acht lassen, die unsere Heimat jahrhundertlang mit dem heutigen Emsland verbunden haben: diese Ausstellung hat es bewiesen, daß man in Meppen und Lingen auch heute noch sehr wohl um diese alten Bande gemeinsamer Geschichte und Kultur weiß, denn die dortigen Heimatvereine waren die ersten Gruppen, die geschlossen die Ausstellung besuchten, — das sei hier dankbar vermerkt mit einem Gruß an die Heimatfreunde im heutigen Emsland, denen auch heute noch ihre alte Zugehörigkeit zum „Niederstift“ bewußt ist.

Ein Wort muß noch gesagt werden zur Vorgeschichte dieser im Sommer 1973 im Museumsdorf gezeigten Ausstellung: Bereits im Frühjahr 1968 trug sich die Leitung des Museumsdorfes mit dem Plan, zum Gedenken an den großen Münsterschen Fürstbischof, dem unsere Heimat den Wiederaufbau nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges verdankt, eine Ausstellung vorzubereiten. Äußerer Anlaß sollte dazu die Dreihundertjahrfeier der kirchlichen Zugehörigkeit zum Bistum Münster sein, die man im Oktober 1968 mit einer Gedenkfeier in Vechta beging, bei welcher der damalige Bischof von Münster und jetzige Kölner Erzbischof, Joseph Kardinal Höffner in der Propsteikirche St. Georg ein Pontifikalamt zelebrierte. Im Anschluß daran wurde bei einem Festakt eine kleine Ausstellung von Archivalien aus dem Diözesanarchiv Münster gezeigt.

Zuvor schon war bekannt geworden, daß man in Münster für das Jahr 1972 eine große Christoph-Bernhard-Ausstellung plane, teilweise in Verbindung mit niederländischen Stellen und insbesondere der Stadt Groningen, die 1672 vergeblich vom Münsterschen Fürstbischof belagert worden war — und wofür die schlagfertigen Holländer ihm schon damals den Beinamen „Bommen-Berend“ (Bomben-Bernd) zulegten.

Die Stadt Groningen wollte die Dreihundertjahrfeier ihrer Bewahrung vor fürstbischöflich-münsterscher Eroberung im großen Rahmen begehen. Das war auch für westfälische Stellen ein Anlaß, für den Herbst 1972 im Landesmuseum Münster ihrerseits mit einer Ausstellung aufzuwarten, die dann unter dem Titel „Bommen-Berend: Das Fürstbistum Münster unter Christoph Bernhard von Galen 1650—1678“ nicht nur in Münster selbst, sondern auch in mehreren niederländischen Städten großes Interesse fand, — aber neben viel Lob auch einigen Tadel erhielt, zumal Münstersche Kritiker meinten, der große Bischof werde zu sehr durch die holländische Brille als kriegerischer „Bommen-Berend“ angesehen, wobei seine kirchliche Reformtätigkeit und Aufbauleistung notwendigerweise zu kurz kommen müßten.

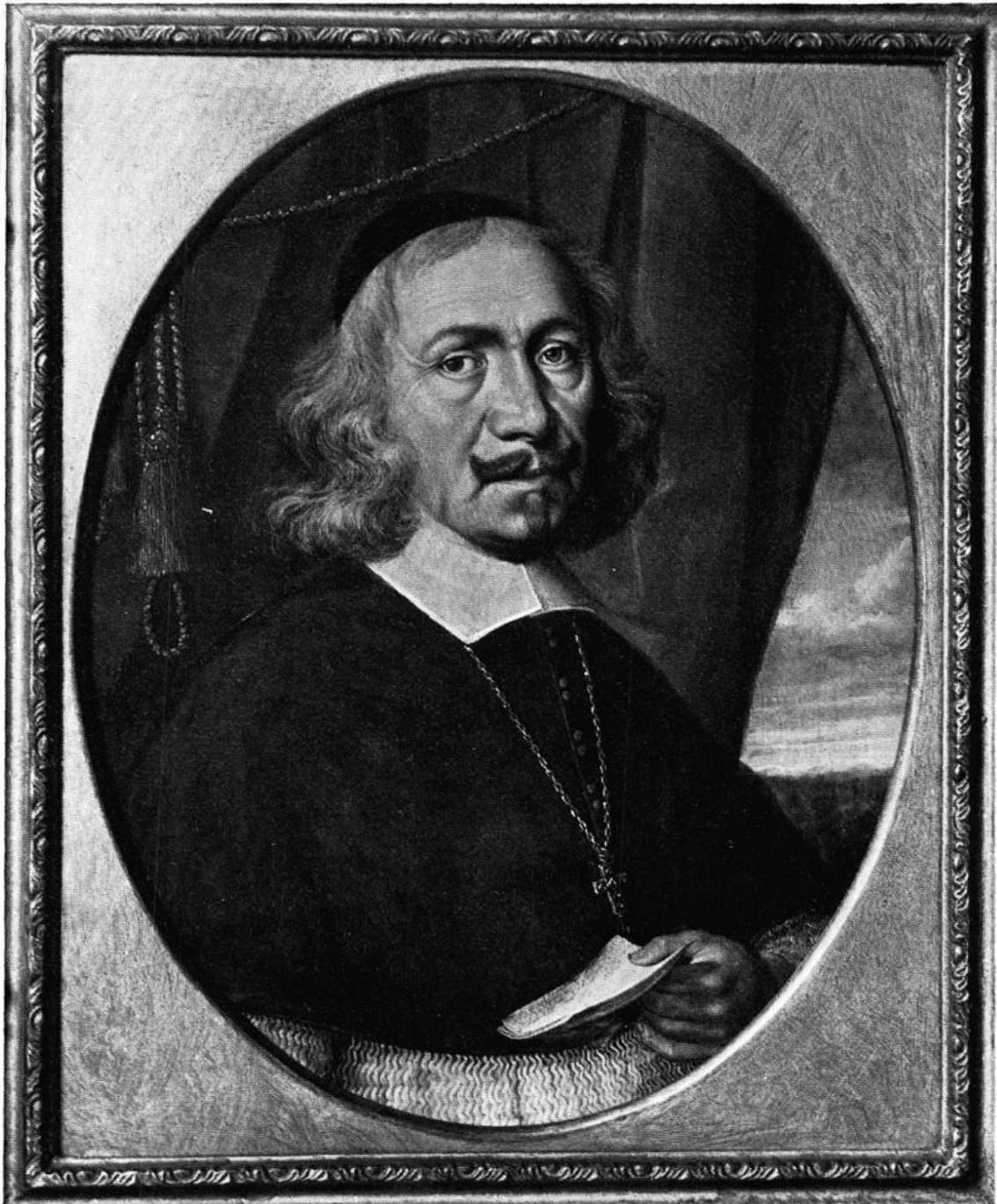


Bild 1: Christoph Bernhard v. Galen gemalt von Wolfgang Heimbach, Coesfeld 1670

Der Leitung des Museumsdorfes gelang es nun, einen großen Teil des in Münster und Holland gezeigten Ausstellungsgutes für ein gutes halbes Jahr im Sommer 1973 für die hier zu beschreibende Ausstellung als Leihgabe zu erhalten. Diese Münsterschen Exponate bildeten also gewissermaßen den Grundstock. Gerade im Hinblick auf die in Westfalen laut gewordene Kritik aber wurden bestimmte Akzente gesetzt: Zunächst wurden primär solche Stücke aus Münster geholt, die auch für die Geschichte des Niederstifts von besonderer Bedeutung waren. Zusätzlich stellte das Nie-

dersächsische Staatsarchiv Oldenburg aus eigenen Beständen wertvolles Ergänzungsmaterial zur Verfügung. Schließlich wurde die kirchlich-religiöse Reformtätigkeit des Bischofs an Hand zahlreicher Dokumente aus dem Besitz des Münsterschen Bistumsarchivs darzustellen versucht. Eine interessante Ergänzung dazu boten einige Dokumente aus dem Vatikanischen Archiv, wenn sie auch nur in Fotokopien vorlagen, die dankenswerterweise Prof. Dr. Dr. Alois Schröer vom Institut für Religiöse Volkskunde in Münster bereitwillig überlassen hatte.

In dem von Dr. Helmut Ottenjann herausgegebenen Katalog der Cloppenburg-er Ausstellung, der an anderer Stelle (Lit.-Besprechg.) ausführlich besprochen wird, sind die Ausstellungsstücke ihrer Herkunft nach jeweils zusammen aufgeführt und durchlaufend nummeriert. Wir beziehen uns im Nachfolgenden auf die Nummern dieses Cloppenburg-Kataloges, der seinerseits im letzten Abschnitt Verweisungen auf die Nummern des Katalogs der Ausstellung „Bommen-Berend“ im Landesmuseum Münster bringt.

Wenden wir uns nun einigen besonders interessanten und bedeutungsvollen Stücken der Ausstellung zu. Da ist wohl mit an erster Stelle das Porträt des Bischofs zu nennen, welches Wolfgang Heimbach zufolge der Datierung 1670 in Coesfeld anfertigte. Es zeigt den Bischof im Alter von 64 Jahren. Bemerkenswert ist, daß Wolfgang Heimbach auch am Hofe von Graf Anton Günther als ein in Oldenburg sehr geschätzter Porträtist galt. Wir haben von ihm eine bekannte Darstellung des „Pferdegrafen“ hoch zu Roß. Anton Günther und Christoph Bernhard waren von 1650 bis 1667 benachbarte Landesfürsten, die — soweit ersichtlich — recht gut miteinander auskamen. Als Anton Günther 1667 gestorben war und der dänische König in Oldenburg und Delmenhorst Landesherr wurde, sah der Fürstbischof darin eine mögliche Gefährdung des Niederstiftes. Zur Gegenwehr betrieb er von jetzt an verstärkt den Ausbau Vechtas zur modernen Festung durch Anlegung einer Zitadelle im Westen der Stadt nach den damals modernsten Grundsätzen (Vauban'sches System). (Bild 1).

Als der Fürstbischof 1650 zur Regierung kam, waren Cloppenburg und Vechta noch in der Hand der schwedischen Besatzung; während Cloppenburg bald geräumt wurde, verblieb Vechta den fremden Söldnern als „Realassekuranzplatz“, als Unterpfand für die pünktliche Zahlung der hohen Kriegsentschädigung, wie es in den Nürnberger Zusatzverträgen zum Westfälischen Frieden vereinbart worden war. Monatlich mußte für den Unterhalt der Garnison die damals sehr hohe Summe von 7000 Talern aufgebracht werden. Das war eine überaus schwere Belastung. Zudem konnten die Schweden vertragsmäßig eine einmalige Abfindung von 140 — 150 000 Talern verlangen, bevor sie Vechta räumen mußten. Das ganze Jahr 1653 ungefähr hat Christoph Bernhard beim Reichstag in Regensburg mit den Fürsten und Städten verhandelt, die bei der Aufbringung dieser Geldsumme helfen sollten, — aber es war fast kein Erfolg zu verzeichnen gewesen. W. Kohl hat die Verhandlungen und Anstrengungen des Bischof für die Befreiung Vechtas ausführlich beschrieben, (a. a. O., S. 48 ff.) sodaß wir heute sehr genau über den Hergang unterrichtet sind, während man bisher hauptsächlich auf die Angaben der Galen-Biographie des Generalvikars Johann von Alpen und die Darstellung im „Theatrum Europäum“ angewiesen war.

Als nun keine andere Möglichkeit blieb, mußte der Landesherr sich entschließen, mit Zustimmung des Landtages im ganzen Fürstbistum eine besondere „Personenschätzung“ auszuschreiben, um die für den Abzug der schwedischen Besatzung erforderlichen Gelder zusammenzubekommen. Wir würden heute sagen, es wurde eine „Sondersteuer“ als einmalige Umlage erhoben. Wie die Erhebung dieser Steuer vor sich ging, erfahren wir aus einem zeitgenössischen Plakatanschlag (Bild 2).

Leider fehlt uns der Raum, um die wunderschönen langen und verschachtelten Sätze des barocken Amtsdeutsch jener Zeit hier nachzudrucken: Worum es geht, wird so beschrieben: Um die Schweden zufrieden zu stellen, dadurch „die Garnison herauszubringen“ und die lieben Untertanen im Niederstift von solcher Belastung zu befreien. . .

Unter der Überschrift: Folget Anschlag der Personen — ist genau verzeichnet, wieviel ein jeder im Land, der über 12 Jahre alt war, aufzubringen hatte. Am 10. Februar 1654, also vor nunmehr 320 Jahren, wurde diese Bistumsumlage für den Loskauf Vechtas von schwedischer Besatzung angeordnet. Am Sonntag Oculi, dem 8. März sollte dies von allen Kanzeln verkündet werden, anschließend sollten die Pastöre und Provisoren mit der Einziehung und Abführung an die Amtsrentmeister beginnen.

Zufolge Kohl (a. a. O., S. 51) soll diese Umlage 50 000 Taler erbracht haben. Andere Beträge wurden zusammen geliehen und zum Schluß mußte die Stadt Münster noch 50 000 Taler vorstrecken, bis die bischöflichen Abgesandten schließlich mit 142 000 Talern die Schweden zufrieden stellen und zum Abzug aus Vechta am 13. Mai 1654 veranlassen konnten.

Der Abzug der Schweden ging bekanntlich am Vorabend des Festes Christi Himmelfahrt vor sich. Schon vorher hatte sich Christoph Bernhard zu seinem Bruder Heinrich nach Burg Dinklage begeben, wo dieser seit 1641 als Drost des Amtes Vechta amtierte. Als nun die Schweden aus Vechta zum Bremer Tor hinauszogen, begannen schon die vom Drost angeführten bischöflichen Truppen vom Münster-Tor her mit der Besetzung der endlich geräumten Stadt. Am Fest Christi Himmelfahrt hielt der Fürstbischof, der inzwischen von Dinklage her eingetroffen war, das Festhochamt mit Tedeum und anschließender Prozession durch die wenigen Straßen der Stadt. Zugleich ordnete er für das ganze Bistum Dankgottesdienste an und bestimmte, daß hinfort jedes Jahr in Vechta zur Erinnerung an die Befreiung von schwedischer Besatzung am Himmelfahrtstag eine Dankprozession abgehalten werden sollte.

Dies ist die Gründungsgeschichte der heute noch alljährlich in Vechta abgehaltenen Himmelfahrtsprozession. Es gibt dafür keine eigentliche Stiftungsurkunde, sondern nur einen Passus in dem 1678 aufgesetzten Testament Christoph Bernhards. Wir bringen diese wenigen, aber für die Geschichte Vechtas so bedeutsamen Zeilen in Faksimile nach dem Original des Testaments im Staatsarchiv Münster. (Bild 3).

Wir erfahren aus dieser letztwilligen Verfügung außerdem noch, daß der Bischof damals für die schwer zerstörte Pfarrkirche einen Altar, wertvolle Paramente sowie eine silberne Marien-Statue schenkte und zudem noch die Prozession stiftete.

*In Civitate Vestra Vechta, quam anno 1654. Svecio pze-
 "sidio laboriose evacuavimus, in gratiarum actionem pariter fundi-
 "mus processionem ipsa solemnem et festivam Domini, in cuius vigilia
 Sveci munitionem decoegerant, festivitatem habendam, seu quod in fi-
 "nem una cum altari et statua argentea B. Mariae Virginis ac pa-
 "ramentis mille ducentos Imperiales universim legamus iuxta spe-
 "cialem Nostram dispositionem impendendos.*

Bild 3: Stiftung der Himmelfahrts-Prozession in Vechta; aus dem Testament v. 1678

Beim ersten Jahrestag nach dem Abzug der Schweden kam er 1655 selbst nach Vechta, um die Paramente und die „Silber-Madonna“ zu überbringen, — wegen Regens mußte die Prozession innerhalb der Kirche abgehalten werden. Die kunsthistorische Bedeutung der Vechtaer Madonna wird von Frau Dr. Elfriede Heinemeyer an anderer Stelle dieses Jahrbuches geschildert. — vgl. S. 224 ff.

Man kann leicht ermessen, daß Christoph Bernhard die Befreiung Vechtas für einen großen Erfolg seiner politischen Bemühungen hielt. Am Tag nach Himmelfahrt 1654, am 15. Mai, schrieb er von Vechta aus einen langen Brief an den Kardinalstaatssekretär Fabio Chigi nach Rom, um durch dessen Vermittlung dem Hl. Vater die erfreuliche Botschaft übermitteln zu lassen. Gleichzeitig ließ er durch seinen Vertrauten in Rom, den Münsterschen Domherrn Rötger Torck, dem Papst ein Bild der befreiten Stadt überreichen. Papst Innozenz X. war von dieser Geste so gerührt, daß er anordnete, man solle das Bild in einem seiner Gemächer im Vatikan aufhängen. Wenige Wochen später, am 10. Juli 1654, bedankte sich der Papst in einem persönlichen Brief bei Galen und sprach ihm seine Glückwünsche aus zur Befreiung der Stadt Vechta.

Als dieser Papst-Brief beim Fürstbischof eingetroffen war, unterrichtete letzterer von Sassenberg aus am 16. August 1654 das Münstersche Domkapitel davon „welcher Gestalt die papstliche Heyligkeit uns wegen Recuperation unser Vestung Vechta auß Handen und Gewalt der Uncatholischen wolmeinentlich congratuliert“ hat. Vgl. Kat. Nr. 10.

Leider können wir aus technischen Gründen den Briefwechsel mit dem Papst und dessen Staatssekretär, der als Kardinal an den Friedensverhandlungen in Münster teilgenommen hatte, hier nicht im Faksimile reproduzieren. Die Schriftstücke sind erstmals von Prof. A. Schröer (a. a. O., S. 201—203 und Einleitg. S. 37—38) aus vatikanischer Quelle publiziert worden; bei der Ausstellung waren Kopien zu sehen, die vom Vatikanischen Archiv Prof. Schröer zur Verfügung gestellt worden waren.

Was W. Kohl und A. Schröer in ihren beiden Büchern zur Geschichte des Abzuges der Schweden aus Vechta an neuen Dokumenten vorgelegt haben, stellt eine höchst bedeutsame Bereicherung unserer Kenntnisse dar — es

bleibt jetzt noch der Wunsch, daß es eines Tages gelingen möge, jenes Bild der Stadt Vechta irgendwo im Vatikan wieder zu finden, welches Christoph Bernhard vor nunmehr 320 Jahren dem Papst überreichen ließ: das wäre ein Jahrhundert-Fund für die von Kriegen so schwer heimgesuchte Stadt, von der aus dieser Epoche nur einige dürrtliche Situations-Skizzen erhalten sind, die damals schwedische Offiziere für ihre Geländekarten von Vechta und Umgebung angefertigt haben, und die August Wöhrmann vor einigen Jahren in den „Heimatblättern“ und in der Festschrift zum 250jährigen Bestehen des Gymnasium Antonianum nach Unterlagen aus dem Stockholmer Kriegsarchiv publiziert hat.

Wenn man für Vechta auch das Fehlen einer zeitgenössischen Stadtansicht aus dieser Zeit beklagen muß — für Wildeshausen, Delmenhorst und Cloppenburg liegen sie vor — so hat doch diese Ausstellung es zumindest zuwege gebracht, daß den Heimatfreunden eine Zeichnung der in den Quellen vielgenannten Gloden- oder Buddenburg aus den Beständen des Staatsarchivs Münster bekannt geworden ist. Wir meinen das Bild der Buddenburg oder des „Hauses Buddenburg“ (Bild 4).

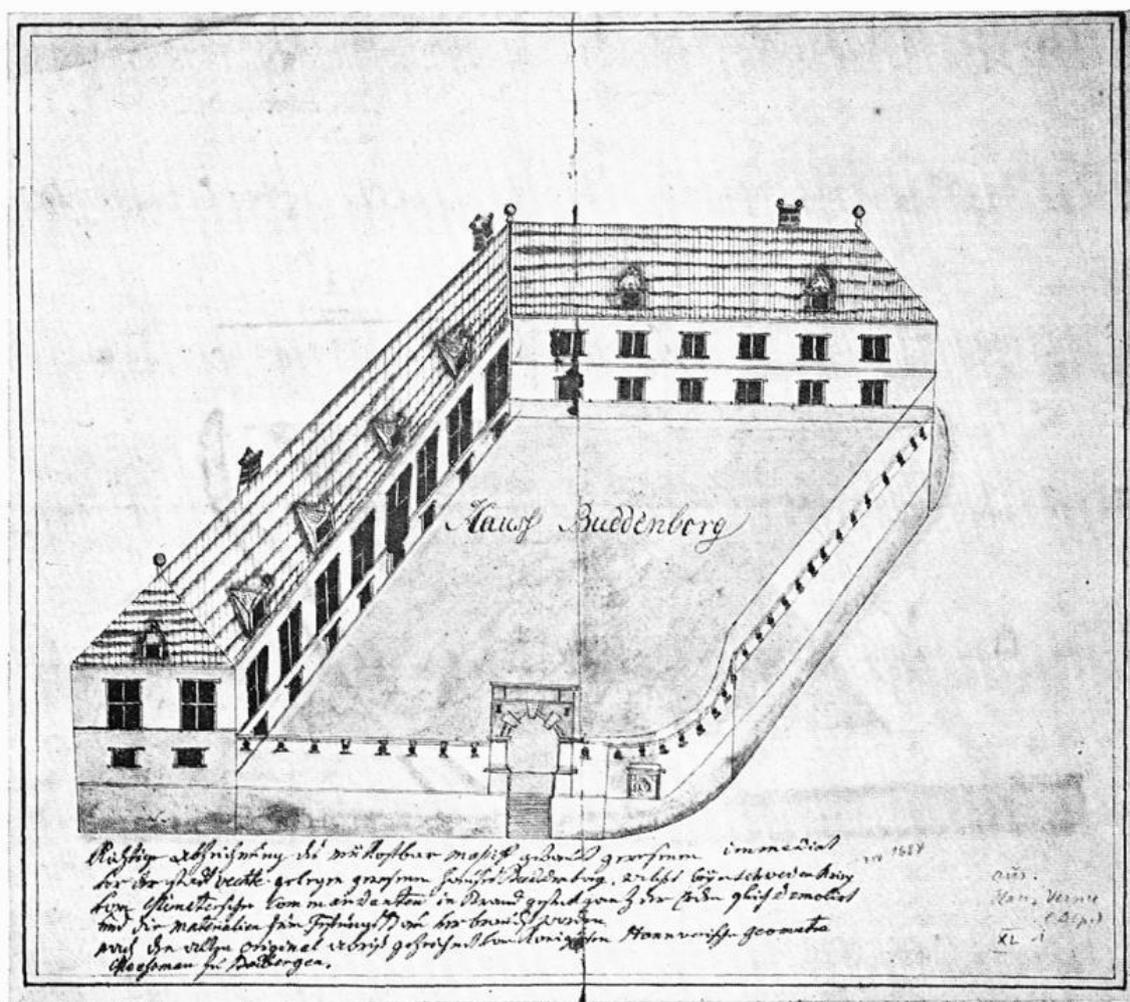


Bild 4: Haus Buddenburg in Vechta — vor der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg.

Nieberding (Geschichte des Niederstifts Münster) und Niemann (Geschichte des Oldenburg. Münsterlandes) haben ausführlich die Quellen zusammengestellt, nach denen es sich beim Haus Buddenborg um ein sog. landtagsfähiges Gut oder einen Burgmannshof handelt, der zuletzt bis 1803 im Besitz der Familie von Ascheberg auf Gut Ihorst stand. Unsere Zeichnung läßt ein recht ansehnliches Gebäude erkennen, bei dem man fast annehmen möchte, es sei ursprünglich auch ein rechter Flügel vorhanden oder geplant gewesen. Dieses für das alte Vechta recht imposante Gebäude, welches in gewisser Hinsicht an die Stadthäuser der Adelsfamilien in Münster erinnert, lag etwa dort, wo heute die Grundstücke des Krankenhauses und des Liebfrauenhauses nördlich der Gartenstraße in Vechta aneinander stoßen. Damals lag dieser Bereich außerhalb der südlichen Stadtmauer, die etwa der heutigen Marienstraße entsprach. Somit lag dieses „feste Haus“ außerhalb der Stadtbefestigung zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Erbaut war es von dem bekannten Vechtaer Drost Otto Schade, kam später durch Erbfall und Verkauf an eine Familie Budde — und letztlich um 1700 in den Besitz der Familie Ascheberg auf Gut Ihorst bei Holdorf. Als 1633 die Schweden gegen Vechta anrückten, ließ der Münstersche Kommandant, Hauptmann Schriwer das unmittelbar vor der Stadtmauer gelegene massive Haus abbrennen, damit die Schweden es nicht als Stützpunkt benutzen könnten.

Vechta wurde trotzdem eingenommen — aber später mußten die Schweden wieder abziehen. Der kaiserliche General Leutersum ließ die Brand-Ruine gänzlich abreißen und die Steine für die Stadtmauer verwenden. So ist von diesem alten Burgmannshof nichts übrig geblieben als der Name und die Gerechtsame: sein Besitzer durfte bis 1803 den Landtag des Hochstiftes Münster besuchen und hatte Sitz und Stimme im Vechtaer Burgmannskollegium. Auf alten Karten ist das „Haus Buddenborg“ noch bis 1800 verzeichnet.

Bekanntlich gab es in der Umgebung von Vechta zahlreiche adlige Häuser die ebenfalls „landtagsfähig“ waren und so einen gewissen Einfluß zumindestens auf die Finanzen und Steuern des Fürstbistums hatten. Zu ihnen gehörte auch das Haus Füchtel, auf dem damals, die aus dem Ammerland im Mittelalter zugezogene Familie von Elmendorff saß; seit 1908 gehört es infolge Heirat dem Grafen von Merveldt. Am 30. Jan. 1673 schickte Christoph Bernhard dem damaligen Besitzer, Arnold von Elmendorff eine Ladung zum Landtag auf den 16. Februar 1673 ins Haus, um „darüber zu berathschlagen und zu schließen, was des lieben Vaterlands angelegenheit erheischt . . .“ Dem Landtag gehörten das Domkapitel, der Adel und Vertreter zahlreicher Städte an (Bild 5).

Wie schon erwähnt, begann der Fürstbischof um 1667 mit dem Bau einer Festung, die nach französischem Vorbild (Vauban) in Form eines fünfeckigen Sterns im Westen der Stadt Vechta angelegt wurde, durch gemeinsame Wälle und Gräben aber mit der Stadt zu einer großen Befestigungsanlage verbunden war. Im Sommer 1668 weilte er längere Zeit im Niederstift, um den Festungsbau aus der Nähe zu verfolgen. Bei der Ausstellung waren zahlreiche Pläne der Festung, je nach dem Stand des Ausbaues verschieden, zu sehen. Wir haben hier einen im Jahre 1684 aufgenommenen Plan von Stadt und Festung ausgewählt, den der bekannte Festungs- und Stadtbau-

Cristoff Bern-
hardt / von Gottes Gnaden / Bischoff
zu Münster / Administrator zu Corvey / Burggraff
zum Stromberg / des Heiligen Römischen Reichs Fürst/
vnd Herr zu Borckeloh / u.

Abst / Lieber getreuer / Nachdem die Not-
durfft erfordert / daß Unsere gehorsame
Land Stände wegen allerhand dieses Un-
sers Stiffts angelegenheiten zum gemei-
nen Land Tag berueffen werden muessen/
und Wir darzu den 16 bevorstehenden Mo-
nats Februarii außgesehen / Als haben alsolche Zeit hie-
mit bestimmen wollen / gestalt alsdann vormittags umb
Acht Uhren auff unserm HoffSaal in unser Statt
Münster zu erscheinen / die vortragende Proposition an-
zuhören / und mit und nebenst anderen erscheinenden
Ständen darüber zu berathschlagen und zu schliessen
hast / was des lieben Vaterlands angelegenheit erhel-
schet / und Wir bleiben dir in solcher Zuversicht mit Gna-
den wol gewogen. Geben auffm Hause Ostendorff am
30. Januarii, Anno 1673.

Christoff Bernhardt

Bild 5: Ladung des Arnold von Elmendorff vom Haus Füchtel zum Landtag 1673.

meister P. B. von Smidt angefertigt und eigenhändig signiert hat. Dieser Plan stammt nämlich aus dem Jahre des großen Brandes von 1684, als die ganze Stadt bis auf wenige Häuser abbrannte.

Er zeigt Stadt und Festung noch von einem gemeinsamen Wall nebst Gräben umgeben. Zwischen Festung und Stadt verläuft ein breiter Weg, der etwa der heutigen Linienführung der Kolpingstraße entspricht. Die Bebauung der Stadt reicht im Süden — hier oben — nur bis zur Einmündung der Kl. Kirchstraße, im Norden (Bild-Unterseite) nur bis zur Kronenstraße, Ecke Große Straße/Juttastraße. Die Mühlenstraße und der Klingenhagen sind noch nicht ausgewiesen. Links sieht man noch die Burganlage mit dem dicken Pulverturm, etwa auf dem Gelände des heutigen Kreisamtes am Kapitelplatz. Die Pfarrkirche liegt inmitten des Friedhofes, südlich davon der Bereich „Klapphaken“, nördlich der Marktplatz mit Brücke, daran anschließend die heutige Große Straße bis zur Einmündung von Jutta- und Kronenstraße. Dieser Plan ist als Nachzeichnung schon mehrfach publiziert worden; das Original erscheint uns nicht zuletzt deswegen besonders bemerkenswert, weil es offensichtlich die Verhältnisse unmittelbar vor dem großen Brand im August 1684 festhält (Bild 6).

Dazu kommt, daß der Ingenieur Smidt derjenige Stadtbaumeister war, der nach dem Großen Brand den Neu-Aufbau in Vechta leitete, nachdem die Regierungspläne, die ganze Stadt mit Rücksicht auf das bessere Schußfeld der Zitadelle entweder nach Süden zum Tannenkamp oder nach Norden zur

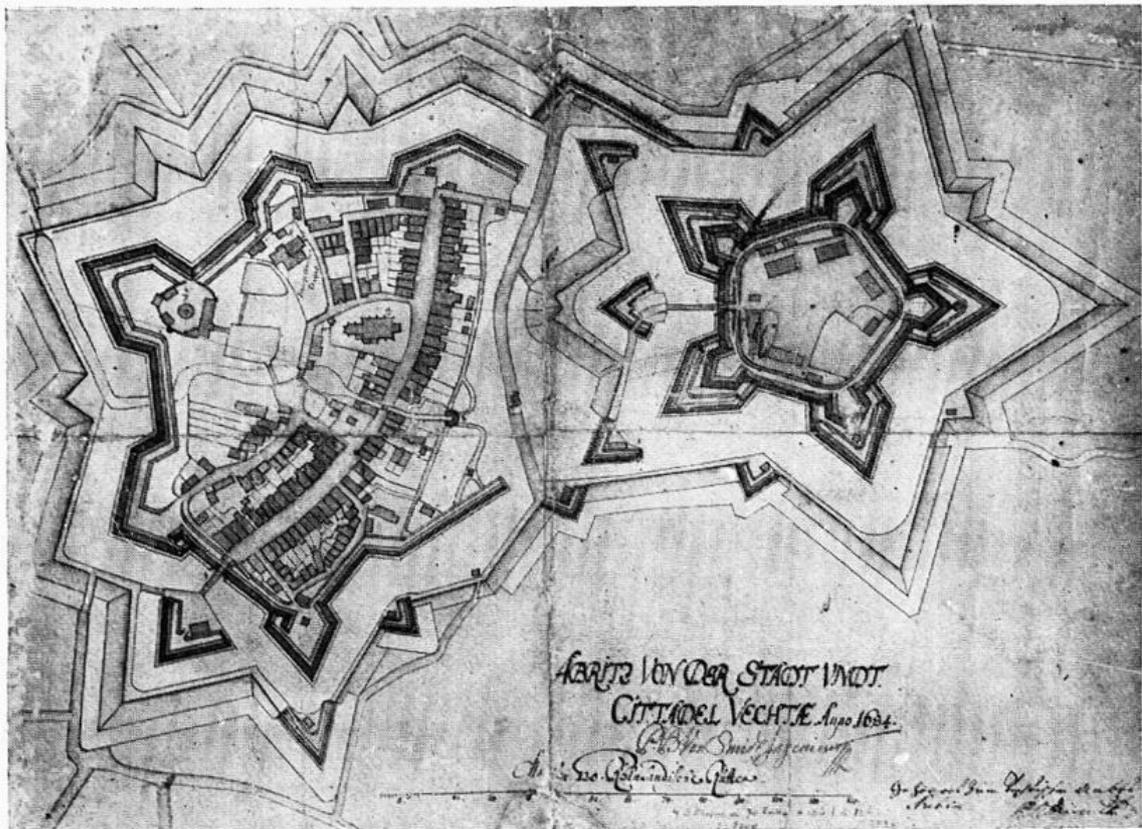
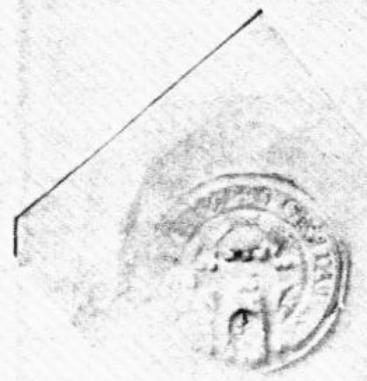


Bild 6: Stadt und Zitadelle Vechta im Jahr des Großen Brandes 1684.

3

Signatio hinc Schaffnen und Mayden und Löhner
 Anbittamen Hrn. Rath zu dem Rath.

1. Ein halbes Hellerweissen Kuchl von Gommern. 4. Ein Wintner
 - 2. 2. Heller Kuchl, jacobisch - 2. Saubelkuchen, Kuchl - 2. yofu yfue
 zu dem Rath.
2. Ein Magt, jacobisch Handmat - 2. Sly. 2. Saubelkuchen. 2. yofu yfue.
3. Ein halbesweissen Kuchl, jacobisch Saubelkuchen - 2. Sly, Handmat yfue Saubelkuchl.
4. Ein halbesweissen Magt, jacobisch - Ein Sly, Handmat yfue Saubelkuchl.
5. Ein Zimmern Maipen, Kuchl Maipen, Dinstag yfue Kuchl - $\frac{1}{4}$ Taler.
6. Ein Kuchl - 15. yofu, o Ein Kuchl Kuchl.
 Zu dem Rath, dem Maipen gegeben Ein Kuchl Kuchl.
 Ein Kuchl - 6. yofu.
7. Ein dem Kuchl, Ein Maipen Handmat - 7. yofu.
 Ein Kuchl - 3. yofu. Zu dem Rath.
8. Ein halbesweissen Kuchl, Saubelkuchen, Kuchl, Saubelkuchen, Saubelkuchl
 zu dem Rath, Saubelkuchen - 6. yofu.
9. Ein Kuchl und Maipen - 3. yofu.
10. Ein Kuchl Kuchl Kuchl Kuchl Kuchl Kuchl, zu dem Rath
 zu dem Rath, Kuchl - 1. 2. Heller



Bürgermeister und Rath
 zu dem Rath.

Bild 7: Bürgermeister und Rat berichten über die Höhe der Löhne in Vechta.



Westerheide (Stoppelmarkt) zu verlegen, aufgegeben worden waren. Lediglich die westlich der Straße zur Festung hin gelegenen Häuser an der früheren Gr. Kirchstraße und am Markt durften nicht wieder aufgebaut werden. Zum Ersatz wurden der Klingenhagen und die Mühlenstraße angelegt, wo den vertriebenen Besitzern neue Parzellen angewiesen wurden. Diese erste Verkoppelung bzw. Umlegung hat der Ingenieur J. B. von Smidt vorgenommen, worüber noch zahlreiche Pläne vorhanden sind, die sich alle durch große Zuverlässigkeit auszeichnen.

Der Fürstbischof interessierte sich aber nicht nur für die militärischen Anlagen in Vechta, sondern ebenso auch für sozialpolitische Probleme der arbeitenden Schichten, wie wir heute sagen würden. Im Jahre 1658 mußte der Rentmeister auf Anordnung des Bischofs Erkundigungen über die Arbeitslöhne in Amt und Stadt Vechta einholen. Die Liste über die in der Stadt Vechta damals üblichen Löhne zeigt unsere Reproduktion nach dem Original im Staatsarchiv Oldenburg (Bild 7).

Danach verdiente ein „starker vollwachsener Knecht“ im Sommer 4 und im Winter 2 Taler, dazu zwei Hemdlaken und zwei Paar Schuhe; eine Magd und ein Jungknecht je 2 Taler, 2 Hemdlaken und 2 Paar Schuhe; ein Mäher in der Ernte 7 Grote, eine Binderin 3 Grote neben der Kost; Zimmermeister und Maurer täglich ohne Kost 1/4 Taler. Leider fehlen Angaben über die Kaufkraft dieser Geldbeträge in jenen Jahren . . .

Nicht nur für Löhne interessierte sich der Fürstbischof, er wollte auch wissen, wie groß der Viehbestand in den einzelnen Ämtern sei, um danach dann auch Steuern ansetzen zu können. Somit erhielt der Rentmeister zu Vechta den Befehl, den genauen Bestand des im Amt vorhandenen Viehes (Pferde, Rindvieh, Ziegen, Schweine, Schafe und „Immen“ = Bienen) zu ermitteln. Die erforderlichen Listen bekam er aus Münster gleich mitgeliefert. Der statistische Fragebogen zur Viehzählung ist also schon seine dreihundert Jahre mindestens alt! Unsere Reproduktion zeigt die für den Viehbestand in der Dinklager Bauerschaft Langwege ermittelten Zahlen aus dem Frühjahr 1669 — eingeteilt nach der Qualität der Höfe: Gut, Schulzen-Hof, Voll- und Halberben (Bild 8).

Ein Ausstellungsstück ganz besonderer Art, das viel beachtet wurde, war der sog. „Horstmarer Napf“. Unter diesem Namen ist das wertvolle silberne Tafelgerät in die Geschichte des Bistums Münster eingegangen. Unter „Napf“ darf man sich allerdings kein etwa tassengroßes Trinkgefäß vorstellen. Unser „Napf“ ähnelt eher einer großen Suppen-Terrine oder einem Gefäß, wie man es in der heißen Sommerzeit für die Zurichtung einer zünftigen Bowle verwenden könnte. Es sind zwei aufeinandergesetzte halbkugelförmige Silberschalen mit vergoldeten Seitenhenkeln, damit man das große Gefäß auch bequem transportieren kann. Die obere Schale bzw. der Deckel, wie man wohl sagen darf, ist gekrönt von einer zierlichen Figur des hl. Apostels Paulus, des Patrons des Bistums und seines Domes.

Diese überdimensionale Trinkschale ist stilgeschichtlich wohl in eine Reihe zu setzen mit den prunkvollen Trinkgeräten der mittelalterlichen Zünfte und Städte, die daraus ihren neuen Mitgliedern oder hohen Ehrengästen den Willkommens-Trunk entboten. Es ist wohl kaum vorstellbar, daß der „Horstmarer Napf“ jemals von einem einzelnen Ehrengast auf einen Zug

Kirspels Liancklage

5

REGISTRUM

Vies darin vorhandenen Viehes/ als Pferde/ Rinde Viehes/ Ziegen/ Schweine/ Schaffe/ und Zinnen/ als viel dessen bey den Eingefessenen sich würcklich befindet/ und den Winter ober aufgefuttert / und ohne vnterschied/ wehne es jugchertig seye.

Langwege Bauerschaft	Pferde von		Vieh							Zie gen	Schwei ue von		Sch affe	Zin men
	Guet/ Schultenhoff/ Erbe/ und halbe Erbe.	2. Jahr und drüber	1. Jahr	3. u. 4. Jahr	Ant che Dabst	Wit che Ruhe	2. Jahr und drüber	1. Jahr	3. u. 4. Jahr	Zahl	ander halb Jahr vñ drüber	halb Jahr vñ da über	ander Dritt ten	Zahl
Handel zu Langwege mit Gut.	Joh. Df. 1/4	6	1	-	-	7	5	7	7	0	3	12	0	0
	Wiesfeld	5	1	0	0	5	5	3	0	0	2	0	0	0
	Zincklage	15	0	0	0	6	6	5	-	-	-	6	0	0
	Wieswinkell	43	0	0	0	4	0	1	-	-	0	15	0	0
	St. Klage	6	0	2	-	0	5	5	-	-	2	10	0	0
	Handel St. Klage	6	0	2	0	0	6	0	4	0	-	10	4	0
	Nied. Feld	3	2	0	0	0	4	4	0	0	1	6	0	0
alle Güter.	Langfeld	4	0	2	-	4	2	4	-	-	4	-	-	-
	Kloster	4	1	-	0	5	4	2	2	-	2	8	0	0
	Handel Dinklage	4	2	1	0	5	4	2	2	-	-	8	4	0
	Handel Zincklage	3	-	-	-	3	2	0	2	0	1	0	0	0
	Handel Dinklage	2	0	0	0	2	0	-	-	-	-	2	0	0
Summa Langwege	51	7	7	-	56	43	33	17	-	15	72	8	8	

Bild 8: Erhebung über den Viehbestand in der Dinklager Bauerschaft Langwege.



geleert worden sein mag, obwohl es in der Umgebung des Bischofs damals sicherlich nicht an trinkfesten Kriegersleuten gefehlt haben mag, die sich einen solch gewaltigen „Schluck“ wohl zugetraut haben mögen. Wie dem auch immer sei: auch für Christoph Bernhard war dieser schöne Riesen-Becher so etwas wie ein Willkommens-Präsent. Als er nach Überwindung mancher Widerstände endlich im Jahre 1651 seinen feierlichen Einzug halten konnte, da schenkten die „Stände“ des Fürstbistums ihrem neuen Landesherren anlässlich des Landtages in Horstmar diesen schönen Tafelaufsatz, als welcher er wohl zumeist gedient haben wird. So besagt es die Widmungsinschrift des insgesamt 63 cm hohen Prunkstückes (Bild 9).

Noch eine andere Sache ist bemerkenswert: auf den beiden Schalen — Unterteil und Deckel — ist eine Landkarte des Fürstbistums gezeichnet bzw. eingraviert, sodaß man gewissermaßen von einem „Globus“ sprechen kann. Unser Bild zeigt einen Ausschnitt aus dem Unterteil. Man erkennt deutlich, daß hier das „Niederstift“ dargestellt werden soll. Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß die linke Seite den geographischen Osten, die rechte Seite den Westen darstellt. So reicht denn die Karte von der Hunte im Osten mit den eingravierten Ortsnamen von „Vechte“, Oythe, Wildeshausen über Essen, Vestrup, Emstek und Cloppenburg an der Soeste, dann Lönningen und Molbergen kennzeichnend bis zum Hümmling — hier „Hume-link“ genannt mit den Orten Werlte, Lorup und Sögel.

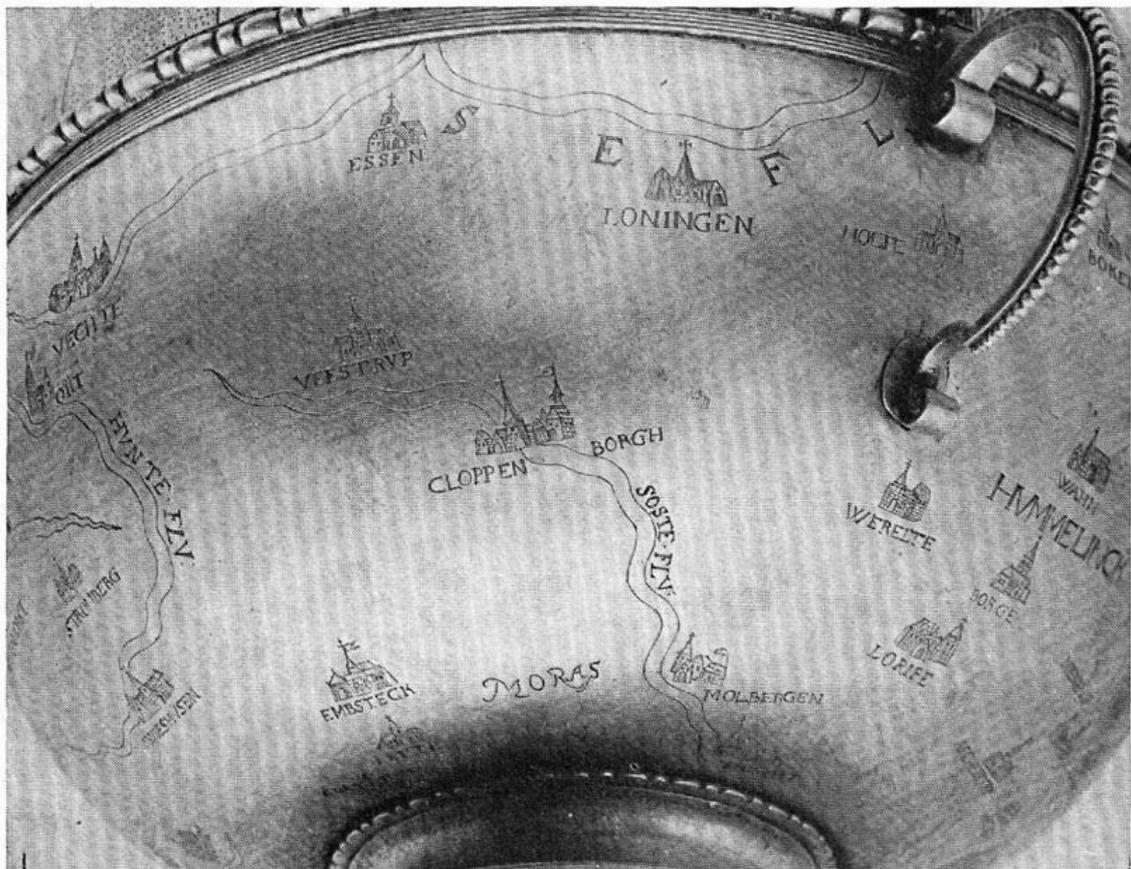


Bild 9: Untere Hälfte des „Horstmarer Napies“ mit Landkarte des Niederstifts.

Wir haben die heutige Schreibweise der Ortsnamen eingesetzt, um die Erkennung der Bezeichnungen zu erleichtern. In der Bildmitte wird mit „Moras“ das zwischen Lethe bei Ahlhorn nach Friesoythe hin sich erstreckende Moor bezeichnet. Die für die einzelnen Orte verwandten Bilder darf man nicht als wirkliche, echte Nachzeichnungen der damaligen Kirchtürme ansehen, sie sind mehr symbolisch gemeint, höchstens darf darauf hingewiesen werden, daß für Cloppenburg zwei Türme verzeichnet sind: wir sehen darin zuerst einen Hinweis auf den Turm der Pfarrkirche St. Andreas in Crapendorf, während der zweite Turm wohl der Burg Cloppenburg zuzuordnen sein dürfte. Fast möchte man auf Grund dieser korrekten Darstellung annehmen, der Künstler, der diesen „Globus“ entwarf, habe sich im Niederstift gut ausgemerkt.

Der Horstmarer Napf gehört heute zum Domschatz. Er wird auch nicht mehr zum Kredenzen eines Willkommens-Trunkes benutzt, sondern dient heutzutage, so wird jedenfalls gesagt, zu einem anderen, nicht weniger bedeutsamen Zweck: In ihm werden die Stimmzettel gesammelt, wenn das Domkapitel einen neuen Bischof zu wählen hat.

Der seit 1448 urkundlich nachgewiesene Wallfahrtsort Bethen bei Cloppenburg erlebte während der Amtszeit Christoph Bernhards einen neuen Aufschwung. Im Dreißigjährigen Krieg war die Kapelle völlig zerstört, das Gnadenbild der Schmerzhafte Gottesmutter aber gerettet worden. Dechant Gerhard Covers begann unmittelbar nach dem Friedensschluß mit dem Wiederaufbau, wozu der damals zuständige Diözesanbischof, Franz Wilhelm von Wartenberg, Bischof von Osnabrück von 1628—1661, gern seine Zustimmung gab, wie eine von Nieberding mitgeteilte Urkunde ausweist. Es war dann der Münstersche Amtsdrost von Cloppenburg, Carl Othmar von Grothaus, der die Errichtung der jetzigen Wallfahrtskapelle tatkräftig in die Hand nahm. Im Sommer 1669 dürfte der Bau vollendet gewesen sein, in dem seither das Gnadenbild eine würdige Heimstatt gefunden hat. Gleichzeitig entstand auch im Bereich der Cloppenburger Burganlage eine Kapelle, deren Errichtung sich der Stadtrat angelegen sein ließ. Dabei wurde eine interessante Lösung gefunden: mit dem Kapellenbau verband man gleichzeitig die Errichtung eines Rathauses und zwar in der Form, daß im Erdgeschoß die Kapelle eingerichtet wurde, während das Obergeschoß als Ratsstube diente. Durch eine Luke im Fußboden, so wird es etwas sagenhaft erzählt, hätten die Ratsherren der Messfeier in der Kapelle des Erdgeschosses bewohnen können.

Kapelle und Rathaus sind als sog. „Stadtkapelle“ in die Geschichte eingegangen. Sie stand da, wo heute die Mühlenstraße in die Osterstraße einmündet. Erst nach 1890, als man die neue St.-Josefs-Kirche schräg gegenüber dem alten Kapellen-Rathaus baute, wurde dieses Gebäude abgerissen. Von Künstlerhand haben sich einige Darstellungen erhalten, von denen eine in Reproduktion bei der Ausstellung gezeigt wurde.

Als nun Christoph Bernhard im Oktober 1668 die geistliche Jurisdiktion im Niederstift von Osnabrück erworben hatte, kam er im Sommer des folgenden Jahres zum ersten Mal in seiner neuen Eigenschaft als Diözesanbischof ins Niederstift und auch nach Cloppenburg, wo er sicherlich auf der Burg



Bild 10: Der Altar in der Wallfahrtskirche zu Bethen

Quartier bezogen haben wird. Mitte August 1669 konsekrierte er nacheinander zuerst die Stadtkapelle nebst Rathaus, dann einige Tage später die von seinem Amtsdrosten erbaute neue Kapelle in Bethen. Wie er später in seinem Testament, als er umfangreiche Stiftungen für Bethen machte, ausdrücklich festhalten ließ, waren dies seine ersten bischöflichen Amtshandlungen im Niederstift. Für beide Kapellen schenkte er auch den Altar: in der Wallfahrtskapelle ist er bis auf den heutigen Tag erhalten.

Im Jahre 1972 ist er gründlich renoviert worden, wobei die alte Bemalung nach Möglichkeit wieder hergestellt wurde. So ist er bis auf den heutigen Tag einer der schönsten Altäre aus dieser Zeit weitem im Land und ein würdiger Rahmen für das Gnadenbild. Wie es damals üblich war, ließ der Stifter sein Wappen über dem Altar anbringen, überragt von Mitra, Bischofsstab und Schwert, den Insignien des geistlichen Oberhirten und weltlichen Landesfürsten (Bild 10).

Wie schon erwähnt, führte Dechant Covers nach 1650 die Wallfahrt nach Bethen wieder ein. Dazu dienten besonders die regelmäßigen Prozessionen der 1657 errichteten Rosenkranz-Bruderschaft sowie die feierliche Gestaltung der Fronleichnams-Prozession im Frühjahr. Christoph Bernhard nun stiftete die bis heute noch bestehende Prozession am Fest Mariä-Geburt (8. September), in deren Schatten dann irgendwann später der Mariä-Geburtsmarkt entstanden sein mag. Von der Stiftung dieser für Cloppenburg und Bethen so bedeutungsvollen Wallfahrt oder Prozession erfahren wir wieder aus dem Testament des Fürstbischofs, weil er hierfür die große Summe von 600 Talern aussetzte.

Im Bistumsarchiv Münster ist aus dieser Zeit ein interessantes Dokument erhalten: eine Prozessionsordnung für eine sog. theophorische Prozession, bei welcher das Allerheiligste in der Monstranz unter einem Baldachin mitgeführt wurde. Bei unserer Ausstellung konnte man dies kleine, ganz unscheinbare Schriftstück im Original sehen (Bild 11).

Wir zeigen hier nur die zweite Seite mit der Überschrift: Bei der zweiten Station in der Kapelle zu Bethen. (Lateinisch: In 2da statione/ in Sacello Beten).

Wenn hier Bethen als zweite Station benannt wird, so muß man fragen, wo denn die erste Station war, — das war die schon erwähnte Stadtkapelle bei der Burg. Folglich wird man annehmen müssen, daß die Prozession ihren Ausgang von der St.-Andreas-Pfarrkirche in Krapendorf nahm, — so unterschied man damals den Pfarrort von der Burganlage. Das bei dieser Prozession zur Anwendung kommende Ritual ist eigentlich nichts Besonderes: so wurden damals überall im Bistum und in kath. Gegenden die Sakraments-Prozessionen abgehalten. Aber für Bethen ist insofern eine Besonderheit zu verzeichnen, weil hier ein Hochamt mit anschließender Predigt gehalten wurde, so ist jedenfalls den „Regie-Anweisungen“ in den Zeilen 3—5 zu entnehmen: Nach Ankunft in Bethen soll sofort mit dem Hochamt begonnen werden, anschließend wird die Predigt gehalten. Nach deren Ende singt man dreimal die an die Gottesmutter gerichtete Antiphon „Monstra Te esse matrem“; etwa zu übersetzen mit „Erweise Dich als unsere Mutter!“

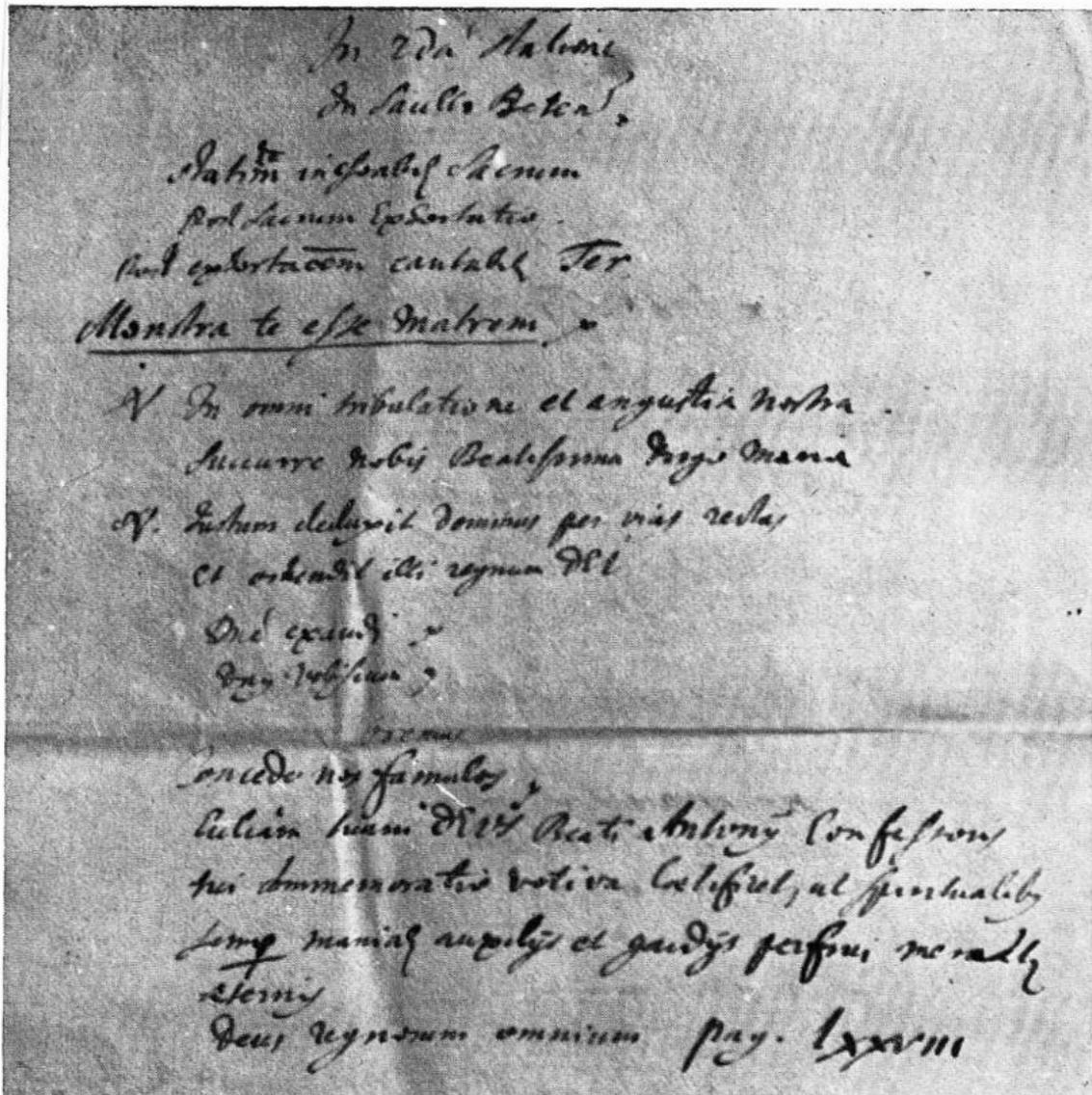


Bild 11: Ordnung für die Prozession nach Bethen: 2. Station in der Gnadenkapelle.
Alle Fotos: Archiv Museumsdorf

Dann folgt ein kurzes Wechselgebet zwischen Priester und Volk bzw. Chor:

In aller unserer Bedrängnis und Not:
komme uns zu Hilfe, Allerseligste Jungfrau Maria!
Den Gerechten führt der Herr auf dem richtigen Weg:
und zeigt ihm das Reich Gottes!

Danach folgen einige Gebete aus dem Meßbuch, wobei besonders zu bemerken ist, daß in Bethen auch ein Gebet zum hl. Antonius von Padua verrichtet wird, dem ja die kleine, hinter der Gnadenkapelle stehende Kapelle geweiht ist. Wir wissen, daß Christoph Bernhard die Verehrung dieses volkstümlichen Heiligen aus dem Franziskanerorden vielfach gefördert hat. Von Bethen aus ging es dann nach Cloppenburg-Krapendorf zurück, wo in der Stadtkapelle die dritte Station gehalten wurde. In den Gebeten wird

eines Papstes Clemens und des Bischofs Christoph Bernhard gedacht, daraus darf man den Schluß ziehen, daß diese Prozessionsordnung aus jenen Jahren stammt, in den in Rom ein Papst dieses Namens regierte und der Bischof von Münster Christoph Bernhard hieß: diese Konstellation liegt für die Jahre 1667 bis 1676 vor. Damals gab es in Rom nach einander zwei Päpste mit Namen Clemens: Clemens IX. regierte von 1667 bis 1669. Sein Nachfolger war Clemens X., der 1670 sein Amt antrat und sechs Jahre später verstarb, also zwei Jahre vor Christoph Bernhard. Daher muß man annehmen, daß unsere Prozessionsordnung aus den Jahren zwischen 1667 und 1676 stammt, wobei es wahrscheinlicher ist, daß sie aus der Zeit Clemens X. stammt, denn vor dem Herbst 1668 war Christoph Bernhard ja noch nicht als Bischof für das Niederstift zuständig. Die beiden Kapellen — Bethen und Stadtkapelle in Cloppenburg — sind aber erst im August 1669 kirchlich eingeweiht worden.

Wenn Bethen im Laufe der letzten drei Jahrhunderte zum bedeutendsten Wallfahrtsort für die Katholiken des Oldenburger Landes geworden ist, so geht das zum einem großen Anteil zurück auf die Förderung, die Christoph Bernhard von Galen dieser Stätte des Gebetes damals zuteil werden ließ. Besonders in den beiden letzten Weltkriegen haben zahllose Gläubige hier im Gebet vor dem Bild der Schmerzhafte Gottesmutter Hilfe und Trost erfahren in ihren Nöten und Anliegen. Vielleicht hängt das auch damit zusammen, daß die „Renaissance“ dieses ja schon 1448 erstmals erwähnten Wallfahrtsortes in die schwere Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg fiel.

In dem Vierteljahrhundert der Regierungszeit Christoph Bernhards ist viel getan worden für den Wiederaufbau des Niederstifts. Wir hätten noch manche Urkunde hier erwähnen und manche landesherrliche Verordnungen anführen können, um die Bemühungen des Fürstbischofs um Beseitigung der Kriegsschäden darzulegen. Unser Aufsatz konnte nur ein kleiner Beitrag sein, der darzulegen versucht, welche vielfältigen Spuren die Regierungszeit dieses Bischofs aus der Familie von Galen im Niederstift, insbesondere in den beiden alten Münsterschen Ämtern Cloppenburg und Vechta hinterlassen hat.

Literatur:

Neueste Werke: Kohl, Wilhelm: Christoph Bernhard von Galen, Politische Geschichte des Fürstbistums Münster 1650—1678. Münster 1964, Verlag Regensburg.

Schröer Alois: Christoph Bernhard von Galen, Korrespondenz mit dem Heiligen Stuhl 1650—1678. = Westfalia Sacra, Quellen und Forschungen zur Kirchengeschichte Westfalen, Band 3. Münster 1972. Verlag Aschendorff.

Ältere Werke: Alpen, Johannes: Decadis de vita et rebus gestis Christophori Bernardi episcopi et principis Monasteriensis, Pars I et II. Coesfeldiae 1694, 1703.

Hüsing, Augustin: Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen, ein kath. Reformator des 17. Jahrhunderts, Münster und Paderborn 1887.

Tücking, Karl: Geschichte des Stifts Münster unter Christoph Bernhard von Galen. Münster 1865.

Stiftungen Christoph Bernhards von Galen

an Kirchen in Südoldenburg

VON ELFRIEDE HEINEMEYER

Die Persönlichkeit Christoph Bernhards von Galen stand im Mittelpunkt dreier Ausstellungen, die in den Jahren 1972/73 in Groningen, Münster und Cloppenburg stattfanden, und in denen die enge Verkettung dieses Kirchenfürsten mit den Geschicken Nordeuropas im 17. Jahrhundert aufgezeigt wurden. Das Leben Christoph Bernhards war stets unruhig verlaufen. 1606 geboren, wurde seine Jugend von den Wirren des Dreißigjährigen Krieges überschattet, und wegen seines Verhandlungsgeschickes bekannt, oblagen ihm als Domherr von Münster häufig diplomatische Missionen, die ihn auf weite Reisen führten ¹⁾. Die Wahl zum Nachfolger des Fürstbischofs Ferdinand von Bayern im Jahre 1650 stellte ihn sogleich vor einen Berg von Schwierigkeiten. Der Anspruch auf das münstersche Lehen Borculo in Gelderland und die Einnahme der Burg Bevergen verfeindeten ihn mit den Niederlanden und im Landesinnern machten Auseinandersetzungen mit der Stadt Münster, die um ihre Freiheiten fürchtete, die Stellung des Bischofs unsicher. Kriege und innerpolitische Auseinandersetzungen erfüllten seine gesamte Regierungszeit und führten das Land an den Rand eines wirtschaftlichen Ruins. So liegt es auf der Hand, daß Christoph Bernhard wenig Möglichkeiten hatte, die Künste in seinem Land wesentlich zu fördern. Als Folge der ständigen Streitigkeiten mit der Stadt Münster verlegte er seinen Wohnsitz nach Coesfeld und faßte den Plan zum Bau einer Residenz innerhalb der Festung. Von der Hand des ab 1667 in Coesfeld tätigen Architekten Peter Pictorius d. Ä. hat sich der Idealplan einer dreiflügeligen Schloßanlage erhalten, die jedoch nie ausgeführt wurde ²⁾. Eine 1653 in Ahaus gegründete bischöfliche Fayencemanufaktur scheint über Anfangsschwierigkeiten nicht hinausgekommen zu sein. Bei den heute bekannten Arbeiten handelt es sich um schlichtes, weiß glasiertes Tafelgeschirr, das mit dem 1652—1655 geführten Wappen verziert ist ³⁾.

In seinem persönlichen Bereich bedürfnislos, sparte der Bischof nicht mit Zuwendungen auf den Gebieten, die ihm persönlich am Herzen lagen. Dies war neben der Ausrüstung des Heeres die Erneuerung des kirchlichen Lebens nach den Belastungen des langen Krieges. In der Leichenpredigt für Christoph Berhand von Galen hebt der Jesuitenpater Nagel hervor, daß der Verstorbene aus Privatmitteln dreißig Kirchen und Kapellen neu erbaut und hundert beschädigte repariert habe ⁴⁾. Auch für die Ausstattung wurde Sorge getragen, und von den gestifteten Altargeräten sind heute noch zahlreiche Stücke vorhanden. Bis auf zwei Leuchterpaare in Drensteinfurt und Zwillbach wurden alle bekannten Arbeiten in Silber ausgeführt und ein Vergleich der Marken zeigt, daß die Augsburger Goldschmiede in der Zahl den westfälischen Meistern überwiegen. Bis auf eine Marienstatue in der Propsteikirche St. Georg in Vechta tragen alle Stiftungen Christoph Bernhards das bischöfliche Wappen, das im Laufe der Regierungszeit dreimal eine Änderung erfahren hat. Durch diesen Wandel ist der Zeitpunkt einer Schenkung ziemlich genau einzugrenzen, und es wird deutlich, daß die Augsburger Arbeiten in den ersten Regierungsjahren des Fürsten entstan-



Abb 1: Die Madonna aus der Propsteikirche zu Vechta.

den oder zumindest gestiftet sind. Alle zeigen die zwischen 1652—1655 geführte Wappenform, während das Silbergerät der Meister aus Münster und Dülmen sowie die Messingleuchter mit dem Wappen der Jahre 1661 bis 1678 bezeichnet wurden. Bis auf eine Ausnahme entstanden die Augsburger Altargeräte in der Werkstatt eines Meisters, der mit den Initialen F W zeichnete und ein umfangreiches oeuvre hinterlassen hat. Sein Name ist noch unbekannt. Diese von Christoph Berhand an verschiedene Kirchen des Niederstiftes Münster geschenkten Silberarbeiten sollen im Folgenden zusammenhängend dargestellt werden.

Während des 17. Jahrhunderts erlebte die Augsburger Goldschmiedekunst eine besondere Blütezeit, die auch durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges und die nachfolgende große Verarmung des Landes nicht unterbrochen worden ist. Im Jahre 1615 waren in der Stadt 185 Goldschmiede und nur 137 Bäcker wohnhaft ⁵⁾. Neben reichen Altargeräten und Prunkgeschirren galten Silberplastiken als eine besondere Spezialität der Augsburger Meister. Unter ihnen nahm der Monogrammist F W eine führende Stellung ein, wie die in Biberach, Ellwangen, Meersburg und Vechta erhaltenen Figuren beweisen. Auch der in der Kirche St. Joseph in Weiden/Opf. befindlichen Monstranz dient eine Figur des hl. Michael als Ständer ⁶⁾. Diese Arbeit, die eine Augsburger Beschau aus der Zeit um 1680 trägt, scheint die letzte Arbeit des Künstlers zu sein. Ob es sich hier möglicherweise um ein Mitglied der Goldschmiede- und Silberhändlerfamilie Warmberger handelt, wird nur ein glücklicher Archivfund klären können.

Die Madonna der Propsteikirche in Vechta (Abb. 1) steht auf der Weltkugel, um die sich eine Schlange windet ⁷⁾. Ihr Körper ist leicht durchgeschwungen und das rechte Knie vorgebeugt. Maria wendet ihr Haupt leicht dem Christkind zu, das sie auf dem linken Arm trägt. Die Rechte hält ein Zepter. Die Kleidung besteht aus einem faltenreichen Untergewand und einem weiten Mantel, der über der linken Schulter herabfällt, rechts unter dem Arm durchgeführt ist und über den linken Unterarm herabgleitet. Um den Halsausschnitt ist ein gestreiftes Tuch gelegt, und das lange Haar wird von einem Schleier verhüllt, der leicht in die Stirn gezogen ist. Krone und Schuhe sind mit gefaßten, farbigen Glasflüssen verziert. Das lebhaft bewegte Kind hat die Rechte segnend erhoben und hält in der linken Hand die Weltkugel. Die Statue ist von einem Nimbus aus abwechselnd geraden und geflammten Strahlen hinterfangen.

Diese Marienfigur wurde der Kirche im Jahre 1655 geschenkt. Der Bischof war am Jahrestage des Abzuges der Schweden nach Vechta gekommen, um an der von ihm eingesetzten Dankprozession teilzunehmen. Bei dieser Gelegenheit überbrachte er auch silberne Altarleuchter und Paramente, die jedoch nicht mehr vorhanden sind. Durch geschickte Verhandlungen war es Christoph Bernhard gelungen, die Schweden am 13. Mai 1654 zum Abzug aus der seit 1647 von ihnen besetzten Stadt Vechta zu veranlassen.

Mit zwei weiteren Skulpturen, die sich im Servitenkloster Innsbruck und in der Münchner Residenz befinden, bildet die Madonna eine Gruppe, die auf ein gemeinsames Vorbild zurückgeht und für die Hubert Gerhards Statue auf der Mariensäule in München letztlich die Urform bildet ⁸⁾. Obgleich alle drei Figuren von verschiedenen Künstlern gefertigt wurden, stimmen Haltung und Gewandung auch in Details überein, so z. B. findet sich das um



Abb. 2: Zwei Altar-Leuchter aus der Burgkapelle Dinklage

den Hals gelegte Tuch, der in einer großen S-förmigen Kurve niedergleitende Mantelsaum oder die im Oberteil des Kleides schräg zur Seite verlaufenden Falten bei allen drei Beispielen. Abweichend jedoch ist bei der Marienstatue in Vechta der Kopfschmuck behandelt, denn nur sie trägt unter der Krone noch einen Schleier. Hier lebt eine Tradition auf, die mit dem Einfluß eines mittelalterlichen Gnadenbildes zu erklären ist. Einen ähnlichen Schleier trug die sog. Feuermadonna des Bildhauers Hans Krumper, die 1945 in Bürgersaal, München, zerstört wurde. Als Material diente hier das Holz einer Eiche, in deren Inneren 1609 die Figur einer Maria entdeckt worden war. Nach der Übertragung dieser Madonna in die Kirche des nahegelegenen Ortes Foy entstand schon bald eine große Wallfahrt dorthin, und der Bischof von Lüttich, Ferdinand von Bayern, der zugleich auch Fürstbischof von Münster war, ließ Teile des Baumes, in dem das Gnadenbild gefunden wurde, mit der Maßgabe versenden, eine Kopie der Skulptur anfertigen zu lassen. Über den Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, den Bruder Ferdinands, gelangte auch ein Stück des Holzes nach München. Aus diesem schuf Hans Krumper in freier Anlehnung an das mittelalterliche Vorbild die Feuermadonna, die ihren Namen durch eine mißverständliche Interpretation des Wortes Foy erhielt.

In der Kapelle der Burg Dinklage werden fünf Altargeräte bewahrt, die alle das Wappen Christoph Bernhards von Galen tragen, jedoch offensichtlich nicht zu einer einheitlichen Meßgarnitur gehören. Zwei Leuchter sowie Weihwasserkessel und Weihrauchschiffchen zeigen jeweils übereinstimmenden Dekor, während in der Verzierung der Pelvicula, des tellerförmigen Untersatzes für die leider nicht mehr vorhandenen zwei Meßkännchen, eine weitere Variante auftritt. (Abb. 2—3)⁹⁾. Der dreiseitige Sockel der Altarleuchter wird aus großen Voluten gebildet, deren Schmalseiten mit Cherubimköpfen und Fruchtgehängen verziert sind. Die Zwischenzonen tragen Kartuschen mit den Monogrammen von Christus und Maria sowie dem bischöflichen Wappen. Schwere Fruchtgehänge bilden den unteren Abschluß. Der balusterförmige Schaft ist mit Akanthuswerk verziert. An beiden Leuchtern fehlen die Füße und auf zwei Voluten ist der aufgesetzte Schmuck verloren. Neben den Bohrlöchern sind dort die Ziffern IV und V eingraviert. Zwei in der Form fast übereinstimmende Leuchter des gleichen Meisters befinden sich im Dom zu Augsburg.



Abb. 3: Weihrauchschiffchen, Weihwasserkessel und Pelvicula, Burg Dinklage

Das Weihwasserbecken steht auf einem runden, abgesetzten Fuß. Der kurze Schaft leitet in den gedrungenen, bauchigen Wasserbehälter über, dessen oberer Rand nach außen gebogen ist. Die Ansätze sowie die Mitte des volutenförmigen Henkels werden von Cherubimköpfen gebildet. Wandung und Fuß sind mit Schweifwerk verziert, das sich um vier leere Kartuschen legt. Das sehr zierlich wirkende Weihrauchschiffchen hat einen Glockenfuß und einen balusterförmigen Schaft.

Der leicht gewölbte und gewellte Rand der Platte ist mit Akanthuslaub und Schweifwerk verziert, wobei sich die Akanthusmotive der Form einer Muschel annähern. Lorbeerkränze umgeben die beiden, ehemals vergoldeten Standflächen für die Meßkännchen im Spiegel. Oberhalb der Mitte ist das Wappen des Bischofs eingraviert.

In Form und Dekor stehen die Altargeräte der Burgkapelle von Dinklage in der Tradition des 17. Jahrhunderts, wie ein Vergleich mit den Arbeiten anderer Meister zeigt. So finden sich z. B. die Form der Leuchter, leicht abgewandelt, bei einem Leuchterpaar des Osnabrücker Domes, das aus der Werkstatt des Augsburger Goldschmiedes Michael Heckel stammt und die Beschau der Jahre 1675—80 trägt ¹⁰⁾.

Ein genauer Anlaß für die Stiftung der Geräte an die Kapelle ist nicht bekannt. Der Bruder Christoph Bernhards, Heinrich von Galen, war seit 1641 Drost des Amtes Vechta und lebte auf der Burg, die er dann 1664 käuflich erwarb. In den Jahren 1654 und 1655 weilte der Bischof in Dinklage und hat vielleicht bei dieser Gelegenheit die Privatkapelle seines Bruders beschenkt.

Noch eine weitere Silberarbeit des Meisters F W steht in unmittelbarem Zusammenhang mit einem Familienmitglied. Es ist dies ein Altarkreuz, das sich in der heutigen Pfarrkirche St. Nicomedes in Borghorst befindet. Das Kanonissenstift Borghorst, von Kaiser Otto II. der Schirmherrschaft des Erzbischofs von Magdeburg unterstellt, war eines der reichsten Klöster des Mittelalters. Als 1674 das Erzstift an den Kurfürsten von Brandenburg überging, brachte Christoph Bernhard die Rechte des Klosters in seine Hand. Die in Borghorst lebende Schwester des Bischofs, Hedwig von Galen, wurde zur Äbtissin gewählt, und aus ihrem Besitz stammt das Kreuz, das mit dem von Christoph Bernhard in den Jahren 1652—1655 geführten Wappen geschmückt ist.

An dieser Stelle soll eine Kreuzigungsgruppe des Landesmuseums in Münster erwähnt werden, da sie im nordwestdeutschen Bereich das einzig bekannte Beispiel einer für Augsburger Goldschmiede typischen Arbeitsweise darstellt, sie lieferten häufig nur Figuren, die erst von den einheimischen Künstlern mit Sockeln versehen wurden ¹¹⁾. Die obere Partie des Kalvarienberges, Kreuz mit Corpus und dem zu Füßen des Kreuzes liegenden Totenschädel zeigen eindeutig eine andere Handschrift als der Sockel mit den beiden Figuren von Maria und Johannes. Beschau und Meistermarken weisen diesen Teil als eine Arbeit des Goldschmiedes Gottfried Storp von Münster aus, während das Kreuz keine Marken trägt. Es wurde jedoch vermutlich in Augsburg geschaffen. Die meisterhafte Durchbildung des Christuskörpers, sowie seine Haltung sprechen für diese Lokalisierung. Die Sockelzone zeigt dagegen eine völlig andere plastische Auffassung und fällt in der Qualität ab. Das Wappen weist in die Jahre 1661—1678. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, daß hier der schadhaft gewordene Fuß eines Augsburger



Abb. 4: Kreuzigungsgruppe, sog. „Kalvarienberg“, Landesmuseum Münster



Abb. 5: Meßkelch aus der Pfarrkirche St. Gertrud zu Lohne

Altarkreuzes durch einen einheimischen Künstler erneuert wurde, jedoch können das ebenfalls vom Meister F W gearbeitete Rochusreliquiar in der Marienkirche zu Ellwangen, oder ein Marienreliquiar des Goldschmiedes Georg Erhart in der Pfarrkirche von Cressier als Beispiel für viele andere Arbeiten gelten, bei denen die Sockelpartie durch einheimische Künstler angefertigt wurden¹²). (Abb. 4). Als ein Ergebnis der Ausstellung „Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen und das Niederstift Münster“ ist die Zuschreibung des Meßkelches aus der Pfarrkirche St. Gertrud zu

Lohne an den Meister F W zu werten (Abb. 5), denn sowohl Beschau als auch Meistermarke wurden bisher übersehen¹³⁾. Der Sechspaßfuß ist abgesetzt und mit dem bischöflichen Wappen geschmückt, Cuppa und der birnförmige Nodus blieben dagegen unverziert¹⁴⁾. Wie bei allen bisher vorgestellten Arbeiten des Goldschmiedes F W weist auch hier das Wappen in die Zeit von 1652 bis 1655. Ein Visitationsprotokoll des Jahres 1652 berichtet von einer sehr ärmlichen Ausstattung der Kirche zu Lohne¹⁵⁾. Das Verzeichnis nennt drei Kaseln, zwei Alben mit Humerale, einen Kelch aus Zinn, eine Pixis aus Zinn, einen Kommunikantenbecher aus vergoldetem Blei, zwei Kännchen und je zwei Leuchter aus Holz und Zinn. 1655 wandte sich der Drost Heinrich von Galen als Sprecher der adeligen Bewohner des Kreises mit der Bitte an seinen Bruder, Johann Süthold, der als erster Bewohner Vechtas nach dem Abzug der Schweden seine theologischen Studien abgeschlossen habe, dem alten und kranken Pastor in Lohne zur Unterstützung beizugeben. Am 7. Dezember 1655 wurde Johann Süthold durch den Bischof in dieses Amt eingesetzt, und es ist nicht auszuschließen, daß Christoph Bernhard den Kelch anlässlich des Amtsantrittes des jungen Geistlichen stiftete. Die sehr einfache Form, die eine mittelalterliche Tradition nicht verleugnet, ist noch bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts nachzuweisen¹⁶⁾.

Mit Ausnahme der Marienstatue¹⁷⁾ tragen alle im Niederstift Münster vorhandenen Arbeiten des Meisters F W den gleichen Stadtstempel¹⁸⁾ und das Wappen der ersten Regierungsjahre des Bischofs. Zu dieser Zeit konnte er lediglich die weltliche Macht im Niederstift ausüben, die geistliche Jurisdiktion war dagegen noch nicht erteilt. In der Funktion als Landesherr und nicht als geistliches Oberhaupt waren also diese Geschenke gemacht worden. Diese Tatsache verdeutlicht, welches Gewicht Christoph Bernhard von Galen dem Niederstift innerhalb seiner politischen wie geistlichen Plänen beimaß.

Anmerkungen:

- ¹⁾ Wilhelm Kohl in: Ausstellungskatalog Bommen Berend, Münster 1972, S. 13.
- ²⁾ Manfred Weiß, Die frühen Arbeiten Schlauns und ihre westfälischen Voraussetzungen in: Schlaunstudie I, Textteil, hrsg. von Bussmann, anlässlich der Ausstellung Johann Conrad Schlaun 1695—1773, zu seinem 200. Todestag, S. 55, Abb. 1.
- ³⁾ Ausstellungskatalog Bommen Berend a. a. O., Abb. S. 66.
- ⁴⁾ Alois Schroer in: Ausstellungskatalog Bommen Berend a. a. O., S. 134.
- ⁵⁾ Hannelore Müller in: Ausstellungskatalog Augsburger Barock, Augsburg 1968, S. 279.
- ⁶⁾ Ausstellungskatalog Augsburger Barock, a. a. O., S. 372, Nr. 546, Abb. 244.
- ⁷⁾ Elfriede Heinemeyer, Eine Augsburger Silbermadonna in Vechta in: Westfalen 47, 1969, S. 3 f.
- ⁸⁾ Elfriede Heinemeyer a. a. O., Abb. 58, 59.
- ⁹⁾ Leuchter: H 42,5 cm, Weihwasserkessel: H 11,3 cm, oberer Dm 14,4 cm, Weihrauchschiffchen: H 14,5 cm Pelvicula: H 1,5 cm, Dm 27 x 21 cm.
- ¹⁰⁾ Walter Borchers, Goldschmiedearbeiten des 17. und 18. Jahrhunderts in Osnabrücker Kirchen, Osnabrück 1966, Abb. S. 66.
- ¹¹⁾ Ausstellungskatalog Augsburger Barock, a. a. O., S. 372, Nr. 545.
- ¹²⁾ Ausstellungskatalog Augsburger Barock a. a. O., Abb. Nr. 232.
- ¹³⁾ Ausstellungskatalog Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen, Cloppenburg 1973, S. 34, N4. 43 m. Abb.
- ¹⁴⁾ H 21 cm, Dm der Cuppa 8,5 cm, des Fußes 12,9 cm.
- ¹⁵⁾ Karl Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Bd. II, Köln o. J. S. 124.
- ¹⁶⁾ Walter Borchers a. a. O., Abb. S. 195.
- ¹⁷⁾ Elfriede Heinemeyer, a. a. O., S. 7.
- ¹⁸⁾ Marc Rosenberg, Der Goldschmiede Merkzeichen, Frankfurt 1922, S. 30, Nr. 156.

Schaffen aus dem Schatten

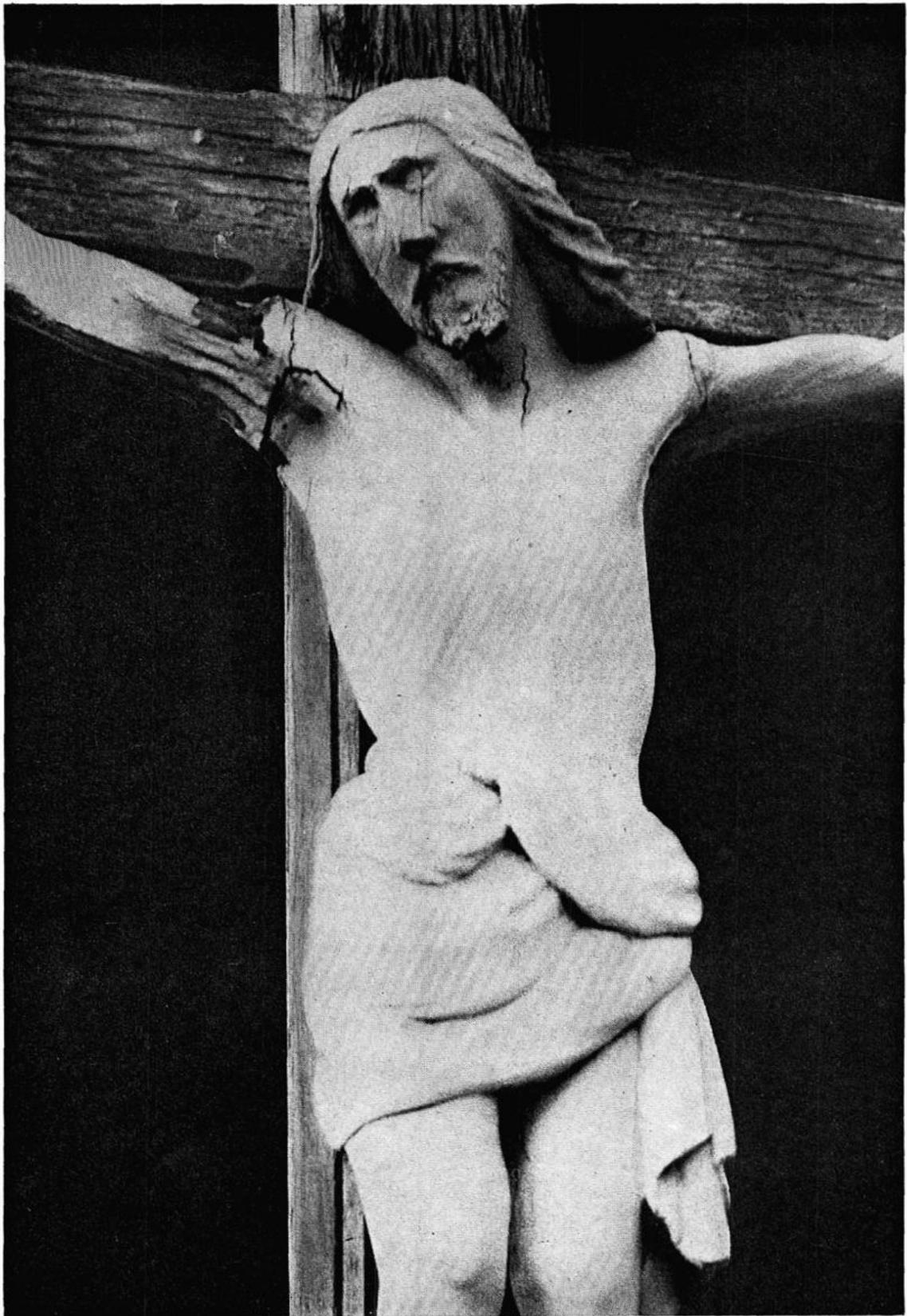
Zum Leben und Werk des Herrgottschnitzers
Heinrich Starmann-Nellinghof

VON ALWIN SCHOMAKER - LANGENTEILEN

Er war ein Naturtalent, dieser Heinrich Starmann; eine ursprüngliche bildhauerische Begabung, die schon im Knaben sich rührte und nach langer Behinderung ein Lebenswerk entstehen ließ, das einen unverrückbaren Platz in der jüngsten Geschichte des Oldenburger Münsterlandes anmeldet. Wie kaum einer von seinen Zeitgenossen lebte dieser Mann als Mensch und Künstler aus dem Geisteserbe unserer Heimat und unterlag seelisch ihren religiösen Formkräften. So wurde er zu einem Bildschnitzer besonderer Prägung, blieb aber der heimischen Öffentlichkeit weithin unbekannt. Die Zeit ist gekommen, das Lebenswerk des allzu früh Verewigten († 3. September 1968) endlich ins allgemeine Blickfeld zu rücken.

Heinrich Starmann verstand sich selbst zeitlebens als Handwerksmann, der auf der bescheidenen Landstelle in Nellinghof bei Neuenkirchen Heimat gefunden hatte und dort seiner Herzensberufung leider nur am Rande des bäuerlichen Alltags nachgehen konnte. Auch mied er alles Aufsehen um seine Person und drängte sich niemals vor, obwohl etwas mehr öffentliche Beachtung und offizielle Anerkennung seinen familiären Weg erleichtert und seinem künstlerischen Schaffen sicherlich eher zum Durchbruch verholfen hätten. Vollends überdeckte der gleißende Kunstbetrieb der Nachkriegszeit sein Werk im entlegenen ländlichen Raum mit tiefen Schatten. Solche Arbeiten, wie er sie schuf, paßten nicht in die Richtung jener anmaßenden Kunstusurpatoren, denen nach 1945 alle Welt glaubte nachlaufen zu müssen, um die Vergangenheit zu bewältigen. Aber die Schatten der Zeit verfinsterten unseren fleißigen Mann nicht, sie berührten ihn nicht einmal, weil er einem inneren Licht folgte . . .

Die äußeren Lebensumstände verbargen auch vielen Auftraggebern die wahre Bedeutung des Mannes, dem ohnehin alles Feilschen und Markten widerlich war. Selbst aufmerksamere Heimatfreunde, ganz zu schweigen von dem Kreis ihrer erklärten Prominenz, sahen — mehr aus Mangel an Information als aus fahrlässiger Fehleinschätzung — am Herrgottschnitzer von Nellinghof vorbei; nicht zuletzt deswegen, weil er, wie es den Stillen im Lande oft ergeht, der allmächtigen Zeitmode die Reverenz versagte. Zudem verabscheute Heinrich Starmann das Gerangel um den Platz an der Sonne. Seinen wirklichen Platz unter den zeitgenössischen schöpferischen



*Kruzifixus aus den Anfängen (Holdorf)
sämtl. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen*



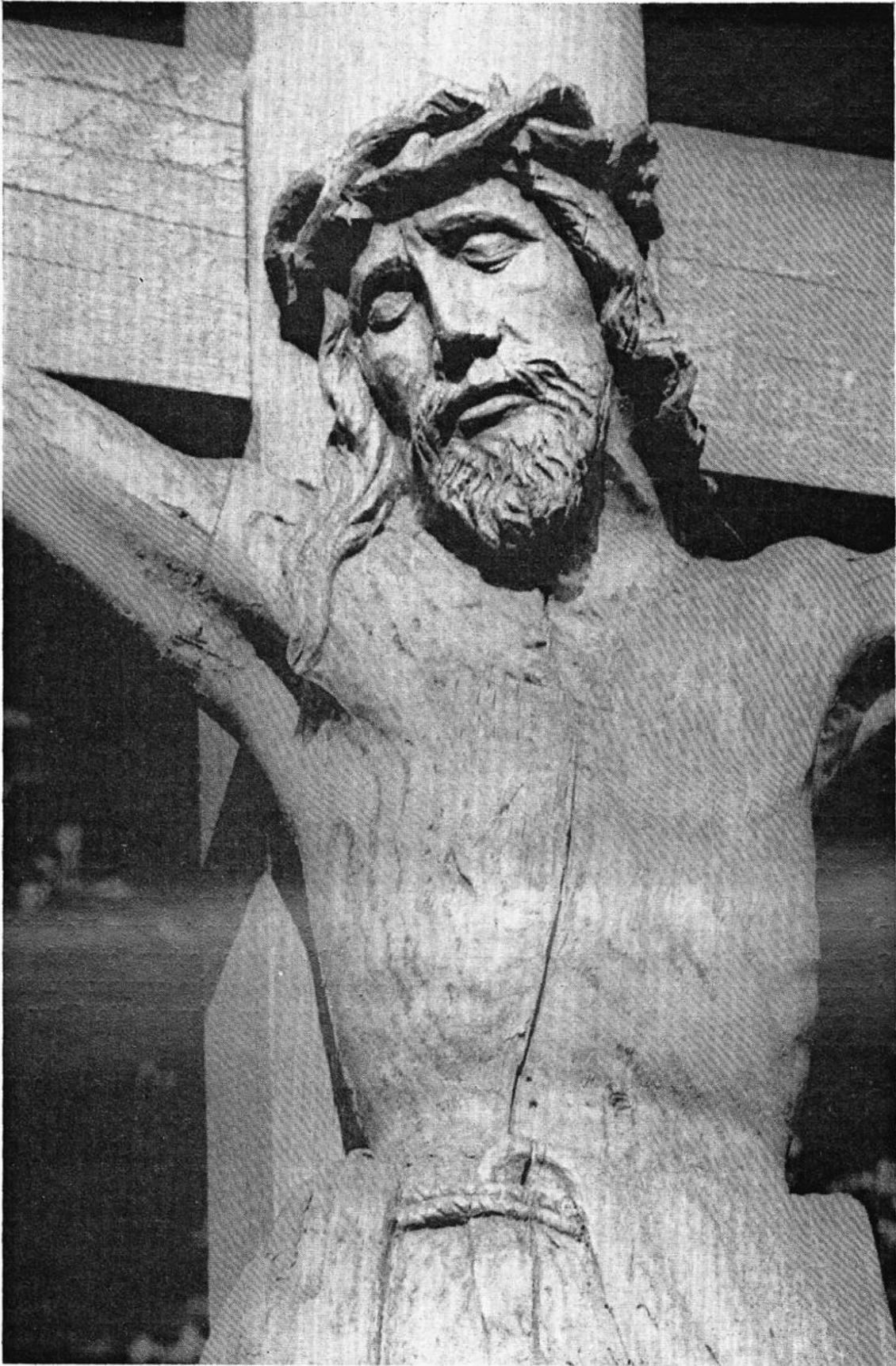
Werk aus der mittleren Periode (Langwege)

Kräften des Münsterlandes kennen daher bislang nur wenige Freunde, zu denen der Verfasser sich rechnen durfte, der mit dieser Würdigung den Versuch eines Brückenschlags nach draußen unternimmt.

Starmanns äußerer Lebensweg war vorgezeichnet durch Herkunft und Werdegang, der künstlerische Weg entsprang persönlicher Neigung und ihrem unwiderstehlichen Entfaltungsdrang. Geboren am 19. März 1904 in Heeke bei Alfhausen als Sohn des Heuermanns Bernard Starmann und dessen Ehefrau Maria, geb. Kemper, wuchs der Knabe als drittjüngstes Kind unter insgesamt acht Geschwistern in Hinnenkamp bei Vörden auf, wo die Eltern die Wüllnersche Pachtstelle übernommen hatten. Nach der Schulentlassung arbeitete der junge Mann noch über ein Jahrzehnt im elterlichen Betrieb, obwohl seine Neigung und Begabung für die Schnitzerei immer wieder kräftig durchbrach. Ein Kruzifix aus jener Zeit, beim Viehhüten mit dem Taschenmesser gearbeitet und heute pietätvoll als denkwürdiges Zeugnis aufbewahrt, kündete den künftigen Herrgottschnitzer gleichsam an. Außer ihm selbst vielleicht erkannte das anfänglich jedoch niemand in seiner Umgebung.

Im Jahre 1927, also erst mit 23 Jahren, gelangte der bisherige Landwirt endlich in eine handwerkliche Lehre, die seiner Neigung und Begabung mehr Spielraum ließ. Die Tischlerwerkstatt. Uphaus in Neuenkirchen vermittelte ihm den Umgang mit dem Werkstoff Holz. Im Besitz eines Ehrendiploms verließ der frischgebackene Tischlergeselle dann im Jahre 1930 die Lehrwerkstatt, um sich in der weiten Welt umzusehen. Was Schule und Lehre seinem suchenden Geist nicht hatten bieten können, erwarb er sich nunmehr auf der Wanderschaft, die ihn zunächst nach Süddeutschland führte, wo er zeitweilig als Möbelschnitzer arbeitete. In Oberammergau machte er Bekanntschaft mit dem Handwerk und Handwerkszeug des Bildschnitzers, wohl auch mit seinem späteren Zentralthema, der Herrgottschnitzerei. Der Schmerzendmann am Kreuz war ihm ja geläufig seit frühester Jugend an den Wegen und auf den Höfen seiner Heimat. Anschließend sah er Österreich und die Schweiz mit ihren reichen Schätzen in Kirchen und Kapellen oder bloß so an den Straßen. Zum Schluß weilte er auch noch in Italien und Rom, bis gegen Ende 1932 die Heimkehrstunde schlug.

An handwerklicher Erfahrung und an Weltkenntnis reicher, fand Heinrich Starmann wieder in der Werkstatt Uphaus zu Neuenkirchen ein Unterkommen, werkelte dort weiter als Tischlergeselle und war schon über 30 Jahre alt, als er sich am 10. Juni 1935 mit der Erbin Elisabeth Kamlage vermählte, auf deren Stelle in Nellinghof sich fortan sein Lebensschicksal erfüllen sollte. Damit war aus ihm wieder ein Landwirt wie ehemals geworden, der kaum noch Gelegenheit hatte, den Hobel, geschweige denn das Schnitzmesser in die Hand zu nehmen; ja, dessen familiäre Umgebung einer solchen Betätigung kaum Verständnis entgegenbrachte. Fünf Kinder, zwei Töchter und drei Söhne, erblickten nach und nach das Licht der Welt auf dem Anwesen in Nellinghof. Der Zweite Weltkrieg (1939—1945) brach herein und ging gnädig am kinderreichen Familienvater vorbei, der in erster Linie die Landwirtschaft betreute und nur ganz selten den Hobel oder gar das Schnitzmesser ergriff; wenn überhaupt, dann fast ausschließlich, um sich an der Nachbildung des gekreuzigten Christus zu versuchen,



Mittlere Periode (Grapperhausen)

der draußen vielfach in neugotischer Gestalt anzutreffen war, meist als einheitliche Massenware aus Zinkblech, Gips und Zementguß, selten in handgeschnittener Eigenprägung.

Von den Versuchen aus damaliger Zeit ist nichts Nennenswertes erhalten. Sie mögen aber die handwerkliche Gebundenheit und materialmäßige Starrheit gezeigt haben, die wir noch an den ersten größeren Arbeiten zu Ende der vierziger und zu Beginn der fünfziger Jahre beobachten. Im übrigen hatte die Kriegszeit mit Not und Tod ringsum tiefreichende Spuren in Heinrich Starmann hinterlassen. Das Mysterium des geschundenen Christus war in die seelische Mitte des Mannes gedrungen, der von persönlichem Leid keineswegs verschont blieb, dessen bisheriger Lebensweg als Umweg zur künstlerischen Selbstverwirklichung erscheinen mußte, und der über zahlreiche Hindernisse hinweg erst spät zu seiner menschlichen Bestimmung und Erfüllung fand. Jedenfalls wurde der Kruzifixus für ihn zum beherrschenden Thema; sei es aus den Tiefenbereichen religiöser Grundhaltung und bitterer Eigenerfahrung, die nach Ausdruck drängten, sei es, weil die Auftraggeber dieses Thema von Anfang an — wohl nicht zufällig — immer wieder an ihn herantrugen.

Es waren nämlich besondere Umstände am Werk für Heinrich Starmann. Mit den Nachkriegsjahren brach eine andere Zeit an. Einerseits gab es den allgemeinen Aufbruch zur Erneuerung kirchlicher Kunst. Seine Wellen erreichten nun das Münsterland, wo man energischer begann, den überkommenen sanftkonfektionierten Gipsgeschmack auszuräumen. Man gewann mehr und mehr Gefallen an echten Kunstwerken und bevorzugte Eichenholz als Ausdrucksmaterial. In Kirchen und Wohnzimmern, an Straßen und Höfen verschwand manche schön zurechtgemachte Massenware aus Devotionalienfabriken. Andererseits gab es entsprechende Ausstrahlungen des Museumsdorfes in Cloppenburg auf die angedeutete Entwicklung, zumindest im heimischen Raum, wo das Empfinden für die Echtheit des Materials und die Kraft seines Ausdrucks wiedererwachte. Darauf war ja auch der Erfolg der Fachwerkbauten des Architekten Hermann Büld-Damme zurückzuführen, bei deren schnitzerischer Ausgestaltung Heinrich Starmann bald maßgeblich eingesetzt wurde. Diese fast schon historische Ausgangslage, die nach einem Vierteljahrhundert beinahe vergessen ist, bot nunmehr dem bisher am Künstlertum gehinderten Manne die Chance seines Lebens.

In den zwei Jahrzehnten zwischen Währungsreform (1948) und Tod (1968) schuf der Meister rund 130 Kruzifixe; eine erstaunliche Anzahl von unterschiedlicher Qualität, aber mit stetig sich steigendem Ausdruck und niemals Massenware, obwohl ein gewisses überkommenes Vorbild bestimmend blieb. Daneben arbeitete er an Motiven im Sonderauftrag, z. B. an größeren und kleineren Kopien der Madonna von Altenesch. Jedoch die Herrgottschnitzerei beherrschte das Schaffenpensum. Grundsätzlich bestand das Material aus sorgfältig gewählten altem Eichenholz. Auch die Schnitzereien an den neuen Fachwerkbauten nach Plänen von Hermann Büld dienten bewußt der Weiterentwicklung und Überprüfung des eigenen handwerklichen Könnens. Von Auftrag zu Auftrag nahm die Arbeitsroutine zu.

Mit der handwerklichen Souveränität wuchs zugleich auch zusehends die ausdrucksmäßige Vertiefung. Anfänglich verlief die Entwicklung zögernd und abwartend, nachher stellte sie von Jahr zu Jahr höhere Ansprüche. Der Ruf des unermüdlichen Herrgottschnitzers in Nellinghof zog allmählich stille Kreise. Aus dem früheren Nebenberuf wurde nun ein Hauptberuf. Freilich die Landwirtschaft galt für alle Wechselfälle immer als Grundlage der wirtschaftlichen Sicherheit. Darum wurden nach dem Brande von 1950 die Gebäude entsprechend neu errichtet.

Endlich konnte Heinrich Starmann schaffen, wie ihm ums Herz war. Mit echter Leidenschaft gab er sich seinem natürlichen Auftrag hin. Wer seinen fleißigen Händen zusah, erlag einer Faszination. Ihr Ringen um den bestmöglichen Ausdruck der inneren Schau war schweigsam und unablässig. Meist begann das Werk an den Füßen und der ganze leidende Körper wurde in freier Arbeit von unten nach oben aus dem starren und spröden Material sorgsam herausgelöst, Füße, Beine, Rumpf, Brustkorb und Haupt immer aus einem einzigen Stück. Nur die ausgestreckten Arme mit den Händen mußten jeweils angeblockt werden. Die anatomische Starre der frühen Modelle wich in zähem Ausdrucksringen bald einer weichen lebendigen Körperlichkeit. Füße, Hände, Gliedmaßen, Lenden, Rumpf und Brustkorb erfaßte von Entwurf zu Entwurf mit steigender Ausdruckskraft vom Haupte her ein zuckender Schmerz . . .

Vor allem das Haupt des Gekreuzigten verdichtet mit wachsender künstlerischer Vollendung das erschütternde Mysterium am Kreuz. Hier wird Heinrich Starmann in seinen besten Werken zum Mystiker des Leidens, dessen Rätsel auch im persönlichen Leben der Menschen bisher niemand gelöst hat. So macht er mit gesteigerter Härte und Unnachsichtigkeit im sterbenden Christus den geschundenen Menschen sichtbar. Bei der Behandlung der Augen und des Mundes tastet sein Schnitzmesser behutsam und entscheidend alle Ausdrucksmöglichkeiten ab, die dem Menschen und Künstler von der inneren Schau eingegeben werden. Nicht der überwindende Gott tritt in Erscheinung, sondern der verzweifelt oder ergeben leidende Mensch, dessen unermeßliche Qual vom Haupte über Rumpf und Gliedmaßen bis in die verkrampften Hände und Füße ausstrahlt. Ein Anblick des Erbarmens! Ecce homo! Unerhörtes Einfühlungsvermögen, ohne das Erleben eigenen Leids nicht erklärbar, kennzeichnet gerade die besten Werke der letzten zehn Jahre. In ihnen wächst der einfache Herrgottschnitzer aus dem Rahmen bloßer Volks- und Handwerkskunst weit hinaus, und als schlichter Mensch verläßt er auch geistig den dörflichen Lebenskreis in Richtung umfassender christlicher Menschen- und Weltdeutung.

Aus solcher Lebensleistung tritt uns Zeitlosigkeit entgegen. Da bedeutet es nichts mehr, daß Heinrich Starmann sich im großen Umriß an frühere Vorbilder hält. Dafür verstand er sich im Sinne mittelalterlicher Künstler als Diener seines Auftrags, nach bestem Vermögen zur christlichen Erbauung beizutragen. Insofern schuf er nur wenige Varianten der Grundform, sondern versuchte unablässig und mit Erfolg, die Aussagekraft seines Grundmodells zu vertiefen. Er konnte und wollte formal gar kein Revolutionär und Neuerer sein. Für ihn war die Welt heil; denn er begriff zeitlebens



Letzte Schaffenszeit (Osterfeine)



Letzte Schaffenszeit (Osterfeine)

Christentum, Heimat und persönliches Leben eher statisch als dynamisch. Darum auch bediente er sich der ruhigen bäuerlichen Menschen seiner Umgebung als Vorbild. Ihre klaren Gesichtszüge kehren im Schnitt von Christi Antlitz wieder. Nicht einmal im Krampf der Qual verliert das geschundene Haupt hier seine merkwürdig vertraute Identität. Wer gar die gegenwärtige Haar- und Bartmode dazudenkt, erlebt eine verblüffende Spiegelung.

Die überaus zahlreichen Schöpfungen des Herrgottschnitzers von Nellinghof sind weit verbreitet, etwas massierter begegnet man ihnen im Raume Neuenkirchen von Damme bis Ankum-Fürstenau zum Emsland hin. Das Gesamtwerk von Heinrich Starmann ist außerdem so eindrucksvoll, daß man an ihm nichts hochzustilisieren braucht. Die nächsten Freunde ahnten lange die menschliche und künstlerische Bedeutung des Mannes, wenn sie ihm an der Werkbank zusahen. Dort machte stiller Fleiß ihn groß, und handwerkliche Beharrlichkeit im Ringen um den Ausdruck ließ ihn im Werk selber wachsen. Daß er im Schatten des modernen Kunstbetriebes lebte, war ihm bewußt, kümmerte ihn aber kaum, weil er, der mit den Wurzeln seiner Existenz tief im alten Kulturboden des Oldenburger Münsterlandes lebte, aus der warmen Geborgenheit der Heimat seine Kraft zog.

Im Schaffen von Heinrich Starmann verdichten sich noch einmal die historischen Kräfte unserer Kulturlandschaft. Deswegen nimmt es eine Schlüsselstellung in unserer Zeit ein. Eine umfassende Dokumentation ist längst fällig, zumal ein zeitlich und geographisch gegliederter Katalog erhalten ist. Vielleicht auch sollte ein Musterexemplar von Starmanns Kruzifixen den Weg ins Museumsdorf finden. Jedenfalls hat die Heimat hier eine Verpflichtung. Die Aufgabe wartet!

Farbholzschnitte als Ausdrucksträger

Ein Bericht über Bert Niemeyer, Vechta

VON JURGEN WEICHARDT

Ein Mann, der wenig Aufhebens von sich macht, ein Künstler, der kein Aufsehen erregt und an dem man im Lande Oldenburg — und mindestens nur hier — doch nicht vorübergehen kann, das ist Bert Niemeyer, Maler, Zeichner, vor allem aber Holzschneider in Vechta, zugleich gegenwärtig einer der beiden künstlerischen Inspiratoren des Kunstvereins Kaponier. Niemeyers Biographie weist einige bemerkenswerte Punkte auf, auch wenn sie bisher kaum für die Beurteilung seiner künstlerischen Arbeit fruchtbar gemacht werden konnten: Er ist Niederländer, 1935 in Hilversum, Holland, geboren. Als sein Vater 1939 Kolonialbeamter in Djakarta wird, muß der Vierjährige nach Indonesien mitgehen, wo seine Familie 1941 bis 1945 in ein japanisches Internierungslager kommt. Nach Kriegsende wird Bert Niemeyer in den Niederlanden zur Schule geschickt, 1949 aber bereits wieder nach Djakarta geholt, wo er bis 1951 bleibt. Dann erst erfolgte die endgültige Rückkehr nach Holland.

Diese Erlebnisse haben gewiß keinen unmittelbaren Einfluß auf die künstlerische Entwicklung gehabt, wenn sie vielleicht auch ganz allgemein die Sensibilität gefördert haben oder auch die große Ruhe und Zurückhaltung, die den Menschen Bert Niemeyer auszeichnet.

Er hat es in den Niederlanden nur drei Jahre ausgehalten. Vielleicht entsprach es einer unausgesprochenen Neigung für expressionistische Kunst — nicht für die ihm fremdere de Stijl-Bewegung, daß Niemeyer 1954/1955 bei Erich Heckel studierte, einem Wegbereiter des Expressionismus und selbst ein Monument dieser Stilrichtung. Heckel gehörte 1907 zum Kreis der jungen Brücke-Maler, die in Dangast für einige Sommer Fuß fassen konnten. Für das Werk von Bert Niemeyer ist dieser Studienbeginn bei Heckel von doppelter Bedeutung gewesen: Einmal wurde die Beziehung zum Expressionismus geschaffen, der in modifizierter und aktualisierter Weise die frühen Arbeiten von Niemeyer zu beherrschen scheint; zum anderen hat Niemeyer bei Heckel die Anfangsgründe des Holzschnittes gelernt.

Die wichtigsten Jahre des Studiums verbrachte der Künstler in Hamburg, wo er bei Prof. Willem Grimm an der Hochschule für bildende Künste hörte und arbeitete. 1961 fand er auf der Liebfrauenschule in Vechta eine günstige Stellung, die ihm auch noch Zeit ließ, künstlerisch produktiv zu sein. Diese Problematik des Doppelberufs hat Bert Niemeyer so wenig verhindern können wie die meisten anderen Hochschulabsolventen. Entscheidend ist stets die Zeiteinteilung.

Allerdings hat sich Niemeyer in den folgenden Jahren kaum um eigene Ausstellungen bemüht, während er etlichen anderen Künstlern Ausstellungsmöglichkeiten im Kunstverein Kaponier verschaffte. Das liegt wohl nicht nur an der naturbedingten Zurückhaltung des Künstlers, sondern auch an der Skepsis gegenüber dem eigenen Werk. Eine abgeschlossene

Arbeit ist ihm kein Gegenstand des langen Nachdenkens mehr, auch nicht einer zufriedenen Betrachtung. Es wird vielmehr weggelegt, damit der räumliche wie geistige Platz für neue Arbeiten geschaffen wird. So hängen in seiner Wohnung kaum Bilder eigener Produktion. Die Distanz, die Bert Niemeyer gegenüber dem eigenen Werk einnimmt, beruht nicht auf Angst, die Arbeiten könnten einer — auch eigenen — Kritik nicht standhalten, sondern auf der Sättigung, die intensive Arbeit an einem Objekt nach sich zieht.

1963 und 1966 hatte er Einzelausstellungen in Hamburger Galerien (Elmenhorst und Hamburg 13, an dieser hat auch Karl Schwoon mitgearbeitet, der die Ausstellungspolitik in Oldenburg in den ersten Jahren nach dem Krieg recht nachhaltig beeinflusst hat). 1964 gab es im Studio für zeitgenössische Kunst in Oldenburg eine Ausstellung und zuletzt 1972 in der Galerie Wildeshausen und im Paula-Modersohn-Becker-Haus in Bremen.

Zwischen dem Schaffen auf der Hochschule und dem dann in Ausstellungen präsentierten Werk liegt wenigstens zeitlich ein recht großer Einschnitt. Aber ob dieser auch stilistisch bedeutsam war, läßt sich nur vermuten. Die ersten großen Holzschnitte in Schwarz-Weiß tragen deutliche Spuren der Expressionismus-Erfahrung, wobei Niemeyer natürlich die Formen und Arbeitsweisen nicht direkt übernommen, sondern mit aktuellen Tendenzen kombiniert hat. So zeigen diese frühen Holzschnitte von 1961, die unter dem Zyklenthema „Menschenmassen“ stehen, deutliche tachistische Einflüsse. Nun ist der Tachismus, amerikanisch „action painting“ — eine hier unpassende Bezeichnung —, kunsthistorisch als „abstrakter Expressionismus“ qualifiziert worden, so daß sich in den Arbeiten von Bert Niemeyer zu Recht die aktuelle und die traditionelle Linie treffen. Expressionistisch im traditionellen Sinne ist die Themenwahl — „Menschenmassen“ — und die Realisation eines solchen Themas im Holzschnitt, der kaum starke emotionale Kräfte freizusetzen scheint. Aber Niemeyer beweist mit den ersten Arbeiten das Gegenteil. Er kann bei starker Abstraktion des Themas eine ungewöhnliche Dichte eines Schwarz-Weiß-Kontrastes aufs Papier bringen, daß die Formen allein zu wirken scheinen. Die Abstraktion dominiert, auch wenn eine thematische Vorstellung am Arbeitsbeginn gestanden hat.

Wie aber Niemeyer das Dunkel der schwarzen Massen ordnet, Gliederungen in die Fülle von kaum fixierbaren Einzelformen legt, ist typischer Tachismus. Erst allmählich öffnen sich dem Blick Schneisen in den Menschenmassen, und im besten Falle werden diese sogar in rhythmisch bestimmte Gruppen zusammengefaßt, wobei der Rhythmus aus dem Arbeitsprozeß herausgekommen scheint und nicht als äußerliche Struktur auf die schwarze Fläche gelegt ist. In dieser rhythmischen Ordnung läßt sich durchaus ein agens des Künstlers sehen, das auch andere Grafiken später bestimmt hat.

Die ersten Arbeiten zeigen praktisch keinen Raum. Sie wirken flächig. Erst in einem Blatt, wo das Schwarz zugunsten des Weiß stärker zurückgedrängt worden ist und dadurch viele Zwischentöne entstanden sind, die Bert Niemeyer bewußt zu Differenzierungen eingesetzt hat, bekommen die kleinen Einzelformen ein größeres Volumen.



Menschenmassen

Alle Fotos Zurborg, Vechta

Hier finden sich die Ansatzpunkte zu einer zweiten Werkphase, in der — noch immer in Schwarz-Weiß — die figurativen Formen stärker herausgearbeitet worden sind. Zunächst vielleicht als eine Menschengruppe, wobei Hell und Dunkel die Personen unterscheidbar machen. Allerdings sind diese Figuren nicht deutlich zu konturieren. Niemeier hat sie — wie auch später — stets in einem Umraum eingespannt, vielleicht in der richtigen Erkenntnis, daß der Mensch ohne Umgebung gar nicht existenzfähig ist. Allerdings wirkt dieser Umraum so stark, daß Einzelformen der menschlichen Gestalten nicht identifizierbar sind, ausgenommen Beine und — grob gesprochen — Rumpfe.

Bert Niemeier hat also die tachistischen Einflüsse relativ schnell überwunden, und zwar in Richtung auf figurative Darstellungen. Für einen Augenblick könnte hier die Gefahr auftauchen, daß er sich damit dem alten Expressionismus wieder unziemlich genähert habe. Aber Niemeier verfolgt seinen Weg konsequent.

Er wählt sich ein Thema, das seine Grundkonzeption in der Grafik am besten spiegeln kann und ihn über Jahre hinweg begleiten wird: Mensch und Auto. Allerdings interessiert ihn weniger der Inhalt dieser unzertrennlichen Kombination als vielmehr die ganz unterschiedlichen Möglichkeiten der Formgebung. Erst sehr viel später — 1971 — wird das Auto deutlicher als ein Konsumartikel dargestellt, erhält also die Grafik eine kritische Note. In der Gegenüberstellung sind die Formen des Technischen glatt, hart, scharf konturiert und genau bezeichnbar, offensichtlich also ohne Leben, während die menschlichen Formen weich, kaum faßbar, wandelbar und damit vieldeutig sind — kurz lebendig und demnach zur technischen Form kontra-

stierend. Hier klingt Niemeyers Grundmotiv an, das später auch noch andere Darstellungsformen gefunden hat.

Ein ganz bedeutender Einschnitt in formaler Hinsicht war 1966 der Beginn mit der Arbeit am Farbholzschnitt. Mit dem Einsatz verschiedener Farben hat Niemeyer mehreres gewonnen: Malerische Lebendigkeit, Farbkontraste, vor allem aber Räumlichkeit im Bild und Deutlichkeit des Dargestellten. Nun sind Hauptmotive von ihrer Umgebung klarer abzulösen, die Figur, auch wenn sie weiterhin abstrahiert bleibt, präziser zu umreißen.

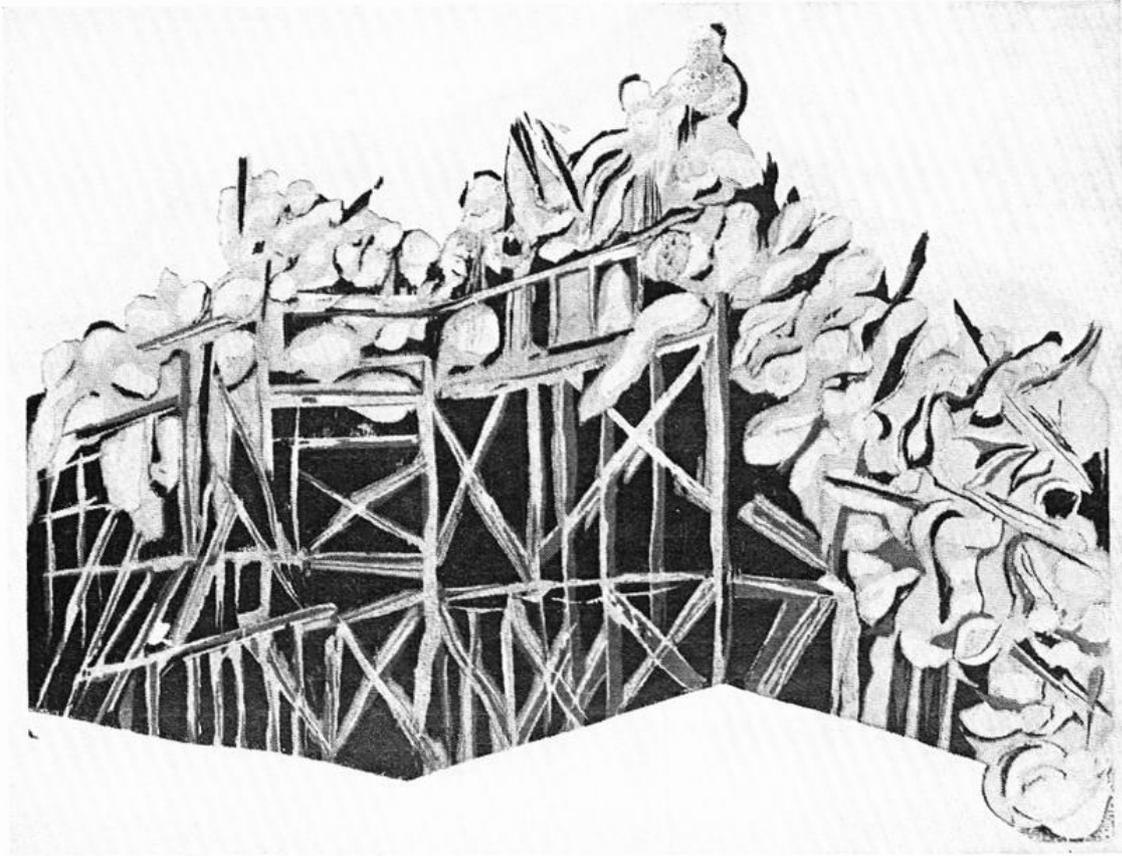
Von vornherein hat Bert Niemeyer eine ganz charakteristische Farbgebung benutzt, die fast alle seine Bilder auszeichnet: Ein weicher Gesamtton überlagert alle Differenzierungen. Diese sensible Oberflächengestaltung hat er schon bei den Schwarzdrucken experimentiert und dabei eine Nuancenvielfalt erhalten, die den einfachen Schwarz-Weiß-Kontrast zugunsten einer schwarzen Farbigkeit aufhob. Bei den Farb-Holzschnitten verbindet der Grafiker diese weiche Druckweise mit häufigem Überdrucken, was zu gebrochenen, in ihrer Haut sehr sensiblen Tönen führt. Diese Differenzierungsvielfalt muß man beachten, wenn man viel zu oberflächlich sagt, in den Arbeiten dominieren die Farben Rot und Blau und deren Mischungsprodukt Violett.

Das räumliche Element, das diese neuen Drucke von Bert Niemeyer auch bestimmt, wird bis 1970 nicht von der Perspektive gebildet, sondern allein von den verschiedenen Farben und deren formalem Zusammenhang. Da die Gegenstände jetzt etwas leichter zu benennen sind, wird auch ihr räumlicher Charakter visuell. Zunächst wird er greifbar bei den schräggestellten technischen Formen und bei den volumenhaften Ansätzen der Gestalten. Dann aber — in den Arbeiten von 1971 und 1972 — werden regelrechte räumliche Motive erarbeitet.

Kann man bis zu den Blättern von 1967 davon sprechen, daß Bert Niemeyer die Erfahrungen des Schwarz-Weißdruckes auf die Farbholzschnitte übertragen hat, so macht er sich um 1968 auf die Suche nach neuen Motiven. Darum läßt sich die Grafik dieses Jahres kaum unter einem Nenner sehen; sie alle vermitteln neue Ausgangspunkte für eine fruchtbringende Arbeit, auch wenn sich der Künstler am Ende nur für eine Folge entschieden hat.

Gemeinsam ist diesen Blättern des Jahres 1968 der Kontrast von geometrisch-konstruktiven, fast technischen Formen und den zellenartigen Formen des Lebens, nicht mehr fixiert auf menschliche Gestalten, aber doch Ähnliches andeutend. In gewisser Weise hat hier Niemeyer auf ältere Arbeiten zurückgegriffen, etwa auf die Bilder „Menschenmassen“, wobei allerdings die einzelne Form deutlicher herausgestellt wird. Nur in dieser Zwischenphase gibt es auch Abweichungen von der Farbgebung. In einem Blatt, das offensichtlich etwas Automatenhaftes darstellt, werden die Farben grell, dick, ungebrochen aufgetragen. Eine auffällige Ausnahme, die jene für den Künstler so typische Sensibilität vermissen läßt.

Eine weitere Gemeinsamkeit ist die zentrale Kompositionsweise mit einem dominierenden Bildmittelpunkt. Sie gibt diesen Blättern einer neuen Abstraktion einen festen Halt, eine verbindliche Ausgangsbasis, von der aus Kreuzformen ebenso wie Phantasieformen entstehen können.



Tribüne

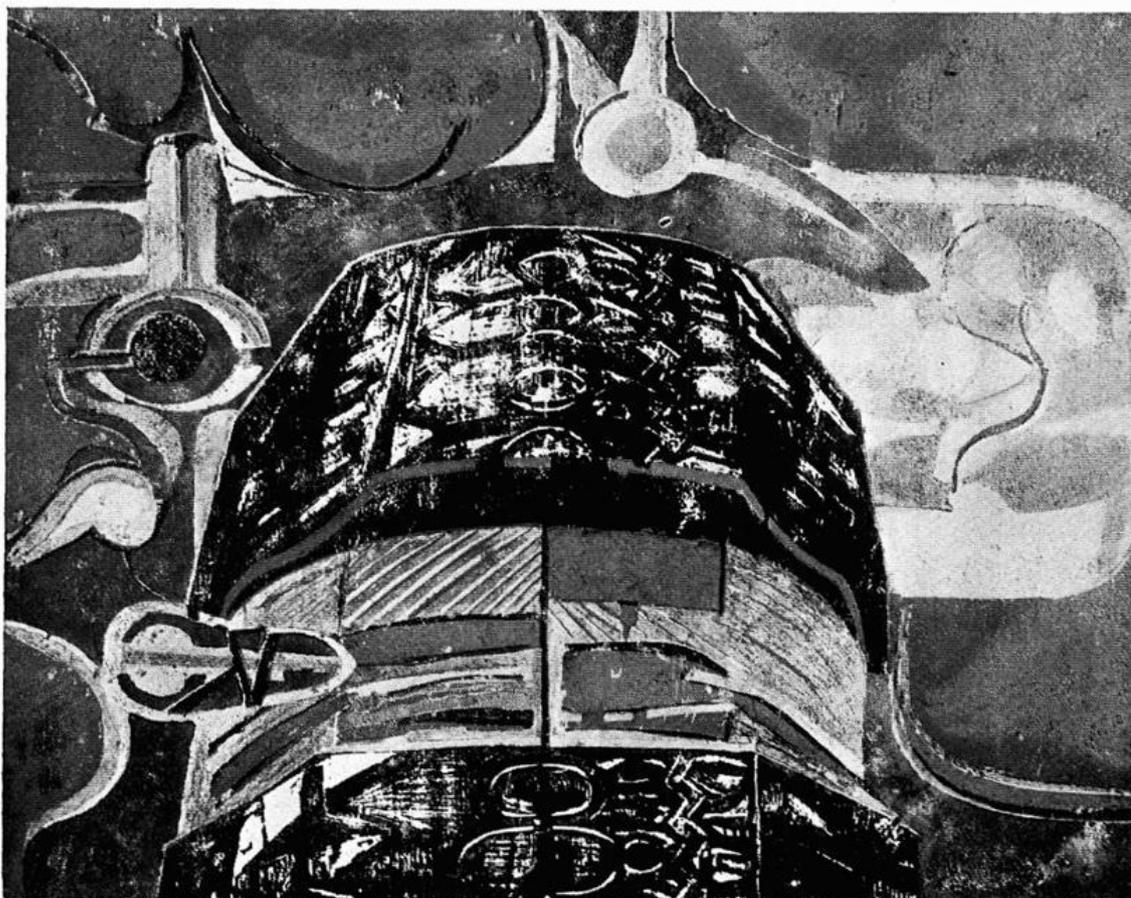
Auffällig ist ferner bei diesen Blättern ein leichter Hang zur Ornamentik. Die lebhaften Kleinformen schließen sich zu festeren größeren Einheiten zusammen und dadurch wie durch den zentralen Aufbau ist eine ornamentale Figur geschaffen worden, die dann zur Gefahr werden kann, wenn die übrigen visuellen und ästhetischen Probleme reduziert werden. In dem Augenblick, als Bert Niemeyer mit seinem Tribünenbild zur alten Thematik zurückfindet — der Gegensatz zwischen technischen, harten und weichen, lebendigen Formen —, hat er sich die Grundlage für einen neuen Motivreigen geschaffen: Das Technische wird auf das Motiv des Gerüsts, des Bauwerks, später des Kastens reduziert, die menschlichen Gestalten sind zu einfachen, im Detail nicht aufschlüsselbaren Formen abstrahiert worden, doch beide Gruppen scheinen in einem ständigen Kampf miteinander zu stehen. Bei diesem Tribünenbild mit seiner starken Diagonale und seinem transparenten Gerüst werden auch die Gefahren vermieden, die die Bilder von 1968 bedroht hatten: Verlust der Räumlichkeit und ornamental-zentraler Aufbau.

Diese Gefahren bestehen auch bei solchen Blättern nicht, die einen Gegenstand einigermaßen real wiedergeben — etwa einen Autositz mit einer Figur darauf. Ein anderes Bild hatte eine Werbefotografie zur Grundlage, die Bert Niemeyer jedoch nicht simpel übertrug, sondern in Form und Format verfremdete und in eine seiner typischen Kompositionen integrierte: Das Bild eines Gürtelreifers, der die ganze untere Hälfte des Druckes einge-

nommen hat. Bei dieser Arbeit wird stärker als in den übrigen Farbholzschnitten auf Schwarz zurückgegriffen, was der Arbeit eine gewichtigere, scheinbar vertiefende Wirkung gebracht hat.

Auch zum Thema Auto gehört eine der skurrilsten, merkwürdigsten Arbeiten, die das Innere eines Wagens mit einer zerschossenen Frontscheibe zeigt. Abgesehen davon, daß hier die Farben wieder etwas härter geworden sind, was eine Ausnahme ist, muß vor allem der Hell-Dunkel-Kontrast und die eigenwillige Räumlichkeit betrachtet werden. Dieses Bild arbeitet erstmals mit der Farbe Blau als Tiefenfarbe, die die Außenwelt kennzeichnet, freilich mit hellen und schwarzen Brüchen, wo das Durchschuß-Motiv angesetzt worden ist. Das Autoinnere dagegen ist dunkel und rot gehalten, die Farbe der Nähe. Der farbperspektivisch richtige und nicht expressionistische Einsatz von Rot und Blau scheint die Distanz zwischen innen und außen noch zu erweitern.

1970 beginnen dann die Kastenmotive, praktisch Arbeiten mit einem durch Seiten festgelegten Raum. Man kann diesen insofern als real ansehen, weil er nicht mehr Räumlichkeit bezeichnen will als sich selbst. Dieses Kastenmotiv führt den alten Kontrast fort: tote Formen geometrischer, technischer Art gegen amorphe, lebendige Formen, die schwer umschreibbar sind, zu stellen. Dieses Wechselspiel hat Bert Niemeyer mehrfach abgewandelt: Einmal umfassen die Kästen die quellenden Formen, dann können diese sich



Reifen

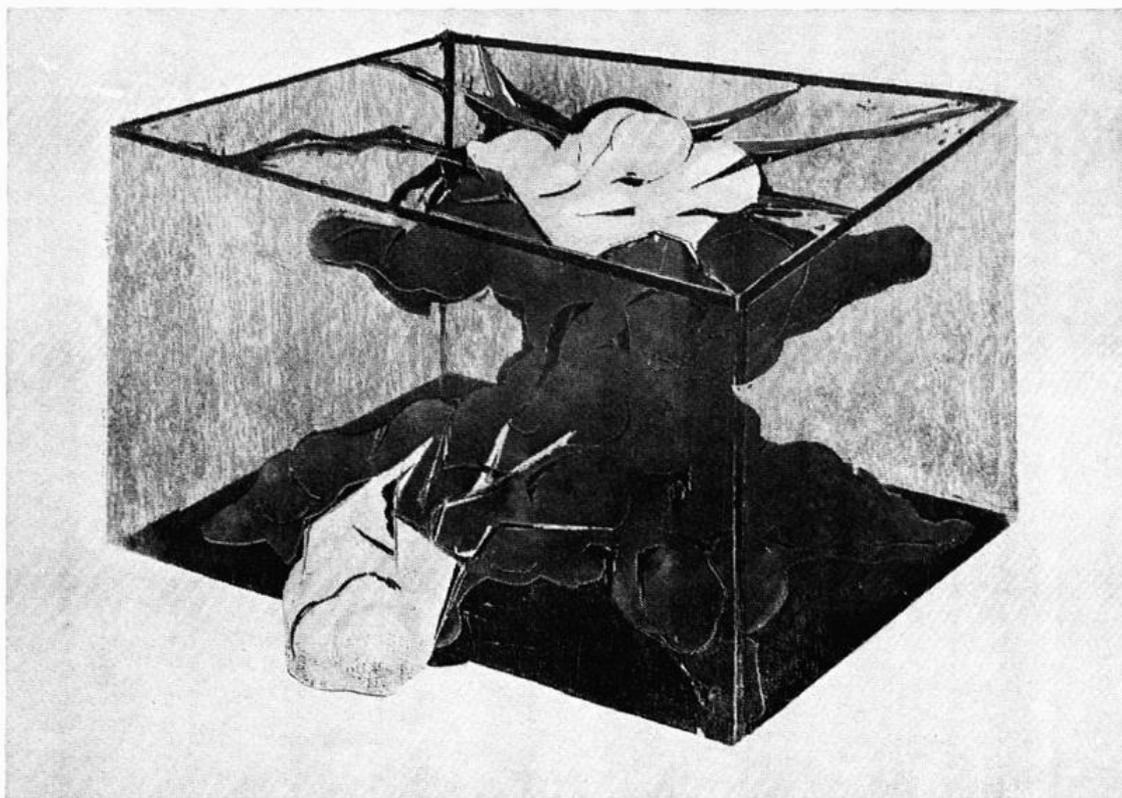


Scheibe

aus der Begrenzung befreien, indem sie aus dem Kasten herauszufließen scheinen. Hier wird deutlich auf eine Art von Selbstbefreiung angespielt, auf eine Überwindung der von der Technik festgelegten Grenzen. Wie das zu verstehen ist, kann man verschieden auslegen.

Eine andere Variante zeigt einen transparenten Kasten, bei dem die Binnenformen stärkere visuelle Bedeutung haben. Hier finden sich die Ansätze für eine Kastenreihe, die geöffnet ist, in der aber die lebendigen Formen gebändigt scheinen. Eine Darstellung erinnert an Hähnchen-Grills oder an Mastställe, wo gleichartige Formen nebeneinandergesetzt worden sind. Hier eigentlich erfährt das Grundmotiv eine entscheidende Abwandlung, weil nun die gegen das geometrisch-technische Gerüst gerichteten Kräfte zu unterliegen scheinen. Spätere Kästen-Beispiele ironisieren diesen Kontrast — der formal beibehalten wird — geradezu, wenn die Außenwände dieser Kastenformen aus ausgeschnittenen menschlichen Figuren zu bestehen scheinen.

Doch gewonnen wird mit diesen Arbeiten ein doppelter neuer Ansatz: Einmal der Durchbruch zu exakt bestimmbar Figuren, zu einer klaren Gegenständlichkeit, abgelöst von den letzten expressionistischen Relikten,



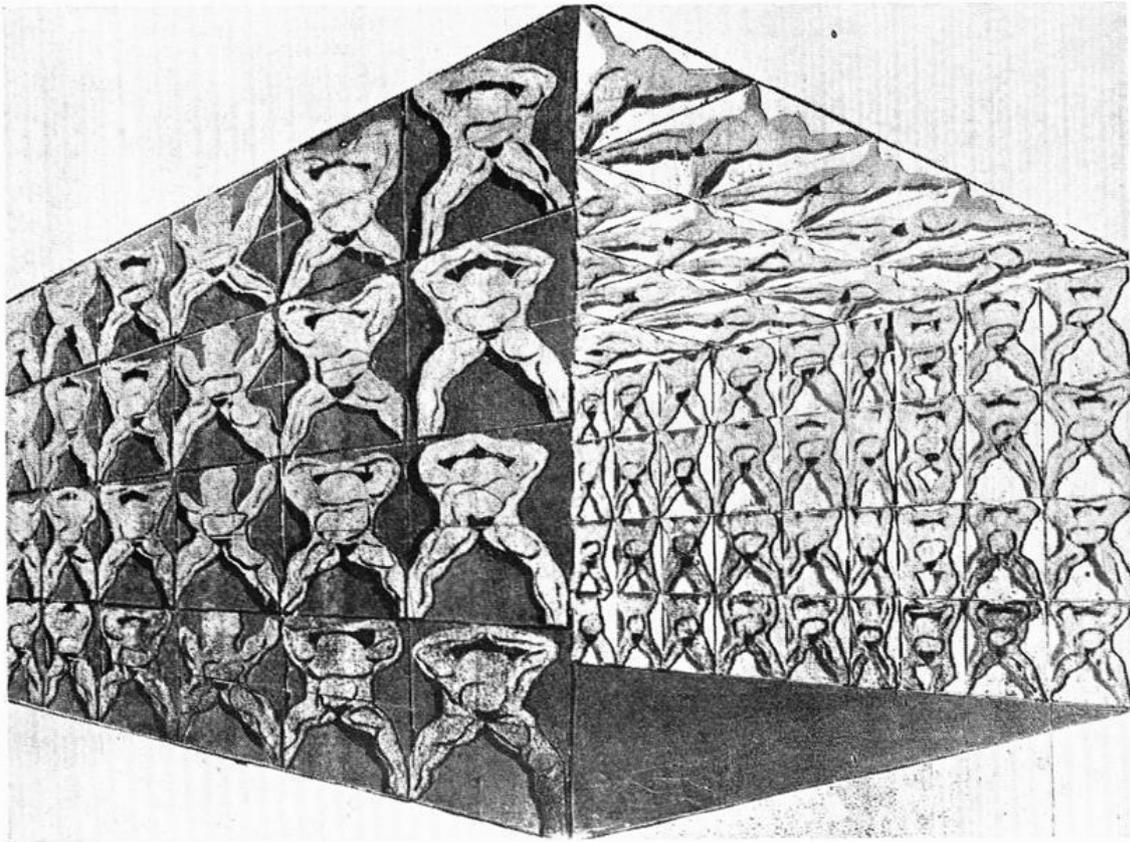
Kasten

dann das Motiv des Seriellen, das Niemeyer nicht nur flächig zu verwenden versteht, sondern auch diagonal und perspektivisch schräg. Auf diese Weise — etwa bei den Kastenwänden — vermeidet er eine Aufgabe des Raumes, der in den letzten Arbeiten so deutlich ausgeprägt worden war.

Noch mit einem anderen Hilfsmittel bringt Niemeyer Bewegung und Abwechslung in das Motiv des Seriellen: Er erreicht Tiefe, indem er ganz kontinuierlich die Figurenreihe zum Bildmittelpunkt hin anwachsen und von dort wieder abnehmen läßt. Dadurch erscheint die ganze Reihe gebogen, die Seiten liegen offenbar tiefer als die Bildmitte.

In den letzten Arbeiten geht Niemeyer von figurativ-gegenständlichen Bildinhalten aus, die praktisch in zwei Ebenen angeordnet sind: Hinten eine serielle Wand aus kleinen Körperformen, vorn ein zu dieser nun schon fast leblos gewordenen Fläche eine einzelne große Hand — ein humanes Detail, das eine bestimmte Geste auszudrücken scheint: Halt oder Warnung einerseits und im anderen Falle Schutz den anderen Elementen.

Man wird nicht sagen können, daß Bert Niemeyer mit diesen jüngsten Blättern an ein Ende gekommen ist, auch wenn er selbst eine schöpferische Pause machen und sich mit einer anderen grafischen Technik beschäftigen will. Tatsächlich gehen beim Holzschnitt — auch wenn er noch so exzellent ausgeführt worden ist — manche Feinheiten in der Linienführung verloren. Doch gerade um die Linie will sich Niemeyer in nächster Zukunft bemühen.



Kasten

Die Wirkung seiner Holzschritte beruht nicht nur auf ihrem Inhalt, sondern auf der wiederholt schon angedeuteten Farbigkeit, deren weicher Mischton aus häufigem Überdrucken resultiert, wobei die Nuancenvielfalt, die Niemeyer erzielen kann, immer wieder überrascht.

Genauso wichtig wie die farblichen Ergebnisse sind die Aussagen, die Bert Niemeyers Grafik andeuten, die von der Grundkonzeption vorbereitet, von den einzelnen Motiven und Themen dann spezifischer ausgeführt worden sind: Die permanente Auseinandersetzung zwischen lebendigen und technoiden Formen, wobei die Sympathie des Künstlers auf Seiten der ersteren stehen, wie die differenzierte Farbwahl beweisen kann, die mit den starren Formen durch ihre Vielfalt kontrastiert. Der Themenbereich „Auto“ hat dieses Fahrzeug als Gebrauchsgegenstand, als Konsumartikel vorgestellt, der freilich fetischartige Züge annehmen kann. Deutlicher noch werden bei den Kastenmotiven die Kontraste Bindung und Befreiung, Zwang und Freiheit, Starrheit und Bewegung herausgestellt — nicht überall in gleicher Deutlichkeit, insgesamt aber doch sichtbar. Die Nähe zum Menschen, auf den sich schließlich diese Aussage beziehen soll, ist in der Formensprache wiederholt nachgewiesen worden.

Bert Niemeyer hat damit den rein formalen Bereich seiner Kunst gesprengt, er kann — wenn auch nicht in unerwünschter agitativer Eindeutigkeit — mit seinen Farbholzschritten gegenwärtige existentielle Probleme darstellen und erfüllt damit eine der wichtigsten Bedingungen für eine zeitgemäße Künstlerrolle.

Aus der Chronik der Gemeinden

des Oldenburger Münsterlandes 1972

(Zusammengestellt nach den Berichten der Gemeinden)

VON FRANZ KRAMER

LANDKREIS VECHTA

- Juli 1972 Bereisung und Anhörung der Gemeinden des Landkreises Vechta durch die Arbeitsgruppe des Nds. Ministers des Innern unter Leitung von Ministerialdirigent Dr. Klein.
3. 7. 1972 Südkreis Vechta mit den Gemeinden Damme, Neuenkirchen, Holdorf, Dinklage, Lohne und Steinfeld und den Gemeinden Vörden, Hörsten und Hinnenkamp.
4. 7. 1972 Nordkreis Vechta mit den Gemeinden Lutten, Goldenstedt, Visbek, Langförden, Bakum und Vechta und den Gemeinden Wildeshausen und Dötlingen.
16. 11. 1972 Wahl des Kreistagsabgeordneten Clemens August Krapp-Vechta zum Landrat.

Gemeinde Damme

Auflösung der Bauerschaftsschulen Haverbeck (gegründet 1706), Bergfeine (1750), Dümmerlohausen (1750/60), Hinnenkamp (1922), Südfelde (1932).

Angliederung eines Frauenoberschulzweiges beim Gymnasium.

1. 3. 1972 Pfarrer Bernhard Kohake nach 20jähriger Tätigkeit in den Ruhestand; 2. 4. 1972 Verleihung der Ehrenbürgerrechte; verstorben am 29. 10. 1972.
10. 7. 1972 Einweihung der neuen Realschule.

Gemeinde Dinklage

Einführung der Orientierungsstufe als erste Gemeinde im Verwaltungsbezirk; 7 neue Klassenräume, Baukosten 900 000 DM; Baubeginn für eine Tagesstätte für geistig- und körperbehinderte Kinder; 1. Bauabschnitt des Rehabilitationszentrums.

1100-Jahr-Feier der Bauerschaft Bünne.

100jähriges Bestehen des Schützenvereins Dinklage.

Gründung der Jugendfeuerwehr; Anschaffung eines 2. Tanklöschfahrzeugs.

Gemeinde Goldenstedt

7. 2. 1972 Beschluß des Rates zur Errichtung der Ostdeutschen Heimstuben in der alten Schule Ambergen.
- Juni 1972 Einweihung des durch den TuS Frisia umgebauten Jugendheims am Huntstadion.

2. 12. 1972 Ratsherr Josef Dierkes 20 Jahre Bürgermeister.
Frühjahr u. Sommer 1972 Herrichtung von Wanderwegen in Tange und im Huntetal, Bepflanzung des Hatzenberges; Beginn einer Heimatchronik in Bildern; Bau eines Modellflugplatzes im Goldenstedter Moor durch den Modellfliegerclub.

Gemeinde Holdorf

15. 2. 1972 Freigabe der neuen Spielhalle.
10. 5. 1972 Einweihung des Sportzentrums (Spiel- und Schwimmhalle); Gesamtkosten 3,3 Millionen DM.
Juni 1972 Beginn des Ausbaus des neuen Erholungszentrums am Heidesee (Wasserfläche etwa 16 ha); Kosten bisher 130 000 DM.
2. 7. 1972 67. Oldenburger Kolpingtag. Aufmarsch von 3000 Kolping-söhnen.
7. 7. 1972 Erweiterung der Gesamtschulanlage um 8 Klassen auf 28 Klassen.
10. 11. 1972 Aufhebung aller ein- und zweiklassigen Schulen; Schule für Schüler aller Bekenntnisse mit Förderschulen in Holdorf und Handorf.
13. 11. 1972 Verwüstung großer Waldflächen, von Gebäuden (Schule); Schaden für die Gemeinde etwa 100 000 DM.

Gemeinde Langförden

14. 3. 1972 Einweihung des Erweiterungsbaues des Feuerwehrgerätehauses.
28. 9. 1972 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Gastwirt Hermann Borgerding.
Sept. 1972 Eröffnung des Kindergartens der kath. Kirchengemeinde für 120 Kinder.
Errichtung einer vollbiologischen Kläranlage für 2350 Einwohnergleichwerte.
Ausbau des Baugebietes „Am Meyerhof“ (120 Bauplätze).

Stadtgemeinde Lohne

- Frühj. 1972 Bereitstellung von 7 ha Bauland in Hopen-West.
Somm. 1972 Erschließung des Industriegebietes in Riessel.
Aug. 1972 Fertigstellung des Erweiterungsbaues der Grundschule im Esch; Kosten 400 000 DM.
Nov. 1972 Wilhelm Dullweber, langjähriger Ratsherr und Bürgermeister, zum Ehrenbürgermeister ernannt.
Nov. 1972 Wahl des Ratsherrn Helmut Göttke-Krogmann zum Bürgermeister.
Dez. 1972 Fertigstellung der Sporthalle beim Gymnasium; Kosten 2 Millionen DM.

Gemeinde Lutten

8. 2. 1972 Ablehnung des Diskussionsvorschlags für die Neugliederung der Gemeinden im Raum Vechta-Cloppenburg mit 7 gegen 4 Stimmen.
- März 1972 Beendigung des 1. Bauabschnitts des Sportstättenbaues mit Schießwällen für den neuen Schützenstand, Kosten 254 281 DM.
4. 8. 1972 Einweihung des neuen Feuerwehrgerätehauses an der Oststraße (Feuerwehr besteht seit 1935); Kosten 111 099 DM.
- Nov. 1972 Fertigstellung des 1. Bauabschnitts für die Erschließung des Baugebietes Siehen Esch, östlich von Lutten, mit 30 Grundstücken; Kosten 238 909 DM.
- Nov. 1972 Wahl des Ratsherrn Otto Themann zum Bürgermeister.

Gemeinde Neuenkirchen

20. 3. 1972 Einführung von Pfarrer Nordmann, Pfarrgemeinde St. Bonifatius.
30. 6. 1972 Pfarrer Studt, Ev. Apostelkirche, tritt in den Ruhestand, Nachfolger Pastor Maas.
19. 8. 1972 Ehrenbürger Pfarrer Janzen gestorben.
- 1972 50 Jahre Fahr- und Reitverein e.V.
- Nov. 1972 Wahl des Ratsherrn Gregor Escher zum Bürgermeister.
7. 12. 1972 Richtfest des Aussichtsturmes auf dem Steigenberg.
3. 12. 1972 Münsterlandtag des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

Gemeinde Steinfeld

Ausweisung Steinfelds als „Zentraler Ort“.

Bau der Schwimmhalle bei der Johannes-Schule.

Aufhebung der Volksschule Harpendorf (gegründet 1696), Anschluß an die Johannes-Schule.

Clemens gr. Holthaus Bürgermeister von Steinfeld.

Einführung von Pfarrer Uchtmann, kath. Gemeinde, Ernennung von Pfarrer i. R. Uptmoor, 30 Jahre Pfarrer in Steinfeld, zum Ehrenbürger.

Bau des „Erholungszentrums Schemder Bergmark“ (Großhotel, 20 Ferienhäuser, Sportanlage).

Industrieanlagen: Neubau eines 2. Werkes der Firma Bergmann für Betonwarenherstellung.

Bau eines 2. Werkes des EWG-Schlachthofes Steinmann.

7. Halle der Firma Boning für Kälbermast und Rindfleischerzeugung, insgesamt 16 600 qm überbauter Fläche.

4. Halle der Firma Nordenia-Kunststoffe.

Stadtgemeinde Vechta

23. 2. 1972 Ostern 1972 Förderklasse für Mädchen an der Landw. Berufs- und Fachschule.
3. 3. 1972 Anlagen zur erweiterten Gewerbeförderung bei der Kreishandwerkerschaft Vechta eingeweiht; Kosten 1,2 Millionen DM.
4. 3. 1972 Tanzturnier um die Deutsche A-Klassen-Meisterschaft in Sanders Tanzcafé.
11. 3. 1972 8. Weser-Ems-Reitpferdeauktion in der Landes-Reit- und Fahrschule.
24. 3. 1972 Gesellenfreisprechung in Vechta.
29. 4. — Kunstaussstellung im Kaponier; Grafiken des Cloppenburger Künstlers Wilfried Kortzinger.
12. 5. 1972
7. 5. 1972 Romberg-Gedenkkonzert in der Aula der PH.
4. 6. 1972 3. Internationale Grasbahnrennen im Reiterwaldstadion.
10. 6. 1972 Non-Stop-Autorennen im Rahmen der Roland-Rallye.
23. 6. 1972 Ausstellung Grafiken von Peter Redeker im Kaponier.
11. 7. 1972 Einweihung der Landwirtschaftl. Berufs- und Berufsfachschule; Gesamtkosten etwa 4 Millionen DM.
21. 7. 1972 Officialat errichtet neues Verwaltungsgebäude, voraussichtliche Baukosten 750 000 DM.
6. 8. 1972 Erster Notarzwagen des MHD im Verwaltungsbezirk, Anschaffungskosten 50 000 DM.
3. 9. 1972 Bezirksfeuerwehrtag auf dem Stoppelmarkt.
- 12.—13. 9. 1972 Norddeutsche Krankenhaustagung in Vechta.
17. 9. 1972 Tag der Heimat; Treffen des Bundes der Vertriebenen im Landkreis Vechta.
30. 9. 1972 75 Jahre St. Josefsheim in Vechta.
1. 10. 1972 Fachhochschule in Vechta; neue Trägerschaft eine von den kath. Ordinarien Niedersachsens gegründete Stiftung.
7. 10. 1972 Reitpferdeauktion in der Landes-Reit- und Fahrschule.
1. 11. 1972 50 Jahre Malerinnung.
3. 11. 1972 Vechtaer Studenten stellen im Kaponier aus.
- Nov. 1972 Gauturntag.
17. 12. 1972 Plattdeutscher Heimatabend in der Festhalle der Landw. Berufsschule.

Gemeinde Visbek

23. 1. 1972 Neue Orgel, Einweihung durch Official Dr. von Twickel, 30 klingende Register, 2196 Pfeifen.
4. 2. 1972 Abend der Heimat, erstmalig vom Heimatverein veranstaltet.
19. 3. 1972 Franz Windeler gestorben, Gründungsmitglied des Heimatvereins.



- 24. 4. 1972 20 Jahre Landjugend in Rechterfeld.
- 2. 5. 1972 Flutlichtanlage auf dem Visbeker Sportplatz.
- 9. 5. 1972 Trophäenschau in Engelmansbäke; Jahrestagung der Jäger des Kreises Vechta.
- 7. 6. 1972 Jahrestagung des Waldbauernverbandes Weser-Ems.
- 17. 6. 1972 Bauerschaft Varnhorn-Siedenbögen 1100jähriges Bestehen.
- 17. 7. 1972 Neues Umspannwerk der Energieversorgung in Wöstendöllen; Kosten 1,4 Millionen DM.
- 25. 7. 1972 Auflösung der Schule Varnhorn (eingerrichtet 1903).
- 27. 8. 1972 Golden-Geest-Volkslauf in Visbek; 750 Teilnehmer.
- 31. 8. 1972 Kreistierschau in Erlte, 120 Pferde, 177 Stück Rindvieh, 35 Sauen, Rassegeflügel, Maschinenschau.
- 11. 9. 1972 Neuer Unfallrettungswagen an die DRK-Gruppe Visbek für den nördlichen Teil des Kreises.
- 23. 9. 1972 Franz Haake, Rechterfeld, Diözesan-Schützenkönig.
- 25. 9. 1972 Eine der beiden Eichen (700 Jahre) beim Opfertisch umgestürzt.
- 30. 9. 1972 Freisprechung von 87 Handwerkslehrlingen.
- 13. 11. 1972 Große Schäden durch den Orkan; u. a. 780 ha Wald ganz oder z. T. zerstört.
- 10. 6. 1972 50 Jahre Musikverein; Leitung und Mitbegründer Hauptlehrer a. d. Georg Fortmann.

LANDKREIS CLOPPENBURG

- Juli 1972 Bereisung und Anhörung der Gemeinden des Landkreises Cloppenburg durch die Arbeitsgruppe des Nds. Ministers des Innern unter Leitung von Ministerialdirigenten Dr. Klein.
- 5. 7. 1972 Südkreis Cloppenburg mit den Gemeinden Cloppenburg, Molbergen, Lindern, Lastrup, Löningen, Essen, Cappeln, Emstek, Garrel und der Gemeinde Wachtum.
- 6. 7. 1972 Nordkreis Cloppenburg mit den Gemeinden Friesoythe, Neuscharrel, Markhausen, Bösel, Altenoythe, Barsel, Strücklingen, Ramsloh, Scharrel und den Gemeinden Gehlenberg und Neuvrees.
- 16. 11. 1972 Wahl des Kreistagsabgeordneten Georg Bührmann-Calhorn bei Essen, zum Landrat.

Gemeinde Altenoythe

- 13. 3. 1972 Einrichtung einer Maschinenwerkstatt der Landwirtsch. Zentralgenossenschaft Oldenburg.
- 1. 4. 1972 Baubeginn des 2. Traktes der Hauptschule; Kosten 1,25 Millionen DM.
- 15. 4. 1972 Delegiertentagung der Soldatenkameradschaften im Oldenburger Kameradenbund e.V.

28. 5. 1972 Weihbischof Böggering konsekriert die Dreifaltigkeitskirche.
 11. 6. 1972 Erweiterungsbau des Feuerwehrgerätehauses; Kosten 33 000 DM.
 15. 6. 1972 Erweiterungsbau des Gemeindeverwaltungsgebäudes; Kosten 135 000 DM.
 30. 7. 1972 Kreisfeuerwehrfest.
 4. 10. 1972 4. Platz im Landeswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“.

Gemeinde Barssel

- Juni 1972 Einweihung eines Kolping-Jugend-Zentrums; Kosten 50 000 DM.
 Aug. 1972 1. Bauabschnitt im Schul- und Sportzentrum; Kosten 1,6 Millionen DM.
 Sept. 1972 Einweihung eines Feuerwehrgerätehauses mit Diensträumen für Schwerpunktstation der Polizei; Kosten 396 000 DM.
 Nov. 1972 Fertigstellung einer Leichenhalle auf dem kath. Friedhof; Kosten: 180 000 DM.
 Ende 1972 Errichtung einer Verbrennungsanlage bei der Firma Nord-Carbon in Elisabethfehn; dadurch Reinigung des Elisabethfehkanals.

Gemeinde Bösel

- 1972 Erweiterung der Gärtnerei Klattenberg-Kulturen von Kameke OLG (Spezialbetrieb für Topfpflanzen) um 2 100 qm beheizbare Hochglasfläche.
 1. 5. 1972 50 Jahre Sportverein Bösel.
 26. 8. — 11. Internationale Musikparade in Bösel; 45 Musikgruppen aus 6 Nationen.
 3. 9. 1972
 4. 10. 1972 2. Preis in der Aktion auf Kreisebene „Unser Dorf soll schöner werden“.

Gemeinde Cappeln

7. 1. 1972 Ansiedlung der Versandschlachtereieroopmann; Erweiterungsbau der Kläranlage.
 20. 2. 1972 20 Jahre Ev. St. Martinskirche; Bischof Harms feiert Dankgottesdienst.
 15. 5. 1972 Einweihung der Mittelpunktschule mit Förderstufe; Kosten dieses Bauabschnitts (Umbau im Altbau, 10klassiger Trakt für die Oberstufe, Pausenhalle): 2,1 Millionen DM.
 17. 11. 1972 August Kokenge-Warnstedt nach 20jähriger Tätigkeit als Bürgermeister in den Ruhestand. Neuer Bürgermeister wurde Theo Renschen.
 15. 12. 1972 Erster ökonomischer Gottesdienst in der kath. Pfarrkirche; Thema: Kampf gegen den Hunger in der Welt.

Stadtgemeinde Cloppenburg

- 5. 3. 1972 Ikonenausstellung in der Wallschule.
- 5. 3. 1972 Feier zum 50jährigen Bestehen des Museumsdorfes.
- 12. 4. 1972 Baubeginn des Hallen- und Freibades an der Hagenstraße.
- 6.— 8. 5. 1972 Marineausstellung auf dem Marktplatz.
- 10.—11. 6. 1972 Verbandstag des Deutschen Siedlerbundes, Landesverband Niedersachsen.
- 22.—23. 9. 1972 22. Internationales Motorrad-Grasbahnrennen.
- 15. 10. 1972 Übergabe des Vita-Parcours (Bührener Tannen).
- 10. 11. 1972 Amateur-Tanzturnier der Junioren-Sonderklasse in den Standardtänzen.

Gemeinde Emstek

- Frühj. 1972 Neuer Glockenturm bei der Ev.-luth. Kirche.
- 28. 5. 1972 Bundesmusikerfest in Bühren.
- Sept. 1972 Neuer Kindergarten in Bühren für 60 Kinder.
- 14. 11. 1972 August Sündermann-Husum Bürgermeister der Gemeinde Emstek.

Gemeinde Essen

- 1. 7. 1972 Abtrennung der Ortsteile Hengelage und Gut Vehr durch das Osnabrücker Gesetz im Zuge der Gebiets- und Verwaltungsreform; 1 600 Einwohner wurden von der Gemeinde abgetrennt.

Stadtgemeinde Friesoythe

- 26. 6. 1972 Besichtigung des Krankenhauses St. Marienstift durch den Nds. Sozialminister Kurt Partsch.
- Sommer 1972 Fertigstellung des Erweiterungsbaues der Volksschule mit Förstufte für Schüler aller Bekenntnisse an der Dr.-Niermann-Straße (Klassen und technischer Trakt); Anschaffung der Ersteinrichtung etwa 400 000 DM; Gesamtkosten 2,5 Millionen DM.
- 12. 12. 1972 Einweihung des Leitungswerkes Friesoythe GmbH & Co. KG, das bisher größte Industrieunternehmen in Friesoythe; Gesamtkosten bis zur Eröffnung etwa 10 Millionen DM; bis 1975 Anstieg auf 300 Arbeitskräfte.
- Nov. 1972 Wahl des Rats Herrn Ferd. Cloppenburg zum Bürgermeister.

Gemeinde Garrel

- 7. 7. — 100-Jahr-Feier der Kirchengemeinde und der politischen Gemeinde Garrel: Dankhochamt; Einweihung des neu gestalteten Ehrenmales; Festakt; Zederpflanzung durch die Partnergemeinde Blêré (Frankreich); Darbietung der Volksschulen; Historischer Festzug mit 46 Bildern aus der Gemeinde.
- 16. 10. 1972 Einweihung der neuen kath. Grundschule.

Gemeinde Lastrup

- 6. 2. 1972 Hengst- und Reitpferdeschau auf dem Hof Klatte-Klein Roscharden.
- 12. 6. 1972 Eröffnung des neuen beheizten Freibades mit Schwimmlehrbecken. Gesamtkosten: 1,85 Millionen DM.
- 4. 7. 1972 Tonius Böckmann deutscher Vizemeister bei den Junioren der Vielseitigkeitsreiter (zum 2. Male).
- 13. 7. 1972 Erweiterung des Kindergartens für 150 Kinder; Kosten etwa 400 000 DM.
- 1. 9. 1972 Teilnahme am Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“.
- 13. 11. 1972 Sturmkatastrophe, hoher Sachschaden; 1 Toter und mehrere Verletzte.
- 31. 12. 1972 Besucherzahl des Frei- und Hallenbades seit Eröffnung 55 000 Personen.

Gemeinde Lindern

- 3. 4. 1972 Eröffnung des neuen Hallenbades; Kosten 675 000 DM; Besucherzahl 1972 50 000 Personen.
- 21. 7. 1972 50 Jahre Sportverein Lindern; Übergabe einer Tribüne für 350 Personen an den Sportverein.
- 4. 10. 1972 Teilnahme am Kreiswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“.
- 13. 11. 1972 Sturmkatastrophe; große Schäden; 1 Toter.
- Nov. 1972 Neuer Bürgermeister Heinrich Lücken-Liener.

Gemeinde Löningen

- Febr. 1972 Neuer Pfarrer der St. Vitusgemeinde Pfarrer Saalfeld.
- März 1972 Einsegnung der Leichenhalle in Bunnan.
- 11. 5. 1972 Festakt zur Eröffnung des Jubiläumsjahres 1972.
- Juli 1972 Einrichtung eines Gymnasiums für Frauenbildung am Gymnasium Löningen.
Weiterer Ausbau der Schmutzwasserkanalisation in Borkhorn und Lönigen-West.
- Okt. 1972 Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Pfarrer Clemens Arlinghaus.
- Dez. 1972 Ernennung des Pfarrers Braunschön zum Pfarrer der Ev. Kirchengemeinde.
Ernennung des langjährigen Bürgermeisters Adolf Richard zum Altbürgermeister. Neuer Bürgermeister wurde Dr. h. c. Kurt Schmücker.
50 Jahre Kapellengemeinde Benstrup.

Gemeinde Markhausen

- 1. 9. 1972 Einweihung des Kindergartens.
- Sept. 1972 Neuer Tanklöschwagen.
Standort für einen DRK-Einsatzwagen.
- Herbst 1972 Erschließung eines neuen Siedlungsgeländes am Ortskern (Schleefeld).
- 13. 11. 1972 Zerstörung der Wälder bis zu 80 bis 90 % durch den Orkan.

Gemeinde Molbergen

- 4. 4. 1972 Gesellenfreisprechung der Kreishandwerkerschaft.
- 7. 5. 1972 125 Jahre Schützenburderschaft St. Hubertus in Ermke.
- 27. 5. 1972 Bundessängerfest des Bundes „Heimattreu“ in Peheim.
- 7. 7. 1972 Eröffnung des „Trimm-Dich-Pfades“ im Feriendorf Dwergte.
- 13. 10. 1972 Einweihung des neuen Feuerwehrgerätehauses in Molbergen;
Kosten: 150 000 DM.

Gemeinde Ramsloh

- 31. 8. 1972 Schulerweiterungsbau beim Schulzentrum in Ramsloh vollendet.
- 15. 11. 1972 Freigabe des Fuß- und Fahrradweges von Elisabethfehn nach Ramsloh.
- 7. 12. 1972 Freigabe der Autobahnzubringer-Auffahrt (Ostfrieslandzubringer zur Hansalinie).
- 1972 Fortsetzung der Kultivierung und Umlegung eines 12 000 ha großen Umlegungsgebietes im Saterland durch das Kulturamt Oldenburg.

Gemeinde Scharrel

- 3. 6. 1972 40. Bundessängerfest des Sängerbundes „Concordia“.
- Juni 1972 Freigabe des Badestrandes am Baggerteich.
- 2. 7. 1972 Zelter-Plakette für den Gemischten Chor „Eintracht Scharrel“, gegründet am 17. 5. 1855.
- Juli 1972 Sprachforscher aus Dänemark im Saterland.
- 13. 8. 1972 Einweihung des neuen Sportplatzes in Sedelsberg.
- 27. 10. 1972 Gemeindedirektor Dumstorf gestorben.
- Dez. 1972 Neue Sakristei in der kath. Pfarrkirche.
- Dez. 1972 Freie Fahrt auf der neuen Straßenbrücke über den Küstenkanal (Ersatz für die 1945 gesprengte Brücke).
Neuer Bürgermeister wurde Ratsherr Kröger.

Gemeinde Strücklingen

- 1972 Erweiterung des Wochenendhausgebietes; neuer Bootshafen; Errichtung einer Turnhalle durch Eigeninitiative des Sportvereins Strücklingen.

Aus der Arbeit des Heimatbundes 1972/73

VON HELMUT OTTENJANN

Herausragendes, alles überschattendes Ereignis in der zu behandelnden Berichtszeit (vom Delegiertentag am 14. Oktober 1972 zu Lönigen bis zur Studienfahrt am 2. September 1973 in das Teutoburger und Osnabrücker Hügelland) war die Orkan-Katastrophe vom 13. November 1972, die auch in Süddoldenburg mehrere Menschenleben forderte, größte Bauwerke zum Einsturz brachte und im Wald landschaftsverändernden, millionenfachen Schaden anrichtete. Die zu diesem Anlaß vom Ausschuß für Umweltschutz und Landschaftspflege im Heimatbund erarbeitete Schrift „Die violette Reihe, Orkan vom 13. November 1972“ nahm zum Ausmaß und zu den sich daraus notwendigerweise ergebenden landschaftspflegerischen und ökologischen Maßnahmen ausführlich Stellung.

Als besonders erfreulich gibt es aus dieser Berichtszeit zu vermelden, daß das seit langer Zeit erwünschte erste „Jugendseminar“ — gemeinsam geplant und einberufen von der Oldenburg-Stiftung und dem Heimatbund für das Oldenburger Münsterland — in den Osterferien 1973 an der Thülsfelder Talsperre mit reger Beteiligung und intensivem Gedankenaustausch erfolgreich durchgeführt werden konnte.

Der **Delegiertentag** am 14. Oktober 1972 in Lönigen wurde sowohl von oldenburgischen Gästen als auch von vielen süddoldenburger Heimatfreunden besucht. Die Besichtigung des „staatlich anerkannten Luftkurorts“ Lönigen einschließlich der jüngst renovierten Saalkirche beeindruckte alle Teilnehmer, und der Gemeindedirektor, Herr Ficker, wußte in seinem anschließenden Vortrag über Lönigens gegenwärtige Situation und zukünftige Gestaltung inhaltsreich zu berichten.

Der 1. Vors. des Heimatbundes, Herr Karl-Julius Thamann, begrüßte alle Gäste und Delegierte und sprach Worte des Gedenkens für die im letzten Jahre verstorbenen Mitglieder. Dem Heimatfreund, Lehrer Warnking, der seit Jahrzehnten Schriftgut über die Gemeinde Lönigen zusammenträgt, überreichte er als Dank und Anerkennung für seine Leistung einen großen Präsent-Teller. Anschließend erfolgte der Jahresbericht 1972/73 durch die Geschäftsführung, einen detaillierten Überblick zur Kassenlage gab der Schatzmeister; auf Antrag der Kassenprüfer wurde sodann dem Schatzmeister, Herrn Rektor Dwertmann, sowie dem gesamten Vorstand einstimmig Entlastung erteilt. Für den erweiterten Vorstand konnten Herr Zeitungsverleger Heinz Josef Imsiecke, Cloppenburg, Herr Verlagsleiter Dr. Uptmoor, Vechta und Herr Oberamtmann i. R. Hellmuth Rehme, Cloppenburg, als neue Mitglieder gewonnen und gewählt werden. Es erfolgte sodann die ausführliche Berichterstattung der einzelnen Ausschüsse im Heimatbund, des Museumsdorfes Cloppenburg und der Heimatbibliothek Vechta; auch über das zum Münsterlandtag zur Auslieferung fertiggestellte Jahrbuch 1973 konnte Auskunft gegeben werden. Herr Rektor i. R. Hans Varnhorst, Vechta, erklärte sich bereit, die Sparte „Laienspiel“ im Ausschuß für plattdeutsche Sprache zu übernehmen, die von Herrn Lehrer Helms bis zu seinem Tode über Jahre betreut worden war.



Ein erfreulich starkes Echo fand der **Münsterlandtag 1972** in Neuenkirchen. Der 2. Vors. des Heimatbundes, Herr Hans Roter, Thüle, begrüßte die über 200 Teilnehmer, und anschließend erfolgte eine Rundfahrt in mehreren Bussen durch Ort und Gemeinde Neuenkirchen, verbunden mit einem Spaziergang durch den Park der Clemens-August-Klinik und zum neuerrichteten Aussichtsturm auf dem Steigerberg. Der 1. Vorsitzende eröffnete im Hotel zur Post den Münsterlandtag und begrüßte unter den Gästen den Nieders. Verw.-Präsidenten, Herrn Eduard Haßkamp, den Vertreter der Oldenburg-Stiftung, Herrn Generalleutnant Uechtritz, die neuen Landräte des Kreises Cloppenburg und Vechta, Herrn Bührmann und Herrn Krapp, die Landtagsabgeordneten Reinke und Stein sowie die Bürgermeister und Gemeindegeldirektoren beider Landkreise. Thamann behandelte in seiner Begrüßungsansprache besonders die Schäden der Sturmkatastrophe vom 13. November 1972 und sagte u. a.: „Der 13. November wurde auch für das Oldenburger Münsterland zu einem ‚schwarzen Tag‘; der orkanartige Sturm vernichtete — nach verlässlicher Schätzung — ca. 70 % der Waldfläche Südoldenburgs, nicht weniger als 5 Menschenleben sind im Kreise Cloppenburg zu beklagen, zahlreiche Gebäude wurden beschädigt oder stürzten ein, darunter ein kulturhistorisch wertvollstes Gebäude wie die im Museumsdorf Cloppenburg fast fertiggestellte Wehlburg aus dem Jahre 1750, Höhepunkt bäuerlicher Profanbaukunst. Die Mehrzahl der Betroffenen sind nicht in der Lage, diesen Schaden aus eigener Kraft zu beheben. Hier richten wir unsere eindringliche Aufforderung an Staat und Kommunen, aber auch an alle von Orkanshäden nicht Betroffenen, schnell und wirksam zu helfen. Wir appellieren an den Gemeinsinn unserer Bevölkerung!“ Anschließend ergriff Präsident Haßkamp das Wort und führte aus: „Wir sind glücklich im Oldenburger Land, daß wir in fast jeder Gemeinde einen Heimatverein haben und die Begriffe ‚Heimat‘ und ‚Heimatspflege‘ ernst genommen werden.“ Haßkamp ging auch auf die Orkanshäden vom 13. November 1972 ein und dankte allen Helfern, die sich sofort bereitgestellt hätten, besonders den Feuerwehren und der Bundeswehr. Er teilte das Hilfsangebot der Bremer Landesbank mit, als ersten Zuschuß 10 000,— DM zum Wiederaufbau der Wehlburg zur Verfügung zu stellen.

Zentrales geistiges Thema des Münsterlandtages bildete der Festvortrag von Herrn Dr. Große-Boymann, Münster, Denkmalpfleger am Bischöfl. Generalvikariat: „Zur Bedeutung der Bau- und Kunstdenkmäler des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts.“ Zu Beginn dieses Vortrages hatte Dr. Ottenjann zu größerer Toleranz in der Wertung vergangener Zeitepochen aufgerufen. Bereits im vorigen Jahrhundert habe man eine verspätete „Bilderstürmerei“ zu verzeichnen gehabt, Kirchenschätze seien aus den Kirchen entfernt worden und gegenüber den Werten der sog. Neo-Stile drohe jetzt die Gefahr einer Wiederholung dieser Handlungs- und Gesinnungsart. Jüngste Beispiele negativer Art (Goldenstedt, Cloppenburg), hatten den Vorstand des Heimatbundes veranlaßt, sich um ein klärendes Wort in dieser Angelegenheit zu bemühen. Kritisch wandte sich Herr Dr. Große-Boymann in seinem Referat gegen den derzeitigen Trend des „Abkanzeln“ der Neo-Stil-Epoche und führte — unter großen Beifall — u. a. aus, daß bei der Restaurierung und Renovierung zahlreicher Kirchen in jüngster Vergangen-

heit viel gesündigt worden sei. Wertmaßstäbe müßten nicht von Geschmacksrichtungen bestimmt werden, sondern nur von Originalität und Qualität und bezogen auf alle abgeschlossenen Kunstperioden, auch auf die Neo-Stile und die moderne Kunst. Jede Kunstperiode sei einzigartig und einmalig. Der Bereich der Denkmalspflege erfordere Enthaltensamkeit vom Eigenschöpferischen. Der Restaurator könne nur Diener sein, niemals Künstler. Herr Dr. Große-Boymann bezeichnete ironisch mit einem Zitat die Geschichte der Restaurierungen und Renovierungen als die „Leidensgeschichte der Kunstwerke“. Ein sakrales Kunstwerk, so stellte er unter Beifall fest, sei von der Intention des Meisters her nicht für museale Gebäude bestimmt. Im Zuge der liturgischen Erneuerung seien viele neo-stilistische Kirchenausstattungen von ausgezeichneter Qualität beseitigt worden. Besser wäre es gewesen, den Weg einer anderen Sinnggebung zu wählen als die Axt zu schwingen. Nach dem Festvortrag folgte der Heimatabend unter dem Motto: „Neuenkirchen stellt sich vor“. Durch dieses Programm führt der Vors. des Heimatvereins Neuenkirchen, Herr Hauptlehrer Prüllage. Über die Entwicklung der Gemeinde Neuenkirchen gab Gemeindedirektor Wienhold einen Überblick. Neuenkirchen hatte allen Heimatfreunden viel zu bieten.

Am 10. März 1973 tagte in Lohne der **erweiterte Vorstand**, um die Vorschläge und Anregungen zur Gestaltung des Heimatbundes für das Jahr 1973 zu erörtern (Wanderfahrt, Studienfahrt, Delegiertentag, Münsterlandtag, Jugendseminar, Veröffentlichungen, Vorhaben der einzelnen Ausschüsse). Herr Dipl.-Gärtner A. Bösterling konnte namens des Ausschusses für Umweltschutz das erste Heft der „Violetten Reihe“ vorlegen, das sich mit den Auswirkungen der Sturmkatastrophe beschäftigte. Herr Bürgermeister Göttke-Krogmann teilte mit, daß der Landkreis Vechta zur Beseitigung der Orkan-Schäden und für Wiederaufforstungen 500 000,— DM zur Verfügung gestellt habe. Der Ausschuß für plattdeutsche Sprache berichtete über seine Bemühungen zur Herausgabe eines Gedichtbandes von Hubert Burwinkel. Nach Beendigung der Tagesordnung erhielten die Teilnehmer einen repräsentativen Einblick in die vom Verlag Schuster in Leer herausgegebene Schallplattenreihe „Niederdeutsche Stimmen auf Schallplatten“. Dieser Verlag wird in der gleichen Reihe auch eine Schallplatte mit Werken süddoldeburger Heimatdichter auflegen.

In den Landkreis Grafschaft Hoya führte am 30. Juni 1973 die **Wanderfahrt** des Heimatbundes, vorbereitet von Herrn Rektor Dwertmann und Herrn Rektor Hellbernd; sie wurde für fast 200 Teilnehmer zu einem heimatkundlichen Erlebnis in eine benachbarte Landschaft mit reicher Geschichte. Besichtigungsziele waren u. a. die Kirche in Twistringem, die Stadt Bassum, das adelige Damenstift neben der Stiftskirche in Bassum und der „Dom von Bücken“. Im Gasthaus von Neubruchhausen fand die Begrüßung der Fahrtteilnehmer statt sowie eine ausführliche Einführung in die Geschichte, Kultur und Wirtschaft der Kreisgraftchaft Hoya durch Herrn Kreisdirektor Engelke. Zur Abwicklung der gestellten Aufgaben tagten in der Berichtszeit auch einige Male der **Vorstand** des Heimatbundes: am 1. November 1972 in Neuenkirchen (Vorbereitung zum Münsterlandtag in Neuenkirchen 1972, Jugendseminar zu Ostern 1973); am 25. Januar 1973 in Visbek (Vorschläge der Arbeit für 1973, Kassenlage, Erhöhung des Münsterlandpfennigs durch

die Gemeinden von 1 auf 2 Pf. pro Kopf); am 26. April 1973 in Schneiderkrug zusammen mit den Vorsitzenden der Ausschüsse (Bericht über das erfolgreich durchgeführte Jugendseminar, Vorhaben der einzelnen Ausschüsse, Bombenabwurfplatz Ramsloh); am 22. Mai 1973 in Ramsloh (Bombenabwurfplatz Ramsloh/Westermoor, gutachtliche Stellungnahme des Ausschusses für Umweltschutz zur Verhinderung eines Bombenabwurfplatzes in diesem Raume, Diskussionen mit den zuständigen Kommunalvertretern und den Vorsitzenden der Bürgerinitiative sowie mit der Presse); am 4. Juni 1973 in Vechta (Bericht über das Jugend-Reflektions-Seminar am 7. Juni 1973 in Thülsfelde, „Rote Mappe“ des Niedersächsischen Heimatbundes, Jahrbuch 1974).

Das Tecklenburger und Osnabrücker Hügelland waren Ziel der ganztägigen **10. Studienfahrt** des Heimatbundes am 2. September 1973 unter Führung von Herrn Dr. Helm. Ottenjann. Ohne das sprichwörtlich gute Wetter beteiligten sich aus dem Oldenb. Münsterland über 120 Teilnehmer mit je einem Bus aus dem Landkreis Cloppenburg und Vechta an dieser Studienreise, die als erstes Ziel das stadtähnliche „Tüötten-Dorf“ Mettingen aufsuchte. Von dort ging es weiter durch das landschaftlich reizvolle Tecklenburger Land zur gleichnamigen „Hauptstadt“, in der einst tecklenburger Grafen residierten, die bis um 1400 ihre Grundherrschaft bis in den nördlichen Kreis Cloppenburg auszudehnen vermochten. Im dortigen Kreisheimatmuseum begrüßte dann auch Museumsleiter Zeller die Cloppenburger in ihrer „einstigen Residenz“ recht herzlich und führte durch das modern ausgerichtete Heimatmuseum. Anschließend erwanderte man Stadt, Schloßruine und Freilichtbühne von Tecklenburg. Früh am Nachmittag ging die Fahrt über Lengerich/Lienen weiter nach Iburg, und dort öffneten sich durch Vermittlung von Herrn Stadtdirektor Hunke für die Südoldenburger die Pforten der einst mächtigen Höhenburg, des späteren traditionsreichen Schlosses Iburg, der Schloßkapelle und des Rittersaales. Die letzte Station und weiterer Höhepunkt der Fahrt bildet die Besichtigung des spätromanischen Osnabrücker Domes sowie die Führung durch die Dom-Schatzkammer unter sachkundiger Erläuterung von Herrn Pastor Dr. Schewe.

Bein wesentlicher Beitrag auf dem Gebiet der Landespflege, des Umweltschutzes, der Naturkunde, der Geschichte und der niederdeutschen Sprachpflege wurde von den einzelnen Ausschüssen im Heimatbund geleistet, wovon nachfolgend kurz berichtet werden soll.

Ausschuß für Umweltschutz (Bericht: Dipl.-Gärtner A. Bösterling). Die Tätigkeit des Ausschusses für Umweltschutz und Landschaftspflege war weitgehendst geprägt von den Auswirkungen des Orkans vom 13. November 1972. Um das Ausmaß dieser Jahrhundertkatastrophe und die Notwendigkeit zu umfassenden Hilfsmaßnahmen zu ergründen, führte der Ausschuß am 16. Dezember 1972 ein Kolloquium an der Thülsfelder Talsperre durch. Die große Resonanz wird außer durch die zahlreiche Beteiligung darin deutlich, daß die Ausführungen zur Meinungsbildung und Meinungsfindung um die Chance einer neuen Umweltgestaltung inzwischen als die „Thülsfelder Gespräche“ bekannt geworden sind. Durch die zahlreichen Presseveröffentlichungen über diese „Thülsfelder Gespräche“ wurde es auch möglich, mit dem zuständigen Minister Bruns in eine sachliche Konfrontation

zu treten. Die Ergebnisse der „Thülsfelder Gespräche“ um einen landschaftsgerechten Wiederaufbau unserer zerstörten Landschaft wurden vom Ausschuß im ersten Heft der „Violetten Reihe“ 1973 niedergelegt. Allein 1000 Hefte dieser Dokumentation konnten an Behörden, Ministerien und Politiker geleitet werden. Es muß nunmehr gelingen, die seinerzeit vorgetragenen Vorschläge der „Thülsfelder Gespräche“ zu Landschaftsplanungen zu konkretisieren und es ist an der Zeit, endlich einheitliche Grundsätze zu einer neuen, gemeinsamen Landschaftsgestaltung unter den noch uneinheitlichen Interessen abzusprechen. Ferner bemühte sich der Ausschuß um Abwendung des geplanten Bombenabwurfplatzes Ramsloh/Westermoor. Es wurde ein umfassendes Gutachten zu den Gefahren erarbeitet, die die Einrichtung eines Bombenabwurfplatzes in diesem Landesteil mit sich bringen würde. Ein Schreiben vom 17. Mai 1973, das an den Nieders. Innenminister und an den Bundesverteidigungsminister gerichtet und allen Fachstellen zur Auswertung zugestellt wurde, konnte u. a. entscheidend zur Abwendung des Bombenabwurfplatzes beitragen.

Aus dem Landkreis Vechta kann über folgende Maßnahmen der Landschaftspflege berichtet werden (Bericht: Dipl.-Gärtner Damke): Um die Auswirkungen des Orkans vom 13. 11. 1972 zu mindern und um eine Wiederaufforstung der Schadensgebiete zu gewährleisten, stellte der Kreistag Vechta einen Betrag von 500 000,— DM bereit. Im Südkreis Vechta befindet sich ein ca. 5 500 ha großes Waldgebiet („Dammer Berge“) unter Landschaftsschutz und im Norden des Kreises Vechta werden gegenwärtig klein- und großflächige Landschaftsschutzgebiete festgelegt. Die Hase-Wasseracht in Cloppenburg baut z. Z. im Einzugsbereich des Fladder-Kanals bzw. des Vechtaer Moorbaches ein Rückhaltebecken aus, den sog. „Polder Lüsche“. Er wird nach Fertigstellung eine Speicherkapazität von rund 1,5 Mill. m³ und eine Wasserfläche von rund 35 ha aufweisen. Die Anlage wird in Zusammenarbeit mit der Unteren Landespflegebehörde derart konzipiert, daß neben den reinen wasserwirtschaftlichen Erfordernissen auch eine Erholungsnutzung dieses Sees möglich sein wird. Zu bemerken ist ferner, daß kürzlich an ein Planungsbüro der Auftrag für die Erstellung eines Landschafts- und Erholungsrahmenplanes für den Raum „Dinklager Becken“ erteilt worden ist.

Ausschuß für Naturkunde (Bericht: Stud.-Ass. J. Hürkamp): Der Ausschuß für Naturkunde führte 1972 zehn Exkursionen sowie fünf Vortrags- und Diskussionsabende durch. Exkursionsziele waren: Eine Birkhahnbalz im Vechta-Lohne-Diepholzer Grenzmoorbereich am 20. April; Ornithologischer Frühgang Lohne—Dinklage am 1. Mai; Dämmer-Exkursion am 13. Mai; Exkursion ins Orchideen-NSG „Reithbruch“ am 19. Mai; Botanische Exkursion ins Stüve-, Neue- und Kokenmühlenbachtal am 31. Mai; Botanische Exkursion ins Herrenholz am 16. Juni; Exkursion in die Molberger Dose am 1. September; Exkursion über den prähistorischen Lehrpfad auf dem Gierfeld am 14. Oktober; 4tägige Exkursion vom 9. bis 12. Juni zur holländischen Vogelinsel Texel. Ferner wurden folgende Vorträge gehalten: Nachthäger auf leisen Schwingen (Aus dem Leben unserer einheimischen Eulen); Vögel in Heide und Moor; Beiderseits der Hunte; Zum Problem „Bisamratte“; Podiumsgespräch zum „Umweltschutz“. Über folgende Themen wurde im

Rahmen der Exkursionen und Vorträge gesprochen, woran sich auch viele Jugendliche beteiligten: Erhaltung und Pflege von Naturgebieten mit Wahrnehmung von Funktionen in der Landschaft, bedeutsam z. B. für Wasserhaushalt, Ornithologie, Jagd und Erholung; Technomorphes Denken bringt unsere Welt in Gefahr; Kritik an Baumaßnahmen und Planungsvorhaben, die das Landschafts- und Lebensgefüge stören oder gefährden; Probleme der Erhaltung der letzten Moore; Öffentlichkeitsarbeit mit der Schrift des Verhaltensforschers Konrad Lorenz: „Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit“; Avifauna unseres Heimatraumes, insbesondere Katalogisierungsarbeiten.

Erfreulich günstig hat sich auch die Arbeit im **Ausschuß für Geschichte** (Bericht: Dr. Hanisch) weiterentwickelt. Die „Historischen Nachmittage“ wurden anhaltend gut besucht. Die Tagungen aus Anlaß der Christoph-Bernhard-von-Galen-Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg, in Wildeshausen aus Anlaß der Probegrabungen auf der „Hoffmannshöhe“ und in Dinklage auf der Wasserburg waren von großer Qualität. Die letzte Tagung führte dann in die historische Nachbarschaft zum Remter Bersenbrück. Für die kommenden Monate sind Fachvorträge einiger Mitglieder über ihre Forschungsgebiete vorgesehen.

Der **Ausschuß für plattdeutsche Sprache und Laienspiel** (Bericht: H. Strickmann) bemüht sich weiter um die Herausgabe einer Schallplatte im Verlag Schuster, Leer, mit Werken unserer südoldenburger Heimatdichter. Eine Manuskriptauswahl wurde dem Verlag unterbreitet, aus Zeitgründen ist dem Verlag die Herausgabe dieser Platte aber erst im nächsten Jahr möglich. Am 17. April 1973 traf sich der Ausschuß im Hause von Frau Elisabeth Reinke zu einer Arbeitstagung, die unter dem Motto stand: Plattdeutsch in der Schrift. Rektor Hans Varnhorst hatte die Tagung vorbereitet und eine umfangreiche Dokumentation erarbeitet, die die einheitliche Schreibweise des Plattdeutschen zum Inhalt hat. War man sich zunächst einig gewesen, eine einheitliche Schreibweise anzustreben, so trafen nach der Tagung zahlreiche Briefe von Teilnehmern ein, die sich dann doch für die freie Schreibweise aussprachen. Noch in diesem Jahre wird der Gedichtband von Hubert Burwinkel „Tüsken Wolken und Wind“ zur Auslieferung gelangen. Der Ausschuß bemüht sich auch weiterhin um Herausgabe eines plattdeutschen Lesewerkes für Schulen. Eine Manuskriptauswahl wurde bereits getroffen und ein Verleger zur Herausgabe des Buches gefunden.

Heimatbibliothek Vechta (Bericht: F. Hellbernd)

Dank der Zuschüsse konnte die Heimatbibliothek Vechta im verflossenen Jahr 1973 ihre Aufgaben voll erfüllen. Neben der Anschaffung der einschlägigen Neuerscheinungen wurden wichtige ältere Werke erworben. Besonders hervorzuheben sind mehrere wertvolle Schenkungen von Freunden und Gönnern der Bibliothek.

Durch Spenden von Herrn Walter Romberg, Vechta und Herrn Andreas Strecker, Georgsmarienhütte war es möglich, eine kleine Gedächtnissammlung der Musiker Bernhard und Andreas Romberg einzurichten. Sie besteht aus Biographien und Notensammlungen, sowie alten Instrumenten zur Kinder-Symphonie von Bernhard Romberg. Für familiengeschichtliche For-

sungen stehen eine Reihe unveröffentlichter Hof- und Familiengeschichten von Herrn Hellmuth Rehme, Cloppenburg neu zur Verfügung.

Inzwischen wurden auch die Verfasserkataloge der Heimatbibliothek Vechta und der Bibliothek des Museumsdorfes vervielfältigt und ausgetauscht, wie es der Geschichtsausschuß vor Jahresfrist anregte. Man kann sich nun in Vechta oder Cloppenburg über den gesamten Bestand der Heimatliteratur im Oldenburger Münsterland und darüber hinaus informieren.

Neben der eigentlichen Aufgabe des Sammelns, Kartierens, Pflegens und Ausleihens ist die Heimatbibliothek immer wieder ein Treffpunkt von Heimatfreunden, die sich hier zur Beratung und zum Gedankenaustausch zusammenfinden.

Der 13. November 1972 bedeutete auch für das **Museumsdorf Cloppenburg** einen schicksalsschweren „schwarzen Tag“, da die starken Fallwinde des Orkans auch die noch im Rohbau befindliche „Wehlburg“ zum Einsturz bringen konnten. Viel Arbeit, Mühe und Geld waren dahin, aber nicht das Bauwerk insgesamt. Ermutigt durch zahlreiche Spenden von Land und Kommunen, von Kulturinstituten und Banken, Freunden und Gönnern, konnte der erneute Wiederaufbau in Angriff genommen werden und auch gelingen, so daß Ende 1973 das Haupthaus Wehlburg im Rohbau erneut erstellt werden konnte. Neben der Aufbauarbeit an der Wehlburg lief stets die Forschungsarbeit am Gesamtprojekt „Wehlburg/Artland“ weiter. Auch 1973 konnten z. B. die siedlungsarchäologischen Ausgrabungen durch Herrn Dr. Dieter Zoller, Rastede, erfolgreich fortgesetzt und abgeschlossen werden. Alle historischen, volkskundlichen und siedlungsarchäologischen Untersuchungen zu diesem Forschungsvorhaben sollen in einer Monographie dokumentiert werden. Sehr erfolgreich entwickelte sich die Besucherbilanz des Museumsdorfes, denn 1972 konnten erstmalig die jährlichen Besucherzahlen eine Viertelmillion übersteigen und für 1973 darf sogar mit einer weiteren Zunahme gerechnet werden. Damit ist das Cloppenburg Freilichtmuseum das Museum mit den höchsten Besucherzahlen in Nordwestdeutschland und das Freilichtmuseum in Deutschland mit der größten Besucherfrequenz überhaupt. Bedrohlich blieb die Finanzsituation der Stiftung „Museumsdorf Cloppenburg“, da das Land Niedersachsen zwar den festen jährlichen Zuschuß von 100 000,— DM auf 200 000,— DM erhöhte, sich aber immer noch nicht zur Übernahme der Personalkosten durchringen konnte. Auf der 50-Jahr-Feier des Museumsdorfes wurde aber erstmalig durch Ministerialdirigent Wilke vom Nieders. Kultusministerium die Übernahme dieser Kosten durch das Land in Aussicht gestellt und jüngst setzte Herr Verw.-Präs. Milde und die in Südoldenburg sich informierende SPD-Fraktion des Landtages für eine Beseitigung der Existenzbedrohung des Museumsdorfes durch Übernahme der Personalkosten durch das Land ein. Auf Grund dieser Äußerungen und Zusagen ist nun das Museumsdorf in der berechtigten Hoffnung, daß das Land Niedersachsen die Personalkosten übernehmen wird und somit eine stetige Arbeit in diesem Nieders. Kulturinstitut gewährleistet wäre. In der „Burg“ Arkenstede zeigte das Museumsdorf wieder drei Ausstellungen im Jahre 1973, alle begleitet von einem umfänglichen wissenschaftlichen Katalog. Die Ausstellung „Christoph Bernhard von Galen und das Niederstift Münster“ wurde von 229 326 Personen besichtigt, ein

klarer Beweis für Attraktivität und volksbildnerisches Bemühen dieses Museums. Als besonders erfreulich darf berichtet werden, daß am 7. Oktober dieses Jahres die Stiftung „Museumsdorf Cloppenburg“ ihre über 10 000 Bände umfassende Bibliothek der Öffentlichkeit zur allgemeinen Benutzung zur Verfügung stellen konnte. Dies war dadurch möglich geworden, daß Mitte des Jahres 1973 das Museumsdorf ein Verwaltungsgebäude außerhalb des Geländes des Freilichtmuseums durch großzügige Unterstützung der Landessparkasse zu Oldenburg erwerben konnte und der Lions-Club Cloppenburg dem Museumsdorf alle notwendigen technischen Einrichtungen für die Bibliothek durch eine großzügige Spende finanzierte. Diese Bibliothek dient nun einerseits der wissenschaftlichen Arbeit des Museumsdorfes, andererseits aber der beruflichen Bildung sowie der Beratung und Ausbildung der Bevölkerung; sie ist jedermann zugänglich innerhalb der Öffnungszeiten (montags bis freitags von 10.00 bis 17.00 Uhr). Die Bibliothek des Museumsdorfes enthält Bücher und Zeitschriften aus folgenden Gebieten: Volkskunde und Soziologie, Heimatgeschichte, Kunstgeschichte, allgemeine Geschichte, Geologie und Geographie, Ur- und Frühgeschichte, Geschichte der Landwirtschaft, Dichtung). Außer der Bibliothek können dem Benutzer noch zusätzlich ein umfangreiches Archiv über Geschichte der Stadt und des Landkreises Cloppenburg sowie vielfältige Archivalien über den ländlichen Raum zwischen Weser und Ems zur Benutzung angeboten werden. Eine enge Zusammenarbeit hat die Bibliothek des Museumsdorfes auch mit der Landesbibliothek zu Oldenburg aufnehmen können wie auch mit der Heimatbibliothek zu Vechta. Genannte Bibliotheken haben untereinander ihre Verfasserkataloge ausgetauscht.

Der Vorstand des Heimatbundes konnte durch viele Vorstandssitzungen und Einzelbesprechungen sein lebhaftes Interesse an der Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen der jüngeren und älteren Generation durch ein Jugendseminar bekunden, erarbeitet und durchgeführt zusammen mit der Oldenburg-Stiftung. Dieses erste Jugendseminar für Oldenburg fand am 12. bis zum 15. 4. 1973 an der Thülsfelder Talsperre statt und dem Wunsch der Lehrgangsteilnehmer entsprechend fand am 5. 7. nochmals im Hotel Seeblick an der Thülsfelder Talsperre ein sog. Reflektionsseminar statt. Das Ergebnis beider Lehrgänge kann folgendermaßen umrissen werden: Nach Auffassung der Lehrgangsleitung (Uechtritz-Oldenburg-Stiftung, Heiko Fleck-Oldenburg, Dr. H. Ottenjann-Heimatbund) ist das gesteckte Ziel des Seminars durchaus erreicht worden, denn es ist gelungen, bei den Teilnehmern das Interesse an der Landespflege und Verständnis für ihre Notwendigkeit zu wecken. Dieses offenkundige Interesse der Jugendlichen verbindet sich aber zugleich mit einer kritischen Einstellung zur Struktur der Oldenburg-Stiftung und des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und ferner mit einer skeptischen Haltung gegenüber allen Heimatverbänden und deren Führung. Hier ist ein klärendes Gespräch auch zukünftig notwendig, um sowohl die Grenzen als auch die berechtigten Wünsche der Teilnehmer aufzuzeigen, und um ferner nach Wegen zu suchen, die eine engagiertere und effektivere Mitarbeit der jüngeren Generation ermöglicht. Der Vorstand ist übereinstimmend der Meinung, daß für die Zukunft mit einer nach Zahl und Art wirksamen Mitarbeit der jüngeren und mittleren



Generation in der Oldenburg-Stiftung und im Heimatbund für das Oldenburger Münsterland nur gerechnet werden kann, wenn es in irgendeiner Form gelingt, diese an der Mitverantwortung und der Entscheidung zu beteiligen. Der Vorstand des Heimatbundes hatte sich in seiner Vorstandssitzung in Schneiderkrug dazu entschlossen, einen von der Jugend zu benennenden Teilnehmer dieses Lehrganges als Beisitzer vollberechtigt in den Vorstand aufzunehmen, und die Jugendlichen begrüßen diese vom Heimatbund gebotene Chance; sie benannten Herrn Richard aus Emstek als zu wählendes Mitglied im Vorstand des Heimatbundes. Es ist zu hoffen, daß durch Fortsetzung dieser Jugendseminare und durch Engagement der jüngeren Generation an unserer Heimatarbeit die gesamte Ausrichtung zeitnah und allumfassend im Sinne eines modernen Heimatbegriffs gestaltet wird.

Am **54. Niedersachsentag** des Niedersächsischen Heimatbundes in Bad Pyrmont nahmen auch einige Mitglieder des engeren und erweiterten Vorstandes des Heimatbundes teil. In der allgemein bekannten und von der Regierung beachteten „Roten Mappe“ des Niedersächsischen Heimatbundes wurden auch Themenkreise aus dem südoldenburger Raum behandelt: „Beim **Dümmer** hat Herr Minister Bruns am Tage des Umweltschutzes die Kläranlage in Lembruch in Betrieb gesetzt und am gleichen Tage auch Staatssekretär Herr Dr. Zill in Mardorf. Beide Orte belasten also die Seen nicht mehr mit ihrem Abwasser. Das Badeverbot für den Dümmer konnte aber noch nicht wieder aufgehoben werden; dazu sind noch die Kläranlagen mehrerer Orte nötig. Zu den Ausscheidungen der **Massentierhaltung** im Landkreis Vechta haben wir uns im vorigen Jahr kritisch geäußert, und das hat dann einigen Wirbel verursacht. Der Jahresbericht der Oldenburg-Stiftung 1972 billigt zwar „Das Pauschalurteil der „Roten Mappe“ nicht im vollen Umfang“, erklärt aber, diese bisherigen Maßnahmen reichten nicht aus, um die sich stellenden Aufgaben auch nur einigermaßen erträglich zu lösen. Die Gefahren dieses immer schwieriger werdenden Problems seien mit allem Nachdruck zu betonen, zumal sich die Umstellung auf Massentierhaltung fortsetze. Es sollten Forschungen durchgeführt werden! Der Oberkreisdirektor in Vechta hat uns als Beitrag zur „Roten Mappe“ einen Tätigkeitsbericht geschickt, darin aber die „Gülle“ nicht erwähnt. Zeitungs- und private Meldungen unterstreichen die Unerträglichkeit der Zustände. Den Landesmuseen hat der Landtag nun doch endlich wieder Mittel für Neuanschaffungen bewilligt. Immer noch bittere Finanznöte ergeben sich aber beim **Museumsdorf Cloppenburg**; das Land hat sich trotz aller Zusagen noch nicht bereitgefunden, den Personalhaushalt zu übernehmen. Der Wiederaufbau der ‚Wehlburg‘ geht aber zügig voran.“

Zu diesen Punkten in der „Roten Mappe“ antwortete Minister Bruns folgendes: „Die **Güllebeseitigung** bereite in der Tat schwere Sorgen, nachdem in den Landkreisen Vechta und Cloppenburg nicht mehr geeignete Aufnahme- flächen für eine landwirtschaftliche Verwertung dieser Abfallstoffe in genügender Zahl zur Verfügung stünden. Es seien deshalb verschiedene Forschungsaufträge für eine umweltfreundliche Beseitigung und auch Weiterverwertung der Abfallstoffe aus der Massentierhaltung vergeben worden. Seit 1971 würden keine Großbetriebe mit Massentierhaltung mehr genehmigt, bei denen die ordnungsgemäße Beseitigung der Abfälle nicht nach-

gewiesen ist. Der Zuschuß für das **Museumsdorf Cloppenburg** wurde von 100 000,— DM für 1973 auf 200 000,— DM erhöht. Die Landesregierung sieht aber ein, daß die Übernahme der Personalkosten durch die Regierung dringend notwendig ist. Daher wird erwogen, den Personal-Haushalt der „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg“ — die Zustimmung des Landtages vorausgesetzt — zu übernehmen. Die Zustimmung des Landtages wird sicherlich erfolgen, ich habe daran keinen Zweifel.“

Arbeiten zur Geographie

des Oldenburger Münsterlandes und benachbarter Landschaften

**Aus dem Geographischen Seminar der Pädagogischen Hochschule
Niedersachsen, Abteilung Vechta.**

VON ANGELIKA SIEVERS

Dieser Beitrag setzt die erste Berichterstattung über Arbeiten zur Geographie des Oldenburger Münsterlandes und benachbarter Landschaften seit dem Jahre 1970 in diesem Jahrbuch fort ¹⁾. Die regional gegliederte Übersicht umfaßt diesmal einen Zeitraum von nur vier Jahren und zeigt — auch qualitativ — eine deutliche Intensivierung auf dem Gebiet genuiner geographischer Landesforschung, an der Studierende (Lehramtskandidaten), Lehrer (nachgeholte Realschulfakultas in Erdkunde) und Mitglieder des Lehrkörpers im Geographischen Seminar beteiligt sind.

Übersicht — landwirtschaftlich geordnet*)

Weser-Ems-Raum:

1. Der Einzugsbereich der Abteilung Vechta der Pädagogischen Hochschule Niedersachsen²⁾

Oldenburger Münsterland und benachbarte Landschaften:

2. Zur Bevölkerungsdynamik Südoldenburgs³⁾
3. Zur Berufspendelwanderung in Südoldenburg⁴⁾
4. Agrarstrukturelle Wandlungen im Oldenburger Münsterland⁵⁾
5. Von der bäuerlichen Veredlungswirtschaft zur agrarindustriellen Massentierhaltung. Neue Wege in der agraren Produktion in Südoldenburg⁶⁾
6. Zur Struktur der Massentierhaltung im Kreis Vechta⁷⁾
7. Zur Problematik der räumlichen Vergesellschaftung von Massentierhaltungsbetrieben⁸⁾
8. Probleme der Abfallbeseitigung bei Massentierhaltung im südoldenburger Raum⁹⁾
9. Landeskundliche Erläuterung von Blatt Vechta der Topographischen Karte 1 : 50 000 (L 3314)¹⁰⁾
10. Zur physischen Geographie des Huntetales im Raum der Wildeshauser Geest
11. Bersenbrück — Zur Stadtgeographie einer westniedersächsischen Kleinstadt
12. Geographische Grundlagen und Funktion der Stadt Diezholz
13. Lohne (Oldb), Struktur einer südoldenburgischen Kleinstadt
14. Zur topographischen Lage Vechtas¹¹⁾
15. Dinklage als Zentrum
16. Die siedlungsgeographische Entwicklung von Essen (Oldb)
17. Garrel — Zur Geographie einer oldenburgischen Geestrandgemeinde
18. Unterschiedliche Ausdrucksformen der Agrarlandschaft auf der Cloppenburg Geest, ein Vergleich zweier bäuerlicher Siedlungen

*) Publiizierte Arbeiten werden am Schluß nachgewiesen („Anmerkungen“)

19. Die Landgemeinde Holdorf (Oldb) im strukturellen Wandel
20. Schwichteler (Oldb) — Zur Geographie einer Bauerschaft
21. Industrieansiedlungen im Agrarraum, dargestellt am Beispiel des Stemweder Gebietes
22. Visbek als dörfliches Zentrum im Oldenburger Münsterland
23. Der Weg der agrarwirtschaftlichen Spezialisierung auf der Visbeker Geest, eine agrargeographische Studie.

Emsland:

24. Die Bedeutung der Erdölwirtschaft für das Emsland
25. Struktureller Wandel im Emsland, dargestellt an einem geographischen Profil von der Ems bei Rühle ins Bourtanger Moor
26. Die geographische Bedeutung des Dortmund-Ems-Kanals
27. Lingen als zentraler Ort im Bereich der emsländischen Erdölindustrie
28. Lingen (Ems) als Beispiel einer modernen Stadtplanung
29. Entwicklung und funktionelle Bedeutung der Stadt Meppen (Ems)
30. Die Entstehung und Entwicklung der Fehnkolonie Papenburg
31. Breddenberg — Zur Entstehung einer Neusiedlung am Rande des Hümmlings
32. Zur agrargeographischen Entwicklung des Raumes um Gersten Krs. Lingen, dargestellt am Beispiel eines bäuerlichen Betriebes
33. Kulturlandschaftliche Wandlungen im Raum der Ems-Geestrandsiedlungen, dargestellt am Beispiel Herbrums Krs. Aschendorf
34. Zur Kulturgeographie des unteren Hasetales, insbesondere im Kirchspiel Herzlake
35. Zur Siedlungsgeographie der nordwestdeutschen Geestlandschaft, dargestellt am Beispiel Lengerich Krs. Lingen
36. Ein geographischer Strukturvergleich zwischen Alt-Walchum und Walchumer Moor (Emsland)

Westliches Weserbergland:

37. Zur physischen Geographie des oberen Hasetales
38. Ein geographischer Vergleich von Wiehengebirge und Teutoburger Wald
39. Ein Dorf im Strukturwandel des Osnabrücker Raumes: Hagen

Drei Themenkomplexe haben ein besonderes Interesse gefunden:

Arbeiten zur Geographie der **kleineren Städte** unseres agrarisch strukturierten Raumes zwischen Weser und Ems (Bersenbrück, Diepholz, Lingen, Lohne (Oldb), Meppen, Papenburg, Vechta (Oldb));

Arbeiten zur Geographie **einzelner Dorf- und Marktgemeinden** des ländlichen Raumes, wobei der häufig hervorgehobene Aspekt des Strukturwandels auf die Gegenwartsprobleme hinweist;

Arbeiten zum gegenwärtigen **agrarstrukturellen Wandel in Südoldenburg**, aus einem gezielten Forschungsschwerpunkt H. W. WINDHORSTS entstanden (Anmerkungen 3, 5—9), der in einem engen Sachzusammenhang mit dem folgenden Projekt steht.

Ein Forschungsprojekt des Geographischen Seminars

Die universitätsferne Lage hat zu einer Vernachlässigung der Landesforschung im Vergleich zu anderen deutschen Räumen geführt, insbesondere auf dem geographischen Sektor (vgl. Sievers, Geographisch-landeskundlicher Schriftumsbericht im Jahrbuch 1971 für das Oldenburger Münsterland). Die gegenwärtigen überaus dynamisch verlaufenden **sozioökonomischen Strukturwandlungen** im nahen Einzugsgebiet der Abteilung Vechta der PHN fordern geradezu zu einer gezielten Teamforschung Lehrender und Lernender auf.

Das Projekt zielt darauf, den Wandel des Agrarraumes im Oldenburger Münsterland (= Arbeitstitel) zu erfassen. Die Forschungsschwerpunkte setzen sich aus zwei Sachbereichen zusammen: aus der Spezialisierung in der Landwirtschaft (Veredlungswirtschaft, Sonderkulturen) und aus der Siedlungsentwicklung im Agrarraum („Zersiedlung“). Als Untersuchungsraum bietet sich die Gemeinde **Langförden** Krs. Vechta an, ein besonders

dynamisches Zentrum der südoldenburger Geestlandschaft vor den Toren der Hochschulstadt Vechta, wo sich die interessante Vergesellschaftung von Formen der spezialisierten Landwirtschaft besonders eindrucksvoll studieren läßt. Die Zielsetzung dieses auf mehrere Jahre konzipierten Projektes besteht:

1. aus einer Untersuchung der natur-, wirtschafts- und sozialgeographischen Faktoren, die zur Konzentration o. a. Wirtschaftszweigen geführt haben,
2. aus der genetischen Erfassung der physiognomischen Umgestaltung des Flur- und Siedlungsbildes,
3. aus der Erfassung der Folgeindustrien in ihrer räumlichen Verbreitung und ihren Einzugsgebieten und
4. aus der Problematisierung von Konzentration und Spezialisierung im Hinblick aus den Untersuchungsraum und die wirtschaftlichen Verflechtungen mit dem nationalen und internationalen Markt.

Es kann erwartet werden, daß diese Zielsetzung sowohl für die geographische Forschung als auch für die Landes- und Raumplanung, für Kommunal- und Landesbehörden, von Interesse und praktischem Wert sein kann.

Die Geographiestudenten (Lehramtskandidaten) erfahren durch die Mitarbeit auf vielfältigen Gebieten eine Vertiefung und Konkretisierung ihres geographisch-landeskundlichen Studiums und zugleich eine Einsicht in echte Forschungssituationen. Das Projekt ist also zugleich ein hochschuldidaktischer Versuch.

Inzwischen liegen bereits eine Bodennutzungskartierung (Maßstab 1 : 500, Sommer 1972) und eine Siedlungskartierung (gleicher Maßstab, Sommer 1973) vor, Teamarbeiten im Rahmen der geographischen Ausbildung (Geländepraktika). Hier werden gleichzeitig wertvolle Impulse für spätere Einzelstudien ausgelöst, die unter anderem in Arbeiten ihren Niederschlag finden, wie sie in der obigen Liste für die rückliegenden vier Jahre aufgeführt wurden.

A n m e r k u n g e n :

- 1) A. SIEVERS, Arbeiten zur Geographie des Oldenburger Münsterlandes und benachbarter Landschaften. In: Jahrb. für das Oldenburger Münsterland 1970, 208 ff.
- 2) H. A. MEISSNER, in: Ebda. 1971, 188—200
- 3) H. W. WINDHORST, in: Ebda. 1972, 183—189
- 4) H.A. MEISSNER, in: Ebda. 1973, 128—143
- 5) H. W. WINDHORST, in: Ebda. 1973, 110—127
- 6) ders., in: Geograph. Rundschau 1973, H. 11, . . .
- 7) ders., in: Jahrb. für das Oldenburger Münsterland 1974, S. 663—79.
- 8) ders., Wiesbaden 1974. Schriftenreihe „Erdkundl. Wissen“ (im Druck)
- 9) ders., u. H. HOFFMANN, in: Neues Archiv f. Niedersachsen (1973) (im Druck)
- 10) A. SIEVERS, in: Jahrb. für das Oldenburger Münsterland 1971, 226—228
- 11) H. A. MEISSNER, in: Ebda. 1972, 132—145

Literatur über das Oldenburger Münsterland

Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen und das Niederstift Münster. Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg. Bearbeitet von: Harald Schieckel, Hans Schlömer, Peter Berghaus, Gerd Langemeyer, Peter Illisch. Herausgeber: Helmut Ottenjann. Cloppenburg 1973. Die dreihundertste Wiederkehr der Belagerung der Festung Groningen im Jahre 1672 durch Christoph Bernhard von Galen war der äußere Anlaß, der Persönlichkeit dieses Bischofs drei Ausstellungen zu widmen. Während in Groningen und Münster das Schwergewicht der Exponate auf der Darstellung europäischer Zusammenhänge lag und das so widersprüchliche Bild des Fürsten in allen Varianten anschaulich gemacht wurde, bildete die Beziehung Christoph Bernhards zum Niederstift Münster das zentrale Thema der in Cloppenburg gezeigten Ausstellung. Durch diese Verschiebung des Schwerpunktes konnte die Sicht dieses barocken Souveräns weiter abgerundet werden.

Das äußere Schema und ein Teil des Textes (Nr. 61—135) wurde dem von P. Berghaus, P. Illisch und G. Langemeyer bearbeiteten Katalog der Ausstellung in Münster übernommen, während das hinzugekommene, ergänzende Material von H. Schieckel und H. Schlömer kommentiert wurde. In seinem Vorwort gibt Schlömer eine kurze prägnante Übersicht über die bewegte Geschichte des Niederstiftes und seiner Ämter im 17. Jahrhundert. Die von H. Schieckel bearbeiteten Archivalien aus den Beständen des Niedersächs. Staatsarchivs Oldenburg vermitteln ein buntes Bild des Lebens in den einzelnen Gemeinden, und die von H. Schlömer vorgenommene Auswahl kirchlichen Archivmaterials zeigt die Vielschichtigkeit der religiösen Bereiche auf. Zusammen mit dem bereits in Münster gezeigten Bestand, dem der Gruppe der Goldschmiedearbeiten ein von H. Ottenjann als Arbeit des Augsburger Meisters FW erkannter Meßkelch aus Lohne zugefügt wurde, vermittelt die Ausstellung ein umfassendes Bild des Südoldenburger Landes in einer von politischen Machtkämpfen und Glaubensstreitigkeiten zerrissenen Zeit, die sich in der Persönlichkeit Christoph Bernhards von Galen repräsentiert.

Heinemeyer

Elfriede Heinmeyer, Ein Wiener Ornat in der Propsteikirche Vechta, in Zeitschrift „Westfalen“ 49. Band, Heft 1—4, Münster 1973, S. 155 ff.

Der 1954 von der Propsteikirche erworbene wertvolle Ornat (Pluviale, Kasel, zwei Dalmatiken, zwei Stolen und Manipeln, Bursa, Palla und Kelchvelum) wird hier wissenschaftlich allseitig — kunsthistorisch sowie textilkundlich — untersucht; ferner wird nachgewiesen, daß er im Wiener Kloster der Heimsuchung Mariae — eine Niederlassung der Salesianerinnen — gearbeitet worden ist (um 1760), während die zur Verwendung gelangten Brokate französischen Ursprungs sind (um 1730).

H. Ottenjann

Kölnisches Stadtmuseum, Hanse in Europa, Brücke zwischen den Märkten, 12.—17. Jahrhundert, Ausstellung des Kölnischen Stadtmuseums, 1973, 432 S.

Unter Mitwirkung zahlreicher Wissenschaftler erstellte das Kölnische Stadtmuseum eine großangelegte, sehenswerte Ausstellung und einen ebenso inhaltsreichen, wertvollen Katalog, so daß Größe und Untergang der Hanse in Europa augenfällig demonstriert und wissenschaftlich dokumentiert wurden. In dieser Ausstellung von internationalem Rang wurde auch der Münzschatzfund von Friesoythe — Sammlung Museumsdorf Cloppenburg — gezeigt, der nach den Untersuchungen von Professor Berghaus um 1230 vergraben wurde und ein beredtes „Zeugnis für den Umlauf von englischen Sterlingen und deren westfälischen Nachahmungen in Nordwestdeutschland“ (S. 384) darstellt.

H. Ottenjann

Herbert Schwarzwälder, Bremen und Nordwestdeutschland am Kriegsende 1945, Band 1: Die Vorbereitung auf den „Endkampf“; Bremen, 1972.

Band 2: Der britische Vorstoß an die Weser; Verlag Schünemann, Bremen, 1973.

Von der in drei Lieferungen konzipierten Darstellung zur Geschichte des Kriegsendes 1945 im Weser-Ems-Gebiet und speziell in Bremen konnten bisher zwei Lieferungen erscheinen, und zwar in der Reihe der „Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte“, Heft 5 und 6. Beide Abhandlungen breiten umfängliches Bild-, Karten- und Aktenmaterial dieser schicksalsschweren Zeit aus, so daß sie dokumentarischen Quellenwert gewinnen. Diese Arbeiten über einen gewichtigen Zeitabschnitt unserer jüngsten Geschichte sind auch deswegen besonders aussagefähig und überaus verdienstvoll, da die Ereignisse sowohl aus deutscher als auch aus britischer Sicht geschildert und analysiert werden. Besonders im 2. Band (Heft 6) wird das Kampfgeschehen in Südoldenburg erläutert, so daß auch die wichtigen Untersuchungen zu diesem Thema von A. Wöhrmann (in den „Heimatblättern“ und „Volkstum und Landschaft“ veröffentlicht) in einen größeren Zusammenhang eingeordnet werden.

H. Ottenjann

Irdenware des Osnabrücker Landes, 19. und 20. Jahrhundert, Ausstellung Museumsdorf Cloppenburg, 1973, Katalogbearbeitung: Ernst Helmut Segsneider.

In Zusammenarbeit mit dem Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück zeigte das Museumsdorf als letzte Sonderausstellung des Jahres 1973 das volkskundlich interessante Thema der Osnabrücker Irdenware, erweitert durch zahlreiche Gefäße und Scherben aus den Abwurfhalden zweier Wildeshauser Töpfereien 18. und 19. Jh.) — systematisch ergraben 1973 durch das Museumsdorf Cloppenburg. Der abbildungsreiche, instruktive Katalog gibt detaillierte Auskünfte über Geschichte und Verbreitung der Töpfereien im Osnabrücker Land, über den technischen Ablauf des Brennvorganges, über die Arbeit des Töpfers und das Arbeitsgerät selbst sowie über Bezeichnung, Form und Funktion der Töpferware. F. Hellbernd

Landschaft und Wirtschaft an Weser und Ems, Wirtschaftsverlag Hug u. Co. Wilhelmshaven 1973, 256 S., reich, auch farbig bebildert. Diese Schrift für regionale Strukturpolitik, Wirtschafts- u. Fremdenverkehrsförderung bringt unser Oldenburger Münsterland betreffende Artikel: Zweckverband Erholungsgebiet Thülsfelder Talsperre, Museumsdorf Cloppenburg, Big Dutchman-Industrie-Report (fresh pac verpackungen, Calveslage), Tafu in Neuenkirchen, Remmers Chemie in Lönigen, Oldenburgische Volkszeitung in Vechta, Südoldeburger Eierprodukte in Vechta, Die Brücke: Das Tor zum Norden (Autobahnrestaurant) und Stadt Lohne. Hellbernd

Fest- und Jubiläumsschriften:

Kath. Kirchengemeinde St. Peter Lastrup 1973

Festschrift der Pfarrgemeinde St. Peter Lastrup. Hrsg. Kath. Kirchengemeinde Lastrup 1973. Gesamtherstellung: Dieter Ostermann, vorm. F. Ostendorf, Buch- und Offsetdruck, Cloppenburg. 196 Seiten.

Diese ausführliche Darstellung des Kirchenlebens der Pfarrgemeinde Lastrup, die anlässlich der Einweihung des Erweiterungsbaues der Pfarrkirche vorgelegt wurde, umfaßt im wesentlichen drei Aspekte: Im historischen Teil werden, ausgehend von den Anfängen der Christianisierung im Weser-Ems-Gebiet, die Zusammenhänge von öffentlichem und kirchlichem Leben deutlich gemacht (dazu: Entwicklung der Priester- und Ordensberufe in Lastrup). Die Daten zur Baugeschichte und zum Neubau sind ergänzt durch Fotoreproduktionen von vielen Details des Kirchenraumes, von Statuen, Außenansichten u. a. Um über das gegenwärtige kirchliche Leben zu informieren, werden die katholischen Vereine, kirchliche Einrichtungen und die Gemeindegarbeit vorgestellt. Dwertmann

50 Jahre Glaßdorf 1923—1973

Zusammengestellt von J. Ferneding, H. Lamping, J. Meyer, B. Robke.
Satz und Druck: reprografie oldenburg 1973.

Die Chronik zeigt die harte Entwicklungsarbeit der „Heidebekehrer“. Die Erschließung des ehemaligen „Böselerfeld“ wird im Hinblick auf Kultivierungstechniken, Ansiedlungsformen, Verkehrsverbindungen, Elektroanschluß, Einfluß staatlicher Behörden u. a. erläutert. Ausführliche Behandlung erfährt die schulische Entwicklung. Im Anhang findet sich eine Familienchronik der einzelnen „Kolonate“. Dwertmann

Festschrift: Hundert Jahre Krankenhaus Johanneum Wildeshausen, 1873—1973. Herausgegeben von Dr. Georg Meyer-Spasche. Redaktion: Hans Schlömer, Druck: Vechtaer Druckerei u. Verlag GmbH, Vechta 1973, reich bebildert.

Durch viele Urkunden belegt hat H. Schlömer eine Geschichte des Krankenhauses geschrieben, die vorbildlich ist. Sie wird ergänzt durch Beiträge von Dr. Meyer-Spasche und Dr. Benken. Hellbernd

Kolping-Festschrift. 68. Oldenburger Kolpingtag am 16./17. Juni 1973 in Barbel „Christsein 73“, 132 S. Abb., Druck: Siebe Ostendorf, Westrhauderfehn.

Neben den Grußworten und Stellungnahmen zu dem Thema des Kolpingtages zeichnet die Schrift sich aus durch zwei Artikel von Hermann Huismann „Aus der Chronik der Kolpingfamilie Barbel“ und „Das Kirchspiel Barbel in Vergangenheit und Gegenwart“.

Festschrift: 50 Jahre SV Hemmelte. Festtage vom 27. — 29. Juli 1973; Druck: D. Ostermann, vorm. F. Ostendorf, Cloppenburg, 140 S., Abb. Diese von Heinz von der Wall in Zusammenarbeit mit mehreren Persönlichkeiten aus Hemmelte textlich gestaltete Festschrift fällt durch die hervorragenden Artikel auf und könnte anderen Festschriften als Vorbild dienen.

Festschrift: 50 Jahre FCL Fußballclub Lastrup. Festwoche vom 7. 7. — 15. 7. 1973; Druck: D. Ostermann, Buch- und Offsetdruck, Cloppenburg, 49 S. Abb. Hellbernd

MACHEN SIE IHRE WÜNSCHE WAHR ...MIT EINEM KREDIT VON UNS

Sie haben es in der Hand, ob Ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Vor allem, ob früher als erwartet. Damit Sie schon jetzt kaufen können, was Sie sich wünschen, geben wir Ihnen einen Kaufkredit. Geld bar auf die Hand, damit Sie besonders günstig kaufen können – oft mit Rabatt. Kommen Sie zu uns. Wir beraten Sie.



**DIE SPAR-
UND DARLEHNSKASSEN
SÜDOLENBURGS**

Gebr. Terwelp Cloppenburg

BUCH- UND

Gegründet 1887

KUNSTHANDLUNG / BUCHDRUCKEREI

Die Neuer-
scheinungen
der
führenden
kath. Verlage sind stets
am Lager vorrätig

Religiöse Kunst:
Bilder, Kreuze, Figuren in
sehenswerter Auswahl

Unsere Buchdruckerei
liefert Geschäfts- und
Familiendruksachen in
jeder Ausführung

Strom Erdgas

Die wirtschaftliche u. arbeitssparende Energie

sauber, bequem und preiswert

Energieversorgung Weser-Ems AG



Prüfen Sie vor Ihrem Einkauf UNSER Angebot

und denken Sie daran, daß wir

- in unseren vier eigenen Fabriken Qualitätsmöbel zu marktgerechten Preisen herstellen und diese direkt in Ihre Wohnung liefern;
- als Mitglied beim Großeinkauf Europa-Möbel mit führenden Herstellern des In- und Auslandes in Verbindung stehen und Ihnen durch Großeinkauf eine überragende Auswahl neuester Modelle zu günstigen Preisen anbieten;
- Ihnen beim Kauf Ihrer kompletten Einrichtung in einem Hause ganz besondere Vorteile bieten und unser Kundendienst Sie über die ganze Bundesrepublik begleitet.



Darum kaufen Sie Ihre

Möbel - Teppiche
Gardinen und Betten

in Ihrem Einrichtungshaus

BECKERMANN

Das große Einrichtungshaus mit eigenen Möbelfabriken

Cloppenburg, Tel. 04471 - 2686

Großhandel

Einzelhandel

Kurt Weigel KG

Farben
Lacke
Glas
Tapeten
Fußbodenbeläge

459 CLOPPENBURG, LANGE STR. 17, TEL. 04471/2586-3842



*Für alle
In- und
Auslands-
reisen*

empfehlen wir unsere neuzeitlichen, modernen

REISEBUSSE

— 20- bis 59-Sitzer —

Erfahrene Busfahrer betreuen Sie bei angemessenen Preisen

OMNIBUSBETRIEB

N. Hanekamp, 459 Cloppenburg

Telefon 04471/2269 — Museumstraße 24



Gute Bücher

sind gute Gesellschafter

Bücher aus allen Wissensgebieten, Romane, Reisebeschreibungen, Jugendbücher und Kunst-Bildbände in großer Auswahl vorrätig.

Moderne Kunstgegenstände

für die christliche Heimgestaltung

Geschnitzte Kreuze, Original-Bilder und -Drucke sowie Statuen und kunstgewerbliche Gegenstände zu günstigen Preisen in reicher Auswahl vorrätig. Auch ohne Kauf sind Sie uns immer willkommen.

Aus unserer Bastelecke

Bastelmaterial und Bastelbücher

Liefere sämtliche Fabrikate von Schreib-, Rechen- und Büromaschinen

Alleinverkauf von



-Büromöbeln und Organisations-Einrichtungen.

Unsere modern eingerichtete Druckerei liefert Drucksachen in Buch-, Offset- und Siebdruck.

FERDINAND OSTENDORF

Clöppenburg – Lange Str. 41-42 – Bahnhofstr.



Möbel

Betten

Auslegeware

und Teppiche

WOHN-MARKT

Inh. Clemens Nemann

Vechta, Lohner Straße

CLEMENS KRAPP

Seit 1897

Ihr Lieferant und Berater

in Eisenwaren - Baubedarf - Elektrogroßgeräten - Zentralheizung

Steinfeld
Tel. 207/447

Dinklage
Tel. 164

Damme
Tel. 21 52

Vechta
Tel. 40 95

Diepholz
Tel. 25 40



KLEMENS DIERKES

Marmorwerk - Steinmetzbetrieb
Fliesengroßhandlung

Cloppenburg, Eisenbahnstraße
Telefon 04471 - 21 42 und 22 46





RVC

- Fleischgroßhandel
- Zucht- und Nutzvieh
- Schlachtvieh
- Ferkel
- Läufer

Wir sind auf allen Absatzmärkten im EWG-Raum vertreten.

Unsere erfahrene Organisation bietet eine Gewähr für gesicherten Absatz und bessere Erlöse für sämtliches Vieh.

In der Vermarktung stehen wir in unserem Raum an führender Stelle. Die ständig steigenden Schlachtzahlen beweisen uns, daß der Erzeuger mit uns zufrieden ist.

Der Landwirt kann uns vertrauen, als bäuerliche Einrichtung sind wir für ihn da.

Raiffeisen - Viehverwertung Cloppenburg e. G. m. b. H.

459 Cloppenburg

Emsteker Straße — Telefon 04471-4094 — Fernschreiber 0251 315



Privatpatient im **Krankenhaus**
auch mit Krankenschein

100% Erstattung der Mehrkosten der **2. Pflegeklasse** bei Vorleistung der gesetzl. Krankenkasse

günstige Beiträge: z. B. für einen 30jährigen
monatl. DM 10,90.

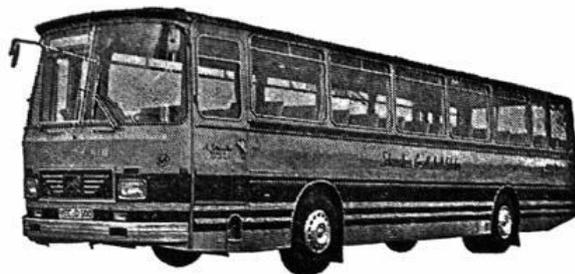
Landvolk-Krankenkasse

2848 Vechta
Moorgärten 12-14
Tel. 04441-2093/94

Bezirksleiter: Erwin Reimann, Kroge, Lindenweg, Tel. 04442-1746

Inspektor: Gerh. Reimann, Lohne, Bergweg

**In- und
Auslandsreisen
mit modernsten Reise-Omnibussen**



23 Omnibusse in folgenden Größen, die zum Teil Schlafsessel haben, sind vorhanden: 8, 17, 26, 30, 35, 39, 43, 47, 51, 55 und 59 Sitzplätze.

Erfahrungen im Omnibus-Reisedienst seit 1929.

Linienomnibusse bis zu 190 Personen Fassungsvermögen.

Sichern Sie sich rechtzeitig für den geplanten Ausflug den entsprechenden Omnibus.

SCHOMAKERS GESELLSCHAFTSFAHRTEN

Aloys Schomaker

2842 Lohne (Oldb)

Telefon 04442 / 3216



Die Alten hätten ihre Freude,

daß sich wieder so viele Bauherren finden, die den guten Geschmack haben, das biologisch gesunde und bauphysikalisch moderne Bauen mit dem Sinn zu verbinden für edles Material und für Farbspiele, die mit den Jahren nicht verblasen, sondern durch Patina würdiger und wertvoller werden.

Die Alten hätten ihre Freude,

daß unser Oldenburger Münsterland sein eigenständiges Gesicht wahrt, nicht zuletzt durch sein landschaftsgebundenes Baubewußtsein: „Unser Haus (die neue Kirche usw.) soll doch nicht ebenso gut in Chikago, Ostberlin oder Tel Aviv stehen können!“

Die Alten hätten ihre besondere Freude

an den gediegenen **OLFRY** Krönungs-Ziegeln

aus dem Ton des Oldenburger Münsterlandes ohne jeden Zusatz, aber gebrannt mit den besonderen Möglichkeiten, die das hiesige Erdgas bietet.

1740—1775 betrieb Ahnherr Georg Wilhelm v. Frydag die vormals v. Kobrinc'sche, später Meierkord'sche Ziegelei in Bösel (Kreis Cloppenburg). 1908 baute Oberhofmeister August v. Frydag die Ziegelei in Hagen bei Vechta (auf den Rat des Großherzogs Friedrich August hin). 1969 wurde das Werk II in Betrieb genommen. Im Jahre 1973 ist das gesamte Ziegelwerk auf den neuesten Stand der Technik gebracht worden.

Ziegelwerk v. Frydag

2848 Vechta-Hagen, Telefon (04441) *5071

TOUROPA SCHARNOW
REISEBÜRO WILMERING
HUMMEL DR. TIGGES
OMNIBUSVERMIETUNG

Verkauf von Bundesbahnfahrkarten, Flugkarten, Hotelreservierung, Pekolfahrten, Woltersreisen, Airtours, Transeuropa u. v. a.

Vechta, Große Straße 45, Telefon 04441/4144
Vechta, Marschstraße 45, Telefon 04441/2160

LUDWIG RAUBER, VECHTA

Dobbenstraße 15

Telefon (04441) 4610



Buchbinderei

Bildereinrahmung





Vechta, Bremer Tor

**wenn Sie
modisch**

**RICHTIG
gekleidet sein wollen**

schöne
Stunden
ganz
nach
Wunsch

ob Theater,
Film oder
Konzert,
kulinarische
Genüsse
oder
ausgelassene
Geselligkeit,
informieren
Sie sich
über
die Fülle
von
Möglichkeiten,
den Abend
angenehm
zu gestalten
durch die



die größte
Zeitung
Süd-
Oldenburgs



**ein Begriff
für Leistung**

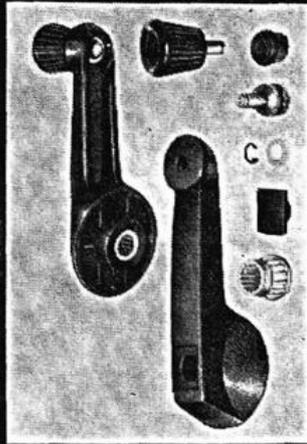
H. THAMANN

Landhandel

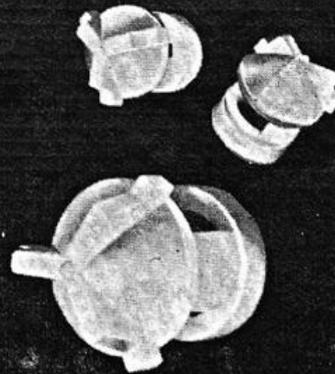
Neuenkirchen (Oldb)



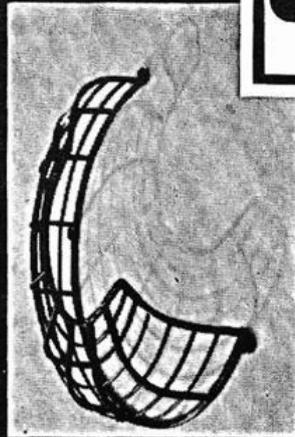
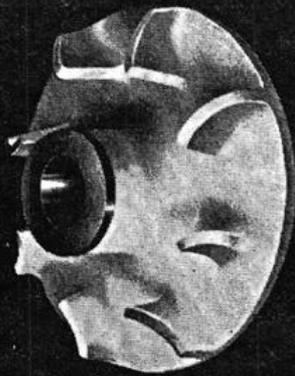
TEKUFORM



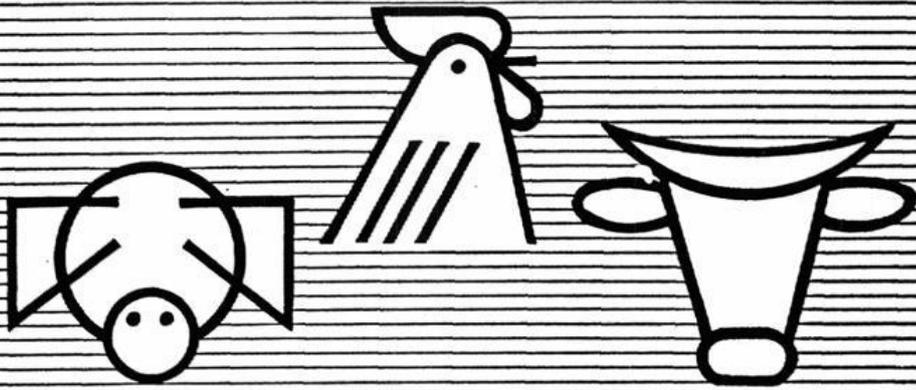
Das sind
technische Kunststoff-Formteile
In Qualitätsausführung für die Industrie.
Artikel aus
**Plastomeren, Elastomeren und gummielastischem
hochtemperaturfestem POSICON®**
werkstoffgerecht gestaltet • materialgerecht
verarbeitet • auf modernsten Produktionsanlagen • auch
glasfaserverstärkt. Maximales Stückgewicht ca. 1000 g.



**Kunststoff-Metall-Verbindungen
Teile-Nachbearbeitung • Werkzeugbau**
Unsere Kunststoff-Spezialisten machen Ihnen schon bei
der Projektbearbeitung den optimalen
Gestaltungsvorschlag.
Bitte verlangen Sie unseren **TEKUFORM-Katalog**
und technische Informationen.
Wenn erforderlich, besuchen wir
Sie sofort. Anruf genügt.



GEBR. PÖPPELMANN Kunststoffwerk
2842 LOHNE (OLDB.) • Tel.: 04442/1012-16 • Telex: 025916



ERD

Leistungsfutter

birgt Sicherheit während



**Aufzucht
Mast und
Legezeit**

H. BRÖRING

Mischfutterwerk - Landhandel

Dinklage
Tel. 04443/1055

Löningen
Tel. 05432/2071



Flaschen  Kanülen  Puderstreu Dosen 

 Cremedosen  Kompakt-Puderdosen  Flachdosen

Ausgießer  Stickhülsen  Dragée-Behälter 

B

 Schraubverschlüsse  Zierverschlüsse

Griffkorken  Sterilkorken 

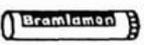
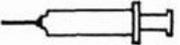
BRAMLAGE bietet mehr
als mancher weiß!

BRAMLAGE GmbH. 2842 LOHNE/OLDENBURG

Telefon Nr.: 04442/3081 —  Fernschreiber Nr.: 025917

 Ampullen-Kästen  Naturkorken  Schraubbecher

Pilferproof-Verschlüsse  Lamellenstopfen  Siegel 

 Tabletten-Röhrchen  Veterinärspritzen

Taschenpackungen  Dosierlöffel  Schnappdeckel 



Getreideveredelung



Awila

Fördern · Trocknen · Mahlen · Mischen

Anton WITTE
Maschinenfabrik
4595 Lastrup (Oldbg.)
Ruf (04472) 305 + 306



Fordern Sie Angebot mit Spezialprospekt



Ihr Kontostand steigt regelmäßig. Beim Sparen per Dauerauftrag.



Regelmäßig jeden Monat einen bestimmten Betrag sparen. Das summiert sich jedes Jahr. Dazu kommen noch unsere Zinsen. Informieren Sie sich. Gleich jetzt.



Landessparkasse

Größtes Kreditinstitut des Oldenburger Landes



Holz,
Türen und Platten
marktgerecht sortiert
Stahlzargen
Eternit-Vertrieb
Leca-Hohlblocksteine
Hourdis-Deckensteine
Rauchabzugsrohre
Isolierstoffe
in Platten und Bahnen
Braas-Beton-Dachsteine
Betonwerke

YTONG

H. D.-Tank

aus Eternit-Material
Ein Heizöltank für Generationen.

Lieferbar:

H.D. 5 in 5 600 Liter

H.D. 7 in 7 600 Liter

H.D. 10 in 10 000 Liter

H.D. 15 in 15 600 Liter



BERNH. BERGMANN

2841 Steinfeld (Oldb) Telefon (05492) 601



Wenn Drucksachen . . .

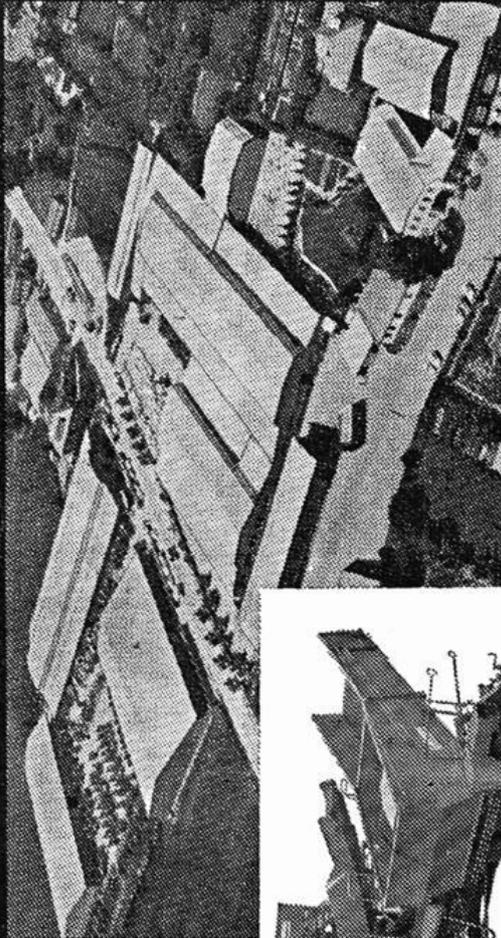
. . . dann

Gute Drucksachen brauchen Zeit. Deshalb sollte man grundsätzlich früh genug bestellen. Die Arbeit kann dadurch sorgfältiger ausgeführt werden. Wenn's jedoch mal unvermeidlich dringend ist, können wir dank unserer guten technischen Einrichtungen kurzfristig liefern.

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH

Vechta, Gutenbergstr. 4, Tel. 5141

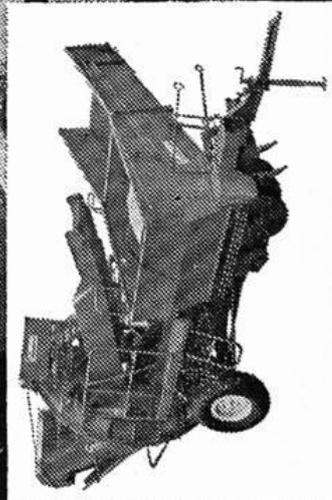
GRIMME.
Die Erfahrung eines großen
Unternehmens gewährleistet
Ihnen technisch ausgereifte
Kartoffelvollernter.



Grimme



Franz Grimme, Landmaschinenfabrik
2845 Damme i. O.
Tel. (054 91) 20 14/20 15, Telex 0941114





Geflügelschlachtereie

Gebr. Stolle

2849 Visbek, Ahlhorner Str., Tel. 04445/1033-4



Schlachtanlagen

auf dem modernsten Stand

Schlachtkapazität

täglich 40.000 - 45.000 Hähnchen



Deutsches Markengeflügel

Hausmarke: Oldenburger

In ganz Deutschland bekannt und sehr gefragt

Fuhrpark

Abholung der lebenden Hähnchen sowie Anlieferung
der bratfertigen Hähnchen mit betriebseigenen
Fahrzeugen



**Bauwerksabdichtung
mit Tiefschutz**

Aida Kiesol sperrt Druckwasser

Aida Betonzusatzmittel

Algavin Trennmittel

Aida Bauhilfsstoffe - Sichtbetonkosmetik

Funcosil Fassadenschutz

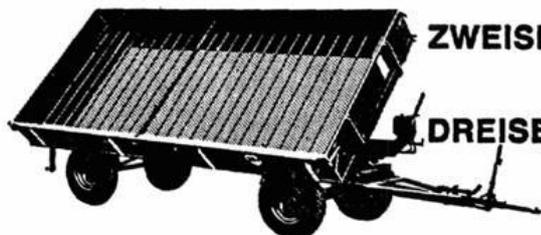
***AIDOL Holzschutz
der Qualität wegen***



**Remmers Chemie
4573 Lönninge
Telefon (0 54 32) 20 51**



Auf sie ist 100% Verlaß:

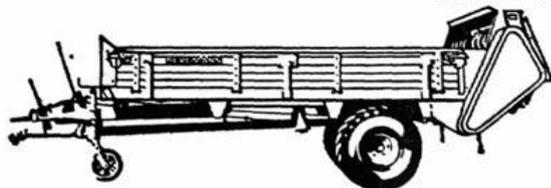


ZWEISEITENKIPPER

3,5 bis 6,5 t Tragkraft

DREISEITENKIPPER

4,5 t Tragkraft



STALLUNGSTREUER

1- und 2achsiger;
bis 5,5 t Tragkraft;
gleichmäßige
Streuarbeit



LADEWAGEN L 15

Ladewagen von
15 bis 24 cbm; wahl-
weise mit 7-Messer-
Schneidwerk;
modernes, bewährtes
Ladesystem



**KARTOFFEL-
SAMMELRODER K 60**

Moderne, einreihige
Sammelroder mit
hydraulischer Bunker-
entleerung
und Schar-
aushebung.
DLG-Prüf.-
Nr. 1576



BERGMANN
2849 GOLDENSTEDT RUF 355-357

INHALTSVERZEICHNIS

Bilderbogen

- Oldenburger Münsterland
2. Folge: Landschaftsbilder aus dem
Landkreis Cloppenburg 3 Toni Bösterling, Dipl.-Gärtner,
459 Cloppenburg, Potsdamer Str. 8

Naturkunde

- Schon gewußt 17 Heinrich Stilkenböhmer, Rektor a. D.,
4573 Lönigen, Böener Straße
- Königsfarn
in der Gemeinde Lönigen 18 Heinrich Stilkenböhmer a. a. O.
- Giftpflanzen im Kreis Vechta 19 Franz Ruholl, Hauptlehrer a. D.,
2842 Löhne, Kreuzstraße
- Vogelbeeren leuchten 31 Josef Hürkamp, Stud.-Ass.,
2843 Dinklage, Clemens-August-Str. 1
- Die Reiher von Reinshaus 34 Clemens Woltermann, OStud.-Dir. a. D.,
2908 Friesoythe, Brakestraße
- Schnepfen- und Rallenvögel 36 Bernhard Varnhorn, Bauer,
2849 Rechterfeld über Vechta
- Großkäfer unserer Heimat 43 Bernhard Varnhorn a. a. O.

Das Oldenburger Münsterland im Wandel

- Die Landesforsten im Oldenburger
Münsterland nach dem Orkan vom
13. November 1972 48 Max Schlüter, Dr., Land.-Ob.-Forststr.,
29 Oldenburg, Fritz-Reuter-Str. 9
- Zur Struktur der Massentierhaltung
im Kreise Vechta 63 H.-Wilhelm Windhorst, Dr., Wiss.-Ass.,
2848 Vechta, Gerhart-Hauptmann-Str.
- Gemeindereform in den Landkreisen
Cloppenburg und Vechta 80 Referenten-Entwurf vom 16. 5. 1973
- Die Gründung politischer Parteien
1945/46 im Kreis Vechta 81 Joachim Kuropka, Wiss.-Ass.,
44 Münster, Teigelkamp 64

Erzählungen und Gedichte

- Old Vechte 102 Elisabeth Reinke, Schriftstellerin,
2848 Vechta, Moorgärten 3
- Rheumatismus* 107 Elisabeth Reinke a. a. O.
- Zum Tagesanbruch, Morgenansprachen
Dat nee Jahr 107 Hans Varnhorst, Rektor a. D.,
2848 Vechta, Tannenweg 35
Jedereen heff siene Dracht 108
Dat Hart 109
De Baas 110
- Vör'n Spegel* 111 Hans Varnhorst a. a. O.
- Välen Dank för den feinen Tee 111 Erika Täuber,
2848 Vechta, Hohe Bank
- Up Grootvadders Knee* 112 Erika Täuber a. a. O.
- Wie wird das Wetter 113 Erika Täuber a. a. O.
- Die Schnecke und die Schwalbe 114 Constanz Vogel, Realschullehrer a. D.,
4573 Lönigen, An der Bleiche



Dat stünd an'n Boom	115	Franz Dwertmann, Rektor, 4591 Cappeln
Dat stünd uck an'n Boom	118	Franz Dwertmann a. a. O. Hans Pille, Schriftsteller, 4052 Dülken, Niederrhein
Ein Bild hinter Glas	119	Heinz von der Wall, Realschullehrer, 4559 Ankum, Druchhorner Straße
Dat Lecht	121	Heinz von der Wall a. a. O.
Leed up de Straatens*	122	Heinz von der Wall a. a. O.
Die geheimnisvolle Stimme	123	Maria Hartmann, 2841 Holthausen bei Steinfeld
Tippelbräuers	125	Annegret Thöle, Schülerin 4595 Lastrup, Unnerweg 13
Plattdeutsche Vertellsel: Dat rotbunte Kalw	127	Annegrete Bruns, Schülerin, 459 Cloppenburg, St.-Michael-Str. 23
Dei Kauhknaoken	128	Josef Herbrügge, Schüler, 2849 Lutten, Post Amerbusch
In't Mauer	128	

Kulturgeschichte

Zur Situation der plattdeutschen Sprache	130	Franz Dwertmann a. a. O.
Sitte und Brauch im Wandel der Jahre. Dreikönigstag u. Sternsingen	141	Franz Kramer, Reg.-Dir. a. D., 29 Oldenburg, Elis.-Frerichs-Str. 2
Die Juden im Oldenburger Münster- land. 1. Teil	160	Harald Schieckel, Dr., Arch.-Oberrat, 29 Oldenburg, Nadorster Str. 26
Alte Grabplatten und Epitaphe in Südoldenburg. II. Teil	176	Franz Hellbernd, Rektor, 2848 Vechta, Villkuhlenweg 22
Bauernbefreiung in Südoldenburg Fortsetzung	192	Josef Sommer, Realschullehrer, 2842 Löhne, Stettiner Straße
Ein alter Dammer Kupferschläger auf Wanderschaft	202	Gregor Mohr, Lehrer a. D., 2845 Damme, Bahnhofstraße 153
Die Familien der Drostzen und Erbkämmerer von Galen	206	Clemens Heitmann, Pfarrer, 2908 Friesoythe, Burgstraße 4
Fürstbischof Christoph Bernhard v. Galen u. das Niederstift Münster	218	Hans Schlömer, Verwaltungsrat i. K. 2848 Vechta, Sprengelstraße 8
Stiftungen Christoph Bernhards v. Galen an Kirchen in S. O.	238	Elfriede Heinemeyer, Dr. Kustos, 29 Oldenburg, Landesmuseum

Lebensbilder, Berichte

Schaffen aus dem Schatten Heinrich Starman, Nellinghof	247	Alwin Schomaker, Schriftsteller, 2841 Langenteilen über Damme
Farbholzschnitte als Ausdrucksträger Bericht über Bert Niemeyer, Vechta		Jürgen Weichardt, O.-Stud.-Rat, 29 Oldenburg, Gaststraße 24
Aus der Chronik der Gemeinden des O. M. im Jahre 1972	266	Franz Kramer a. a. O.
Aus der Arbeit des Heimatbundes 1972/73	275	Helm. Ottenjann, Dr., Museumsdirektor, 459 Cloppenburg, Museumsdorf

Literatur

Arbeiten zur Geographie des O. M. und benachbarter Landschaften	284	Angelika Sievers, Prof., Dr., 2848 Vechta, Dominikanerweg 28
Literatur über das Oldenburger Münsterland	287	Dwertmann, Hellbernd, Heinemeyer, Ottenjann





